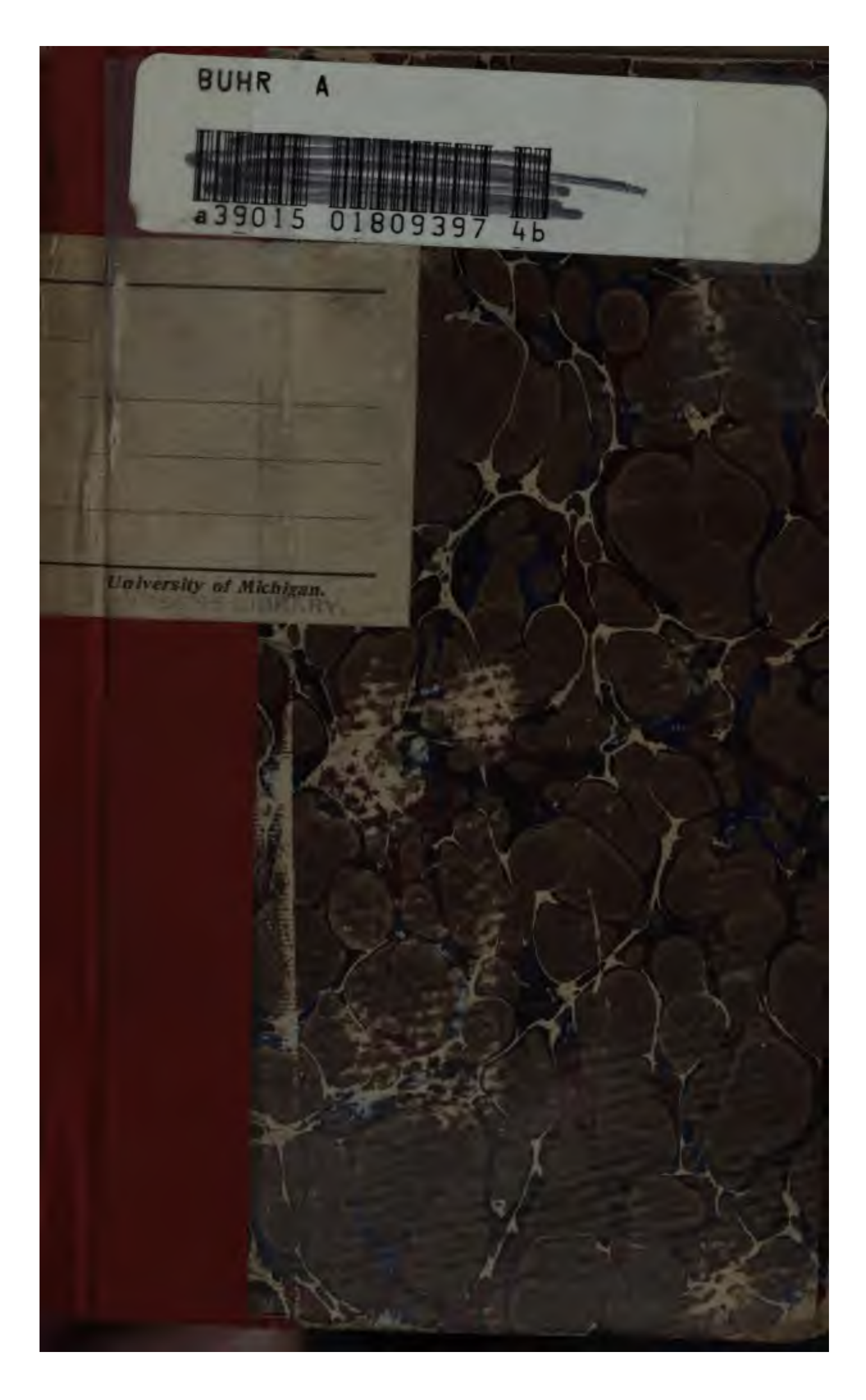


BUHR A
a39015 01809397 4b
University of Michigan.


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN







Nankes
anderungen durch Preussen,

Herausgegeben

von

Ludwig von Baczko,
fessor der Geschichte bei der Artillerie-Akademie
zu Königsberg.

Erstes Bändchen.

Hamburg und Altona,
ei Gottfried Vollmer.
1800.

Vorrede.

Herr Ranke, dessen Lieblingswissenschaft Naturgeschichte, vorzüglich Entomologie ist, that zu Fuß seine Reise durch einen großen Theil Preussens. Seine gesammlete Nachrichten, in so weit sie Naturgeschichte anbetreffen, sind hier unverändert, allein die statistischen Nachrichten, und was Preussens Geschichte anbetrifft, hab' ich mit Genehmigung des Verfassers zum Theil umgearbeitet und beträchtlich vermehrt.

Die Leser können überzeugt seyn, d
ich diese letztern aus zuverlässigen Quel
schöpfte; und von dem Beifalle, den d
Werkchen erhält hängt es ab, ob ein zw
tes Bändchen erscheinen soll.

Der Herausgeber.

Wanderungen durch Preussen.

Erster Abschnitt.

Abreise aus Königsberg. Ein neu angelegter Kirchhof und ein abgebrochenes Hochgericht. Neue Bleiche; Versteinerungen; englischer Garten. Weidenallee. Juditten. Reliquien von verschiedener Art. Capornsche Heide. Das Elendthier. Die Vierbrüdersäule. Beute aus dem Reiche der Naturgeschichte. Fischhausen. Preussisches Paradies. Zwei neue Käfer. Versteinerungen und Insekten bei Altpillau. Der Stör und Störfang; die Pfundbude; Vestung Pillau. Versandung. Die Stadt Pillau, ihr Hafen und ihre Handlung. Der Strömling und der Dösch. St. Albrecht und der heilige Adelbert. Lochstädt. Der Seestrand und die an demselben bemerkten Naturprodukte.

Am 4ten Mai 1794 verließ ich Königsberg; ich hatte die Erlaubniß erhalten, längst dem Seestrande gehen zu dürfen, um die ich deshalb angesucht hatte, weil ich hier eine große Beute von Versteinerungen zu machen hofte, besonders da diese Gegend so wenig besucht wird, weil der Bernstein, der bekanntlich ein Regal ist, hier von der See an den Strand geworfen wird, und die hier angestelten Strandreuter mir ohne die Erlaubniß der Königlichen Krieges- und Domainen-Cammer, das Aufnehmen jeder Kleinigkeit verhindert, ja mich vielleicht als einen Bernstein-Defraudanten verhaftet haben würden. Durch eine Erlaubniß vom Forst-Departement durfte ich ein Schießgewehr führen, ohne welches ich nicht im Stande gewesen wäre, irgend etwas für die Ornithologie zu leisten, und so trat ich in Begleitung eines meiner Bekannten die Reise nach Memel an.

Leicht wallte mein Blut als ich die Mauern einer Stadt verließ, in der ich so wenig Freu-

den genossen hatte; — und so bald man sich von Königsberg entfernt, reitzen mannigfaltige Aussichten das Auge. Gleich an dem Steindamschen Thore liegt ein Kirchhof, gegen den sich lange das Vorurtheil Königsbergs empörte, weil er an einer Stelle angelegt ist, worauf ehemals die Unreinigkeiten der Stadt hingeführt wurden, und daher verschmähte es Königsbergs schöne Welt, hier auch als Auskehrigt seine Stätte zu finden.

Zur linken Seite des Thores stand hier das Hochgericht, welches aber mit allen jenen kleinlichen Feierlichkeiten, die jener Geist der ehrsahmen Zünfte und Innungen, laut löblicher Zünfte, Privilegien und wohlhergebrachten Herkommen zu beobachten pflegte, auch hier abgebrochen wurde, und auf dem Hügel, wo man eine schöne Aussicht genießt, soll ein Gasthof angelegt werden. Ueberhaupt ists ein empörender Anblick, vor dem Eintritt in die Städte durch Galgen, Räder und die Reliquien der Uebelthäter begrüßt zu werden. Der Anblick erregt Unwillen; oft wenn ich so aufs

Hochgericht und dann auf die Städte hinsah, stieg in mir der Gedanke auf, wie mancher modert hier blos, durch schlechte Erziehung, schlechtes Beispiel und das Zusammentreffen ungünstiger Umstände zum Verbrecher gemacht, und wie mancher erlaubt sich wieder in euren Mauren Handlungen, die, wenn sie veröffentlicht wären, ein ähnliches Schicksal verdienten und geht doch hier ganz ruhig vorüber. Das Beispiel der Hinrichtung wirkt auf den gemeinen Mann wenig oder nichts; denn Hinrichtungen sind ja bei uns, was das Stiergefechte in Spanien ist, — eine Art von Volksfest, der Anblick der Hochgerichte stumpft bei dem gemeinen Manne die Gefühle ab, und macht ihn vielleicht unfähiger gegen den Eindruck des Mitleidens. — Von dieser Seite aber hat nun Königsberg keinen so scheuslichen Anblick mehr.

Zur Linken des Landweges liegt die neue Bleiche, ein unbedeutender Lustort, selbst von tiefliegenden Wiesen umgeben; aber nebenbei erhebt sich ein Berg, der über den Pregel und die umliegende Gegend eine schöne Aus-

ficht gewährt. Ein Graben, wahrscheinlich in ältern Zeiten ein Arm des Pregels, ist Freunden der Naturgeschichte wegen der Versteinerungen und der schönen Kiesel schätzbar. Verschiedene hier aufgefundene Steine z. E. ein kleiner vom Wasser abgerundeter Topas, ein eben so gebildeter Carniol, ein Käferabdruck *) in Discit in grauen Sandstein, eine gefaltete versteinerte Austerschale, die Kettencoralle (Tubipora catenaria) und mehrere Steine und Versteinerungen enthielt die Sammlung, welche vormals Herr von Baczko besaß, und deren Versteinerungen Herr Kirchenrath Meierotto aus Berlin an sich kaufte. Die hier angezeigten Stücke waren sämmtlich im holen Grunde gefunden, ein Name, womit man ein Thal belegt, durch welches dieser Graben fließt, und welches sich von der neuen Bleiche hinter den Huben fortdehnt, und hier fand auch Rappolt, vormals Professor der Physik in Königsberg,

*) Enthomolithus paradoxus, five petrificatum Insecti coleoptrati. S. Schriften der berlinischen Gesellsch. Naturforsch. Freunde 6. Bd. S. 245 — 51. T. II. Fig. 6.

Hochgericht und dann auf die Städte hi
stieg in mir der Gedanke auf, wie ma
modert hier blos, durch schlechte Erzieh
schlechtes Beispiel und das Zusammentr
ungünstiger Umstände zum Verbrecher gem
und wie mancher erlaubt sich wieder in e
Mauren Handlungen, die, wenn sie verö
licht wären, ein ähnliches Schicksal verdie
und geht doch hier ganz ruhig vorüber.
Beispiel der Hinrichtung wirkt auf den ge
nen Mann wenig oder nichts; denn Hin
tungen sind ja bei uns, was das Stiergef
in Spanien ist, — eine Art von Volksfest
Anblick der Hochgerichte stumpft bei dem ge
nen Manne die Gefühle ab, und macht
vielleicht unfähiger gegen den Eindruck
Mitleidens. — Von dieser Seite aber hat
Königsberg keinen so scheuslichen Anblick u

Zur Linken des Landweges liegt die n
Bleiche, ein unbedeutender Lustort,
von tiefliegenden Wiesen umgeben; aber n
bei erhebt sich ein Berg, der über den P
und die umliegende Gegend eine schöne

sicht gewährt. Ein Graben, wahrscheinlich in ältern Zeiten ein Arm des Pregels, ist Freunden der Naturgeschichte wegen der Versteinerungen und der schönen Kiesel schätzbar. Verschiedene hier aufgefundene Steine z. E. ein kleiner vom Wasser abgerundeter Topas, ein eben so gebildeter Carniol, ein Käferabdruck *) in Diseit in grauen Sandstein, eine gefaltete versteinerte Austerschale, die Kettencoralle (Tubipora catenaria) und mehrere Steine und Versteinerungen enthielt die Sammlung, welche vormals Herr von Baczko besaß, und deren Versteinerungen Herr Kirchenrath Meierotto aus Berlin an sich kaufte. Die hier angezeigten Stücke waren sämmtlich im holen Grunde gefunden, ein Name, womit man ein Thal belegt, durch welches dieser Graben fließt, und welches sich von der neuen Bleiche hinter den Huben fortdehnt, und hier fand auch Rappolt, vormals Professor der Physik in Königsberg,

*) Enthomolithus paradoxus, sive petrificatum Insecti coleoptrati. S. Schriften der berlinischen Gesellsch. Naturforsch. Freunde 6. Bd. S. 245 – 51. T. II. Fig. 6.

den Roggenstein, oder Oelsthen, den er in einer eignen Dissertation beschrieb. Auf den Huben, einem Dorfe, dessen Einwohnern die Nachbarschaft der Stadt Wohlhabenheit verschafft, und wo auch einige begüterte Städter Landhäuser besitzen, liegt der englische Garten, welchen der verstorbene Geheime Rath und Stadt-Präsident von Hippel anlegte, und den, nach seinem Tode ein Privatmann kaufte, er erregte als der erste seiner Art bei Königsberg viel Aufmerksamkeit. Ich stimme gern dem ehrlichen Asmus bei, wenn er den geschornen Hecken das Urtheil spricht; aber er würde wahrscheinlich seinem Vetter Andres über diese englischen Garten einen sonderbaren Bericht abstatten; mir wenigstens fiel, als ich die Ruinen eines Portals sah, welches ich in der Einfalt meines Herzens anfänglich für einen verfallenen Camin hielt, und bei den Grabstätten geharnischte Ritter, die ohngefähr ein Paar Fuß Länge hatten, Gullivers Lilliput ein; auch wollten mir die vielen Täfelchen mit Denksprüchen nicht gefallen. Wer nur durch sie zu einem Gedanken geweckt werden soll, mit dem dürfte

noch wohl sehr übel bestellt seyn, wenn der
Blick der edlen Natur auf sein Herz keinen
Eindruck machen sollte; aber freilich, da, wo
n Größe oder große Anlagen erwartet, und
etwas findet, das man selbst nicht zu deuten
mag, da ist eine Inschrift von so großem
zen, als die, welche vormals manche Ma-
unter ihre Gemählde setzten, um dem, wel-
sie betrachtete gleich beim ersten Anblick zu
n, daß dieses einen Bären und jenes ein
s bedeuten soll.

Die Weidenallee machte bei mir ei-
alten Gedanken rege; Ich hatte freilich
der Rinde halb vermoderter Weiden,
hen gewiß nicht gemeinen Käfer *) gefun-
aber dem ohngeachtet that es mir leid,
nan die Weiden so wenig benutzte. Das
giebt freilich wenig Wärme, prasselt aber
und ist auf dem Herde brauchbar, wird
noch überdem wegen seiner Beugsamkeit,
Sattlern und andern Handwerkern ge-

*) z. E. den Curcul. lineoris, Layria ruficollis
Alleruca Coccinea etc.

nützt. Würde nun jeder Baum, sobald e Mannesdicke erreichte, umgehauen, und an die Stelle desselben ein Ableger gesetzt; so würde eine Menge Holz gewonnen, das jetzt ungenützt vermodert.

Der Boden fing an sandigt zu werden, und nun fiel mir ein bekannter Sandhügel ins Auge, der einzige Ort bei Königsberg, wo sich der Opatrum Tibiale; Cryptocephalus Steneus und Elater Pulchellus häufig befindet.

Etwas von der Landstraße entfernt liegt das Kirchdorf Juditten. Die Kirche, wahrscheinlich der heiligen Jutta vormals geweiht, wurde zur Zeit des deutschen Ordens häufig besucht. Herzog Carl von Jülich und Bergen stellte zu den Zeiten des Hochmeisters Conrad von Jungingen eine Wallfarth dahin an, wobei ihn viertausend seiner Krieger begleiteten, womit er nachher zu Ehren Gottes und der heiligen Jutta, die er wahrscheinlich für keine empfindsame Dame hielt, einige tausend unglaubige Litthauer abschlachten wollte, und

selbst nach der Reformation kamen noch Pilgrimme aus Italien hieher, die sich von den protestantischen Geistlichen ein Zeugniß geben ließen: die ihnen zur Buße auferlegte Wallfarth vollendet zu haben. Vielleicht hatten die Geistlichen, welche ihnen diesen mühsamen Spatziergang auferlegten Preussens Reformation vergessen. Das Marienbild, welches sonst hier Wunder that, ist von mehr als menschlicher Größe, mit dem Jesus-Kinde auf dem Arme, grob aus Holz gearbeitet und bunt angestrichen, und steht nebst einem hölzernen nicht schlecht gearbeiteten Crucifixe jetzt unter dem Glockenthurm, ohne von seiner ehemahligen Wundergabe die geringste Spur übrig behalten zu haben; welches wahrscheinlich eine Strafe für den leidigen Unglauben ist, der zum Aerger mancher Starkgläubigen immer mehr überhand nimmt. Merkwürdiger sind jetzt die Epithaphien der Feldmarschälle von Röder und von Lehwald, die beide eine Gemahlin hatten und beide drei Beherrschern Preussens dienten. Ihre Gemählde auf bleiernen Tafeln sind besonders das des letztern, der Aufmerk-

samkeit des Künstlers nicht ganz unwerth. Ihr Verfertiger hieß Knopke, ein Mann, der Künstleranlagen besaß; aber, wie beinahe jeder Eingeborne verkannt wurde; dies machte ihn mißmuthig und er vernachlässigte sich selbst. Gemähldesammlungen zu Königsberg enthalten von ihm manche Landschaften, Copien von Gemählden berühmter Meister, deren Namen auf der Rückseite des Gemähldes steht, und daher würde sich dann der Eigenthümer sehr beleidigt fühlen, wenn man es nicht sogleich für das Original anerkennen sollte.

Die Gegend um Juditten hat nach dem frischen Hafe und über den Pregel eine angenehme Aussicht, und in dem benachbarten Wäldchen findet man in einer morastigen Gegend die Andromeda polyfolia L. im Junius blühend; eine Pflanze, die hier nicht selten, sonst aber in Preussen nicht gemein ist; und in der Heide vor Juditten trift man häufig die im May blühende Anemone vernalis L. Hier fand ich auch einst bei einem Spatziergange, ein nicht unbeträchtliches Stück von einem Entreniten.

Nicht weit von hier fängt die Fischhau-
nsche oder Caporesche Heide an. Ich
nd darin den Fichtenanflug, wo er weitläuf-
 stand, von schlechtem Wuchse, da wo er
ht neben einander stand, ungleich besser.
ier ist das Elendthier Cervis Alcer häufig;
r einigen Jahren fürchtete man, daß es sich
ie der Auerochse aus Preussen verlieren wür-
, deshalb ward es gehegt und hat sich wieder
trächtlich vermehrt. Wer dieses Thier aus
agens Abhandlung in den Berliner Man-
gfaltigkeiten und Bocks preussische Naturge-
ichte noch nicht kennt, dem mögen folgende
achrichten genügen. Es ist von bräunlicht
auer Farbe, lebt von Gras, jungem Getrei-
, Blättern, dem Aufschlage in den Wäl-
rn, und bei tiefem Schnee von Baumrinde
id Rennthiermooß. Es erreicht die Größe
nes Pferdes, das Geweih des männlichen
hieres ist oben mit Schaufeln versehn, auch
it es einen Bart unter dem Kinne; beides
er Geweih und Bart fehlt dem weiblichem
hiere. Es vertheidigt sich vorzüglich durch
stoßen und Schlagen mit den Vorderfüssen,

die länger als die Hinterfüße sind. Es flieht vor dem Jäger, gegen den es sich nur in der Brunstzeit, oder aufs äusserste gereizt, zu vertheidigen wagt, und ist, seiner Größe ungeachtet von vieler Behendigkeit. Das Märchen, daß es der fallenden Sucht unterworfen sey, verschaft den Knochendrechslern noch einen Absatz von Ringen, die aus den Klauen des Elends verfertigt sind, an solche mit Krämpfen behaftete Personen, deren starken Glauben sie als Heilungsmittel betrachtet. Das Fleisch der jüngern Thiere ist sehr wohlschmeckend; das von ältern wird für verwöhnte Zungen erst durch eine Beitze von Essig genießbar. Die mit Mark angefüllten Knochen werden vorzüglich geschätzt und Friedrich der Große ließ sie zuweilen in seine Küche senden. Die Haut der jungen Thiere ist zu Kleidungsstücken sehr brauchbar, und übertrift, wenn sie vom Weisgerber gehörig bereitet werden, an Dauerhaftigkeit die Häute von Hirschen und Rennthieren. Die Häute der alten Elendthiere sind zu dick, man bedient sich ihrer um sie über Bette zu spreiten, besonders ist dieses für Rei-

fende sehr vortheilhaft, die hiemit ein Lager bedecken können, dem Reinlichkeit mangelt. Sie sind noch vortheilhafter für Kranke, weil sie wegen ihrer Dicke, sich nicht in Falten legen können; der Kranke behält also beständig ein glattes und weiches Lager, und erspart sich hiedurch Wunden, die bei langem Krankenlager nicht selten sind. Da in Preussen das Elendthier zur hohen Jagd gehört, folglich nicht von jedem gejagt und geschossen werden kann, so ist dies Thier weniger scheu als das übrige Wild, und man kann es da, wo es steht, ganz in der Nähe betrachten. In den Fischhausenschen- oder Kapornschen Heide liegt auch der Vierbrüder Krug, merkwürdig durch eine Gedächtnißsäule, deren Ursprung sich ins graue Alterthum verliert. Preussens Geschichtsforscher streiten über den Grund ihrer Errichtung; die gewöhnlichne Meinung ist, daß ein Bruder des deutschen Ordens Martin Golin, der sich als Partheigänger auszeichnete, mit drei seiner Kampfgenossen, die ebenfalls Brüder des deutschen Ordens waren, bei einer Mahlzeit, die sie hier im Grünen hielten, von

den Litthauern überfallen und erschlagen worden; die Säule ist vor einigen Jahren erneuert worden, sie ist aus Holz, geht gerade und einfach in die Höhe, oben sind vier Arme, auf jedem steht ein bärtiger Kopf, der mit einem Helme bedeckt ist. Die vier Köpfe stehen in solcher Richtung, daß sie alle nach dem Mittelpunkt der Säule sehen, auf welchem ein Knopf steht, der einige Aehnlichkeit mit einer Schüssel hat. Unweit dem Vierbrüder Kruge zeigt man noch die Stelle, auf welcher vor Zeiten die Burg Conoweidit lag, auf welcher Golin mit seinen Streitgefährten haußte, und wo man noch beim Graben Ueberreste von Waffen und Pferdezeug findet.

Mir wurde der Weg angenehm; schon blühte neben mir die runde Hohlwurz (Fulmaria bulbosa), die Dreifaltigkeits-Blume (Viola tricolor), die Himmelschlüssel (Primula veris), und von Insecten fing ich: Elater sanguineus, balteatus. Byrhus Aeneus, Hemorhobius Perla, auch einige Larven des Bombix Pini.

Die Nadelhölzer nahmen allmählig ab, [illegible]egen vermehrten sich in der Heide Laubholz [illegible] Eichen; der sandige Boden war mit [s]chwarzer Erde vermischt, und schien dem Ge-raidebau sehr günstig. Hin und wieder im [W]alde nistete die Nachtigall, und der Lerm [d]er Finken überzeugte mich auch hier, daß die-[s]er Vogel nach dem Sperlinge der gemeinste in Preussen sey. Am Wege sonneten sich Wasser-[s]chlangen (Coluber natrix), von Schmetter-[l]ingen sah ich Papilio Antiopa und Machaon [f]liegen, und von Käfern fand ich: Scarabaeus [q]uadrimaculatus und einen neuen Scarabaeus [h]irtellus, muticus, niger, opacus: thorace [late]ribus, elytris pedibusque obscure ferru-[g]ineis. Der Rand des Kopfschildes und die [S]eitenränder des Brustschildes sind etwas auf-[g]eworfen, voll sehr feiner eingedrückter Punk-[t]e und letztere nur am obern Theile etwas [b]raunroth. Die Flügeldecken sind fein ge-[s]treift, das Schildchen ist schwarz. Die ganze [O]berfläche des Käfers ist mit sehr feinen Här-[c]hen bedeckt, daher ohne Glanz. Wenn man [d]iese Härchen von den Flügeldecken, auf wel-

chen sie reihenweise stehen, abreibt, so er-
scheint zur Seite jeder Streife eine fei
Punktreihe. Er hat die Bauart und auch fast
di Größe des Scarabaeus fordidus.

Mit dem Ende des Tages kam ich nach
Fischhausen, einer kleinen Stadt am fri-
schen Hafe. Sie wurde im Jahr 1289 er-
baut, nachdem sich der erste samländische Bi-
schof Heinrich hier eine Stelle zur Burg im
Jahr 1269 erwählt hatte; sie blieb von dieser
Zeit an der Sitz des samländischen Bischofs,
bis George von Polenz, der sich zur Reforma-
tion bekannte, die Stadt nebst dem dazu ge-
hörigen Amte, dem Marggrafen Albrecht ab-
trat. Dieser bestimmte die Einkünfte des Am-
tes der durch ihn errichteten Akademie zu Kö-
nigsberg, welche sie auch bis auf die Zeiten
des Königes Friedrich Wilhelm des Ersten ge-
noß, welcher der Academie ein bestimmtes Ein-
kommen anwies. Sie wäre vielleicht ganz
nach Fischhausen verlegt worden, wenn der
Gedanke des Marggrafen George Friedrich
dieses zu thun, nicht bloßer Einfall ge-
blieben

leben wäre. Jetzt befinden sich in der Stadt
id dem Schlosse ungefähr hundert und funf-
j Feuerstellen, und tausend zweihundert Ein-
ohner. Es ist hier der Sitz einer Creisju-
z-Commission, und eines, aus vier Per-
nen bestehendes Bernsteingerichts und die
nachbarten Kirchen stehen unter der Inspec-
on des hier wohnenden Erzpriesters. Das
r Stadt östlich liegende Schloß ist jetzt die
ohnung des Domainen-Beamten; in dem-
lben starb im Jahr 1618 der einzige Sohn
s Marggrafen Albrecht, der unglückliche
eussische Herzog Albrecht Friedrich, ein Fürst
n guten Anlagen, der aber durch die Herrsch-
cht der Stände und der Geistlichkeit, die
ß über das Recht, ihn zu beherrschen, zankten,
weit gebracht wurde, daß er, untauglich zu
len Regierungsgeschäften, unter Vormund-
haft gesetzt werden mußte; er erreichte indes
diesem Zustande ein sehr hohes Alter und
schäftigte sich während seines hiesigen Aufent-
ltes größtentheils mit Drechslerarbeiten.
ie Stadt liegt an dem Flüßchen Fischeradt
id einer Bucht des frischen Hafes. Diese

bequeme Lage verschaft ihr manche Vortheile, wurde ihr aber auch in jenem bürgerlichen Kriege, der im 15ten Jahrhundert Preussens Verderben und Verheerung zur Folge hatte, äußerst nachtheilig. Sie ward von den gegen den teutschen Orden verbündeten Preussen im Jahr 1456 geplündert und die Beute wurde auf Schiffen fortgeführt, wenn gleich ein grosser Theil der Plünderer, die sich vermessen weiter wagten und in grenzenloser Wuth hundert und sechzig Dörfer verbrannten, durch die Bürger Königsbergs, theils erschlagen, theils gefangen wurden. Acht Jahre später erlitt die Stadt das nemliche Schicksal durch die Polen, welche selbst die Kirche plünderten; aber das Fahrzeug der Polen wurde durch ungünstigen Wind an das Land getrieben und fiel nebst vierzig Mann in die Hände des Hochmeisters, der die Güter an sich nahm und die Gefangenen als Kirchenräuber rädern ließ; denn ein jeder Vorwand zur Befriedigung kleinlicher Leidenschaften und der zügellosesten Rache, war damals allen erbitterten Partheien so willkommen, als ers bei ähnlichen Veran-

zen, während des Krieges mit den Fran-
auch in unsern Tagen war. Merkwür-
hier das tiefe Eindringen des Hafes
ner Zeit von achtzig Jahren ist eine
e von hundert und dreißig Schritten,
o vormals beim Scheibenschießen die
e stand, mit Wasser bedeckt worden.
ohen Thurm bei der ehemaligen bischöf-
Kirche, der vormals den Schiffern zum
r diente, verlor die Stadt im Jahr
da er durch einen Wetterstrahl entzün-
urde. Am Ende des vorigen Jahrhun-
nämlich am 30sten Januar 1696 wurde
hausen noch eine Hexe verbrannt. Das
liche Weib hieß Clara Kleinin, und
rch die Schmerzen der Tortur zum Ge-
ß gezwungen worden.

ie Gegend von Fischhausen bis Pillau
den Namen des preussischen Pa-
ses; und Rappolt, vormals Professor
ysik zu Königsberg, lieferte darüber
ondere Beschreibung. Es mag immer-
n, daß denen, welche über die frische

Nehrung, diese öde sandigte Landzunge, nach Pillau kommen, dieser Anblick reitzender sey, als denen, die sich ihm aus einer fruchtbaren Gegend nahen, auch kann vielleicht die Grösse der Erwartung durch die Lobsprüche des guten Rappolt, dessen sanftes wohlwollendes Herz überall Stoff zur Freude fand, bei dem, der nicht mit der nämlichen Stimmung hieher kommt, eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Auf mich machte blos die Gegend gleich hinter Fischhausen einen angenehmen Eindruck; denn hier erhebt sich eine beträchtliche Anhöhe, ein paar hundert Schritte weit vom Hafe entfernt, wilde Rosen, Mehlbeeren, (Crataegus Oxiacantha) Eberschen, die wir in Preussen Quitschen nennen, Buchen und Eichen wachsen hier durch einander, und nur die letztern sind zu beträchtlichen Bäumen angewachsen. Eine Menge blühender Pflanzen standen hier bunt durch einander. Dieses, das mannigfache Grün der Bäume und des Gesträuchs, von bunten Schmetterlingen z. E. Papilio Rhamni, Brassicae, Urticae, Cleobis, Phlaeas und Antiopa umflattert gewähr-

ten schon einen reitzenden Anblick, der durch die Aussicht über das Haf und das entgegengesetzte Ufer ungemein verschönert wurde. Auf den Wiesen schlich manche Wasserschlange; aber sehr häufig und von äußerst lebhafter Farbe sah ich hier die grüne Eidechse (Lacerta agilis); ein nützliches Thierchen, weil es blos von Würmern lebt. Blos das Vorurtheil hat sie für giftig erklärt, die Kleinern sind nicht einmal vermögend mit ihren Zähnen die Haut zu durchdringen, und der Biß der größern gleicht, selbst wenn man sie zum Zorne reitzt, kaum einem Nadelstiche.

In der kleinen Sandebene fing ich zum erstenmal in Preussen den Valgus Hemipterus und Curculio Ascanic. Neu war mir Opatrum Campestre: atrum, glabrum, capite thoraceque minutissime punctatis, elytris porcatis simulque punctatis. Magnitudo fere Opatri sabulosi. Noch seltener als dieser war Notoxus sellatus: rufus: capite thorace fasciaque, elytrorum nigris. Dimidio maior Notoxo Antherino.

Mitten auf dem Wege zwischen Fis
sen und Pillau ist ein schöner Buchenwa
in dessen Mitte ein Krug, der Loch sl
sche oder pilsker Krug, aber der W
dahin ist für den Pillauer zu Fuß im
zu beschwerlich, und daher wird dieser
von Fußgängern nicht stark besucht; mi
gen aber ist er für Pillaus wohlhabend
wohner das angenehme Ziel ihrer S
fahrt.

Den 7ten May blieben wir bei
und suchten am Berge bei Altpillau V
nerungen. Ich fand die Belemniten n
groß, als ich sie einige Jahre zuvor h
funden hatte; doch fand ich zwei, die an
dicken Ende unbeschädigt waren, und
Bildung der Meinung des Consistor
Bock, der sie für versteinerte Waldsch
hielt, nicht zu widersprechen scheint.
fand ich eben nichts besonders, bloß S
benschnecken, Rädersteine, Pektunkulit
andere Muschelbrocken in Kalkstein und
Fungiten. Alle diese Steine sind ni

ge selbst, der ganz Sand ist, und nur eine,
gefähr einen Fuß starke Decke von Letten
Sand vermischt hat; sondern am Fuße
Berges im bläulichen Letten, und sie sind
besten zu finden, wenn man bei stillem
ter einige Schritte ins flache Wasser geht,
die Wellen ihre Oberfläche abgewaschen ha-

Beim Ersteigen des Berges entdeckte
ı Gefährte die Forficula bilineata; er
te eine große Spinne, (Aranea labyrin-
a) mit Sand bewerfen, und mich herbei
n; bei der zweiten oder dritten Handvoll,
r zusammenraffte, störte er sie in ihrer Be-
ung, und sie suchte zu fliehen. Jetzt
ten wir nur die kleinen Sandhügel am
ze, die von den Graswurzeln zusammen-
lten wurden, umstoßen und ausschütteln,
vir sie denn in Menge fanden, und den
ites Cephalotes oft in ihrer Gesellschaft.
oft ihre Wohnung zerstört war, sah ich
auch nur eine einzige anders als Bergan
n. Die Cecindela Hibrida war an diesem
ze in großer Menge, auch einige Exem-

plare der Cassida Murraea. Von Schmetterlingen fing ich den Pyralis Unifascialis.

Altpillau und Wogram, zwei königliche Dörfer, wovon das erste vier und vierzig, das letztere zwölf Feuerstellen enthält, werden gewöhnlich unter dem Namen Altpillau begriffen, ein Name, den sie um so mehr verdienen, seitdem viele Gebäude durch den Sand verschüttet wurden und die Einwohner ihre neuen Wohnungen so unter einander mischten, daß beide Dörfer nicht mehr zu unterscheiden sind. Nicht einmal der Kirchhof konnte deutlich bezeichnet werden, weil die um ihn errichtete Verzäunung entweder vom Sturme umgestürzt oder vom Sande bedeckt worden. Hier liegt die Störbude, ein königlich Gebäude, welches nebst dem dazu gehörigen Baracken vierzehn Feuerstellen enthält. Der Stör war schon zu den Zeiten des deutschen Ordens ein Regal, und noch jetzt ist der Fang desselben, der aber wenig einbringt, für königliche Rechnung verpachtet. Von den verschiedenen Arten desselben, werden nur zwei

hier in Preussen gefangen, er hat an den Seiten einzelne Luftlöcher, die einer Spalte oder Ritze ähnlich sind, das Maul ist unter dem Kopfe, zahnlos und zieht sich nach hinten zurück. Vor dem Maule unter der spitzen Schnautze finden sich einige Bartfasern. Der hier gewöhnliche Stör hat einen starken Rückgrad, langen spitzigen Kopf und Schnabel, unter dem sich der blaue runde Mund, und unter demselben vier weiche fleischichte Auswüchse befinden, und der ganze Mund scheint mehr zum Saugen als Kauen geformt. Auf dem Leibe sind fünf Reihen scharfe oder mit zackigten Spitzen besetzte Buckeln oder Schilde, davon eine Reihe mitten über den Rücken und von beiden Seiten zwei andere Reihen mit kleinern Schilden herablaufen. In der Mitte des platten Bauchs unter dem Nabel ist er mit kleinen Höckern bedeckt. Vom Kopf bis zum Schwanz zieht sich durch den Leib, ein Fingerdicker harter Muskel, der einer Markröhre gleicht. Der weibliche Stör hat einen doppelten Eierstock, welcher mit den beiden größesten Lappen die ganze Höhlung des Unterlei-

des anfüllt, die mit einer sehr dünnen und durchscheinenden Haut bekleidet, und an dem Knorpel des Rückens angewachsen sind. Nach Zerreißung dieser Häutchen sieht man, daß die Eierstöcke aus fast unzähligen kleinen Läppchen bestehen, welche ästige Gefäße sind, an deren zahlreichen kleinen Spitzen eine unzählige Menge Eier oder Rogentheile hängt; die vollkommen gerundet, von verschiedener Größe und bald mehr bald weniger gefleckt sind. Die größesten scheinen lichtblau, die von mittlerer Größe bunt, und die kleinsten völlig weiß zu seyn. Sie enthalten keinen Eierweiß und das Häutchen welches sie umgiebt, zerreißt bei der leichtesten Berührung. Ihr inneres enthält eine etwas dicke durchschimmernde Feuchtigkeit, die gelblich ist, und um die Eier zeigt sich eine grünliche Flüßigkeit. Sind sie, wenn der Stör gefangen wird, schon von ihren Fasern getrennt, so taugen sie nicht mehr zur Bereitung des Caviars, sind sie aber noch fest an den Fasern und Häuten, so sucht man sie davon zu befreien; indem man sie durch löchrigte Siebe treibt; sie werden alsdenn eingesalzen

und in kleinen Fäßchen verpackt. Der preussische Caviar steht deshalb dem rußischen nach, weil dieser, der auch aus dem Rogen des Hausen oder Beluga verfertigt wird, zum Theil größere Körner hat, auch schadet vielleicht die geringere Schärfe des gekochten preussischen Salzes dem Wohlgeschmack, und veranlaßt, da überdem der Fisch im Frühlinge gefangen wird, seine schnellere Fäulniß, wogegen ihn das schärfere Seesalz vielleicht schützen würde. Die größten Störe erreichen die Länge von zehn bis zwölf Fuß, und haben ohngefähr drei und einen halben Fuß im Umfange. Gleich, nachdem sie gefangen sind, wird ihnen der Schwanz abgehauen, womit sie, selbst wenn sie schon auf dem trocknen Lande liegen, heftig um sich schlagen. Man schneidet ihnen alsdenn den Bauch auf und nimmt das Eingeweide heraus; der Magen ist gewöhnlich mit sumpfigter Erde und Moos angefüllt, welches die Meinung derer widerlegt, die ihn für einen Raubfisch halten. Aus dem Rogen eines Störs werden zehn bis zwanzig Fäßchen Caviar gemacht, das Fleisch aber, welches, wenn

sich der Stör lange im süßen Wasser aufgehalten hat, fetter und wohlschmeckender wird, und wovon man den Kopf vorzüglich schätzt, bindet man mit Bast, kocht es mit vielem Salze in Kesseln, woraus der Thran, den man an die Lederarbeiter verkauft, durch eine besondere Röhre abgeleitet wird, läßt die gekochten Stücke kalt werden, und verpackt sie in Fäßchen, worin sie mit Weinessig und einem Theil der Brühe übergossen, und alsdenn größtentheils nach England verschickt werden. In Pillau werden jährlich höchstens sechs hundert funfzig, in manchen Jahren aber kaum etwas über hundert Störe gefangen. Drei Viertel davon fängt man in dem Hafe, die übrigen in der See. Der Fang dauert im Frühlinge vom Eisbruche bis um Johanni, im Herbste vom August bis zum Eisgange. Man gebraucht dazu sechshundert Netze, wovon jederzeit hundert funfzig trocknen, die übrigen aber aufgestellt werden, jedes Netz hat sechzehn Klafter in der Länge, zwei Klafter in der Höhe, jede Seite einer Masche beträgt einen halben Fuß, und die Stricke von reinem

Hanf, aus dem die Netze verfertigt sind, haben die Dicke einer starken Federspule. Dieser Störfang ist für königliche Rechnung verpachtet und trägt gegenwärtig nur hundert zwanzig Thaler. Er war vormals weit einträglicher und die Pacht betrug tausend Thaler; allein sie sank als der rußische Caviar den preussischen verdrängte, auch hat sich nach dem Zeugniß alter Fischer die Anzahl der Störe ungemein vermindert. Der Störfang würde vielleicht etwas einträglicher werden, wenn man die Blase, Gedärme und Haut des Störs zur Hausblase benutzen wollte, auch könnten die großen Schilde vom Rücken des Störs zur Belegung von Messerschalen und ähnlichen Dingen angewandt werden.

Eine kleinere Gattung des Störs, die auch bei den Fischern Lachsstöre heißt, erreicht nur die Länge einer Elle; sie wurde von Klein bei Danzig bemerkt, und wird auch hier bei Pillau gefangen; Haut und Schilde sind glatter, und der Kopf ist ungleich schlanker und dünner, als verhältnißmäßig bei dem

großen Stör. Der Störfang gab Veranlassung zu dem Stadtwappen von Pillau, welches einen gekrönten auf den Wellen schwimmenden Stör enthält.

Diese Stadt liegt auf einer Erdzunge zwischen der Ostsee und dem frischen Hafe, war vor Alters nur ein Fischerdorf, und es wurde zur Einhebung des Zolles von denen aus der See in das Haf segelnden Schiffen eine Pfund oder Wachtbude angelegt, die noch steht, und in der Nacht auch als Leuchtthurm für die seewärts kommenden Schiffe dient. Diese Pfundbude muß schon aus den frühesten Zeiten des Ordens herrühren; denn sie mußte laut einigen Rechnungen im Jahr 1525 ausgebessert werden, und es liegen unter diesem Gebäude zwei Keller, einer über den andern; eine Bauart, die bei dem Orden in seiner frühern Zeit üblich war. König Gustav Adolph von Schweden legte hier, der angenommenen Meinung zu Folge, im Jahr 1626 die heutige Vestung an, die vom Churfürsten Friedrich Wilhelm vervollkommnet wurde, dessen von den

ssen, verstümmeltes Bildniß zu Pferde über
n einen Thore steht. Ueber dem andern
nd die Büste des Kriegsgotts, die von ei-
en für die Natur Gustav Adolphs ausgege-
n wurde. Die Russen stürzten sie in den
stungsgraben, woraus sie nachher zerstückt
vorgezogen und ins Zeughaus gebracht wur-

Jetzt ist man sehr geneigt den Ursprung
Vestung Pillau aus frühen Zeiten anzu
mmen. Denn als man im Jahr 1794 an
Südwest-Seite, wo jetzt die Kasematte
ht, das alte Magazin abbrach, wurde in
em Keller eine eiserne Platte mit der In-
rift gefunden: dem Hochwohlgebornen,
nnhaften, festen gestrengen Herrn Heinrich
orge Herzfelder, wohlbestallter Comandant
Gubernator der Hauptvestung Pillau
1618 den 5ten September. Man fand
ungeachtet aller Untersuchungen kein Grab
h Gebeine, und glaubte deshalb jetzt, daß
der Grundstein der Vestung Pillau gewe-
sey. Allein der von Herzfelder angefange-
Bau gerieth vielleicht in Stocken, und Gu-
Adolph der ihn erneuerte, wurde daher für

den ersten Erbauer von Pillau gehalten. D
Vestung litt nachher viel, vorzüglich durch
sandung, und konnte daher in unsern Z
nur mit beträchtlichen Kosten wieder herg
werden. Noch wird an den Casematte
baut, die sich dadurch auszeichnen, da
nicht an dem Wall oder unter den Basti
liegen sondern frei stehn, wodurch sie we
sunder werden, weil sie rund umher von
Luft umstrichen werden, wodurch die M
jene Feuchtigkeit verlieren, die sonst in de
sematten gewöhnlich ist. Noch sind sie fr
nicht völlig ausgetrocknet; allein es wäre
zu viel, dies von so dicken Mauren in so k
Zeit nach ihrer Aufrichtung zu fordern.

Die Anhöhe, auf der die Pfunt
liegt, und welche der Vestung gefährlich
den könnte, soll abgetragen und an ihrer
le eine Sternschanze als Aussenwerk der
stung angelegt werden. Obrist von G
zenbach, der die Vestung Graudenz erb
hat auch die Aufsicht über diesen Vestungs
er ist ein Schweitzer von Geburt, der von

uf unter dem großen Friedrich diente, und
ch durch Uneigennützigkeit und Rechtschaf-
it überall Achtung erwarb. Vor einigen
en wurde auch ein Damm angelegt, um
Vestung gegen Versandung zu schützen; al-
ier Sand, welcher nur durch die Seestür-
gen diesen Damm getrieben wurde, häuf-
auf und viele fürchteten eine Versandung
Tiefs oder der Durchfahrt; einige Stür-
welche das Tief vom Sande befreiten, ha-
etzt auch zugleich von dieser Furcht befreit.

Zur Bequemlichkeit der Seefahrenden
en hier anfänglich bloß einige Häuser und
rgen erbaut, woraus nach und nach ein
n entstand, dem König Friedrich Wil-
der Erste im Jahr 1725 die Stadtge-
gkeit gab. Jetzt enthält die Stadt hun-
echs und zwanzig Häuser und gegen zwei-
id Einwohner; bei der Kirche stehen zwei
ische und ein reformirter Prediger, die
nschaftlich den Gottesdienst in dieser Kir-
erwalten, auch ist hier der Sitz eines See-
ts. Der Hafen zu Pillau ist bequem

und große Schiffe laden hier völlig aus,
lassen sich wenigstens erleichtern, weil sie
denn weniger Tiefe brauchen, um über
Tief bei Pillau, welches zehn bis fun
Fuß Tiefe hat, und über ein Paar Unt
hinweg segeln zu können. Die wichtigste
unter heißt der Heerd, liegt nach alt T
und Kamstigal zu, und ist nur fünf Fuß
mit Wasser bedeckt: In den Acten des Kö
bergischen Commerzien-Collegiums werde
Renne und der Hafstrohm als zwe
fährliche Stellen genannt; welche die
auf dem Hafe zwischen Königsberg und T
erschweren. Die Erleichterung der Schiff
schieht durch Bordinge, welches kleine,
Schiffen gleich gebaute Fahrzeuge sind, w
immer ein Theil in Pillau vorräthig liegt
die Waaren für einen bestimmten Fracht
nach Königsberg zu bringen.

Die bequeme Lage von Pillau machte,
sich Spediteurs niederliessen, die bald
Wunsch verriethen Commissionshandel zu
ben. Die Königsbergsche Kaufmanns

hierüber schon im Jahr 1718 eifersüch-
nd auf ihre Beschwerden wurde es am
März des nämlichen Jahres den Aus-
n, bei Strafe der Confiscation verboten,
Waaren in Pillau niederzulegen, viel we-
noch zu verkaufen und den Spediteurs
es zugleich untersagt, Commissionen von
ndern anzunehmen, sondern sie sollten
ie Aufträge der Königsbergischen Kauf-
ausführen; selbst das Gouvernement
befehligt keine Privathäuser und Nie-
en zu gestatten. Alle diese Anordnungen
n am 25sten Junius des nämlichen Jah-
stätigt. Nun erfolgten freilich manche
vorstellungen, auf die aber nicht Rück-
enommen wurde, und selbst im Jahr
als Pillau das Stadtprivilegium er-
wurden die Bürger nur unter sich zum
Verkehr berechtigt. Aber nach der Be-
nung Westpreussens, da sich Elbings
l vermehrte, suchten auch die Elbingschen
ute das Recht, in Pillau Frachten ab-
en und dort ihre Waaren auflegen zu
n, weil es wegen des seichten Wassers

und große Schiffe laden hier völlig aus, oder lassen sich wenigstens erleichtern, weil sie alsdenn weniger Tiefe brauchen, um über das Tief bei Pillau, welches zehn bis funfzehn Fuß Tiefe hat, und über ein Paar Untiefen hinweg segeln zu können. Die wichtigste hierunter heißt der Heerd, liegt nach alt Pillau und Kamstigal zu, und ist nur fünf Fuß hoch mit Wasser bedeckt: In den Acten des Königsbergischen Commerzien-Collegiums werden die Renne und der Haffstrohm als zwei gefährliche Stellen genannt; welche die Fahrt auf dem Hafe zwischen Königsberg und Pillau erschweren. Die Erleichterung der Schiffe geschieht durch Bordinge, welches kleine, den Schiffen gleich gebaute Fahrzeuge sind, wovon immer ein Theil in Pillau vorräthig liegt, um die Waaren für einen bestimmten Frachtpreiß nach Königsberg zu bringen.

Die bequeme Lage von Pillau machte, daß sich Spediteurs niederliessen, die bald den Wunsch verriethen Commissionshandel zu trei-

Die Königsbergsche Kaufmannschaft

wurde hierüber schon im Jahr 1718 eifersüchtig, und auf ihre Beschwerden wurde es am 30sten März des nämlichen Jahres den Ausländern, bei Strafe der Confiscation verboten, ihre Waaren in Pillau niederzulegen, viel weniger noch zu verkaufen und den Spediteurs wurde es zugleich untersagt, Commissionen von Ausländern anzunehmen, sondern sie sollten bloß die Aufträge der Königsbergischen Kaufleute ausführen; selbst das Gouvernement wurde befehligt keine Privathäuser und Niederlagen zu gestatten. Alle diese Anordnungen wurden am 25sten Junius des nämlichen Jahres bestätigt. Nun erfolgten freilich manche Gegenvorstellungen, auf die aber nicht Rücksicht genommen wurde, und selbst im Jahr 1725, als Pillau das Stadtprivilegium erhielt, wurden die Bürger nur unter sich zum innern Verkehr berechtigt. Aber nach der Besitznehmung Westpreussens, da sich Elbings Handel vermehrte, suchten auch die Elbingschen Kaufleute das Recht, in Pillau Frachten abschliessen und dort ihre Waaren auflegen zu können, weil es wegen des seichten Wassers

den Schiffen noch schwerer würde, nach Elbing als nach Königsberg zu kommen. Die Sache wurde am 25sten December 1786 dahin entschieden, daß den Spediteurs das Schliessen der Frachten untersagt, und sie auf ihre alten Befugnisse eingeschränkt wurden. Doch beruhigten sie sich nicht bei diesem Ausspruche, und ihre erneuerten Vorstellungen veranlaßten am 26sten Januar 1792 ein neues Endurtheil, in diesem wurden die Gründe so auseinandergesetzt, daß jeder billigdenkende Mann der Entscheidung beipflichten muß, deren eigne Worte ich hierhersetze:

„Es ist unvermeidlich, daß sich nach und nach auf Königsbergs und Elbings Kosten ein Handel in Pillau etabliren werde, wozu dieser Ort als Vestung und wegen seiner Lage in vieler Rücksicht bei Kriegsvorfällen und wegen der unvermeidlichen Contraventions auch in Hinsicht auf Königsberg und Elbing nicht gemacht ist. Wie es denn wider alle Staatsökonomie seyn würde, die tiefer ins Land liegenden gro-

ſten Handelsſtädte, um dieſes Grenzorts willen, zu ruiniren. Es kann daher den ſogenannten pillauiſchen Spediteurs das Frachtſchlieſſen nicht nachgelaſſen werden, vielmehr müſſen ſie in ihrer urſprünglichen Verfaſſung bleiben, weshalb es bey unſerm Reſcript vom 28ſten December 1786 ſein Bewenden hat."

So lange dies gilt, wird Pillau wenig ehr werden als es iſt, einzelne Männer han indes ſich Wohlſtand und Vermögen erworn und die Lebhaftigkeit des Verkehrs mit emden, ſo wie das viele Geld, welches durch hierher kömmt, geben dem ganzen Orte Len und Wohlſtand, wenn er gleich beinahe ns ſeiner Bedürfniſſe aus der Nachbarſchaft, ndern ſelbſt Bier und Gemüſe aus Königsrg erhält.

Der Boden, auf dem gegenwärtig Pillau gt, war vor Alters gewiß vom Meere bekt, noch vor wenig Jahren wurde bei dem au eines Hauſes mitten in der Stadt, als n den Grund graben wolte, in beträchtli-

cher Tiefe ein Anker ausgegraben, welchen ein Schif hier wahrscheinlich vor Jahrhunderten zurück ließ, und wer hier einen recht starken Wintersturm erlebt hat, dem scheint auch der Gedanke nicht ungegründet, daß Pillau wohl einst von den Wellen bedeckt, wenigstens leicht in eine Insel verwandelt werden könne.

Höchst unangenehm ist hier der feine Staub, der bei dem kleinsten Winde entsteht und der Lunge gewiß sehr nachtheilig seyn muß. Er hindert jeden Spaziergang, und ist so heftig, daß mir, da ich eines Abends nach Pillau zurückkehrte, die Stadt in eine weisse Wolke gehüllt zu seyn schien. Eingeborne versichern, daß dieser feine Staub keine nachtheilige Folgen für die Gesundheit habe, sondern schieben die hier herrschenden Krankheiten, Wassersucht und Auszehrung auf Rechnung der geistigen Getränke, deren sich selbst das schöne Geschlecht gegen die Seeluft bedient; die Mortalität aber, wird durch die vielen Wunderärzte vermehrt, zu welchen Kranke gewöhnlich ihre Zuflucht nehmen und wovon mir zu-

fällig des Bauer-Kieper im Amte Fischhausen und die Hexe zu Großkuren genannt wurden.

Ich verließ Pillau und bemerkte noch die große Leichtigkeit, womit hier von einigen angelnden Knaben, die alle Augenblicke ihre Angeln in die See warfen und auf gut Glück herauszogen, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Flundern (Pleuronectes Flesus L.) gefangen wurde, ein Beweis, wie groß hier die Menge dieser Fische sey. Ungefähr eine Meile von der Stadt, bei der Wohnung des Strand-Controlleurs legitimirte ich mich durch einen Paß, daß ich Erlaubniß hätte, hier längst dem Strande zu gehn, und übernachtete bei einem Fischer, der mit Tagesanbruch von der See zurückkehrte. Sein Fang bestand größtentheils aus Strömlingen, die offenbar zu dem Geschlechte der Pökelheringe (Clupea Harengus L.) gehören; diese Strömlinge sind so häufig, daß man in Königsberg auf dem Markte zuweilen das Schock zu sechs Groschen preussisch, oder anderthalb gute Groschen kauft. Consistorialrath Pisanky, in seiner Abhandlung

über die Ostsee, glaubt, daß dieses der preussische Heering sey, von dem manche unserer Chroniken spricht, und der nach einigen Meinungen sich ganz von der preussischen Küste entfernt haben soll, und auch Rappolt hat eine Abhandlung über den Abzug der Heeringe geliefert. Allein die Sache bleibt unentschieden und scheint blos in einer mißverstandenen Stelle, des alten preussischen Chronikenschreibers Duisburg ihren Grund zu haben. Duisburg erzählt uns nämlich, daß im Jahr 1313 in Preussen ein Mangel an Heeringen gewesen sey, wovon man sonst einen Ueberfluß hatte, und dieser Mangel kann ja auch aus unterlassener Einfuhr, deren Gründe uns jetzt unbekannt sind, entstanden seyn. Der Strömling ist zwar nicht so fett, als der Heering aus der Nordsee, würde aber doch, wenn er nur mit Seesalz eingesalzen werden könnte, den schwedischen Heeringen, die man bei uns einführt, sehr ähnlich seyn. Auch den Dösch, (Gadus Carablius L.) den wir hier Pomochel und wenn er eingesalzen ist, Drosch nennen, würde, da er eine Gattung des Cabliau ist, uns

den ausländischen Cabliau völlig entbehrlich machen, worin man ihn mit Seesalz einsalzen könnte. Er kömmt schon jetzt völlig dem Cabliau gleich, wenn man ihn, so bald er aus dem Wasser kömmt, einsalzet, welches die Fischer versäumen, die immer so lange warten, bis sie einen Wagen voll auf den Markt führen können. Ich fand in der Folge, daß es unsern Handel von Memel aus mit eingeböckeltem Fleische ebenfalls höchst nachtheilig wird, uns nicht des Seesalzes bedienen zu dürfen, vielleicht daß man solches zu dem angezeigten Zweck erhalten könnte, da jetzt nach der Besitznehmung Südpreussens das hallische Salz nicht mehr hinlänglich scheint, und eine so beträchtliche Menge Salz von Leverpool eingeführt wird. Und mir scheint es wenigstens, daß wenn für königliche Rechnung statt des letztern Salzes, Seesalz verkauft würde, weniger Geld aus dem Lande gehen würde, weil wir doch immer dem Engeländer die Kosten für das Kochen seines Salzes bezahlen müssen.

In der Gegend, die ich jetzt durchwanderte, wurde das Christenthum sehr frühzeitig

gekehrt, und hier war es, wo Adelbert, vormals Erzbischof zu Prag, im Jahr 997 den Märtyrer-Tod fand, nachdem er, unzufrieden mit den Böhmen, seine Stelle verlassen und und sich über Danzig und das frische Haf nach Preussen begeben hatte. Er fand anfänglich gastfreie Aufnahme, wurde aber bald vertrieben, gemißhandelt und endlich erstochen. Seine Reliquien erhielten sich zu Giesen und Prag, er wurde als Preussens vorzüglicher Schutzheiliger betrachtet, ihm zu Ehren wurden Denkmünzen geprägt und zu St. Albrecht oder Tenkitten ohngefähr eine viertel Meile hinter Lochstädt, welches man in spätern Zeiten, wie wohl höchst unsicher, für den Ort seines Todes annahm, war vormals die Kirche das Ziel vieler Wallfahrten, die Pabst Eugen im Jahr 1431 durch eine besondere Bulle vermehrte, wodurch er denen, welche diese Kirche an bestimmten Tagen, während den nächsten zwanzig Jahren besuchen, und ein Geschenk zu ihrer Verschönerung und Ausbesserung darbringen würden, einen hunderttägigen Ablaß feil bot; damals aber war schon in Preussen nicht

r jene Frömmelei, Kirchen und Heilige
ch große Spenden zu ehren; Huß und Wi,
s Lehren bereiteten die Reformation vor,
nachdem diese Eingang gefunden hatte,
de St. Adelberts Name so vergessen, daß
n den Namen des Orts in St. Albrecht ver,
nmelte, und die Kirche ganz verfallen ließ,
von noch die letzten Materialien zur Kirche
Lochstädt verwandt, und blos ein Stück des
mäuers als Denkmal übrig gelassen wurde.

Dieses Lochstädt, eine feste Burg zur
t des deutschen Ordens erhielt seinen Namen
einem Preussen Laustitte und wurde
s Jahr 1265 erbaut. In der Nachbarschaft
er Burg lag vormals das Tief, welches das
che Haf mit der Ostsee verband; und hier
s Jahr 1311 oder nach Grunau 1394 bei ei,
n heftigen Sturme völlig versandet ward.
r erlitten zur Zeit des deutschen Ordens die
nziger eine beträchtliche Niederlage, als sie
Schiffe über das Haf kamen und den Angrif
Burg versuchten. Hier zeigte man noch,
der eine Flügel des Schlosses abgebrochen

wurde, das Gefängniß, welches zur Zeit des deutschen Ordens den Namen des bösen Röslenis führte. In diesem Gefängniß schmachtete ein edler Mann viele Jahre lang. Heinrich von Plauen, Hochmeister deutschen Ordens, der einzige Mann, der, nach der Niederlage des deutschen Ordens bei Tannenberg im Jahr 1410, muthig widerstand, Preussen und seinen Orden von der Dienstbarkeit der Polen rettete, einen rühmlichen Frieden erkämpfte und über Aberglauben und Vorurtheile seines Zeitalters hinweg war. Fehlerfrei war er freilich nicht, und mit Grund wurde ihm Hang zum Despotismus vorgerückt; aber er wurde nicht deshalb von edeln freien Männern, sondern blos von einer Faction gestürzt, die auf seinen Untergang ihre Größe baute, und er mußte viele Jahre lang in diesem Gefängnisse schmachten. Friede mit seinem Gebein! dem endlich doch die Ruhe in der hochmeisterlichen Gruft zu Marienburg gegönnt ward. Jetzt ist Lochstädt noch durch seine romantische Lage äusserst reitzend. Das Schloß liegt auf einer Anhöhe, Neben den hohen ge-

wölbten Zimmern den Ueberresten aus der alten Ritterzeit, liegt die Kirche, nur durch einen schmalen Gang von den Wohnzimmern des Domainenbeamten getrennt, der jetzt in diesem Schlosse seinen Aufenthalt hat, und neben dem Kirchhofe liegt der terrassirte Garten des Beamten. Man übersieht von der einen Seite eine bunte Landschaft, in deren Hintergrunde sich die Spitzen von Königsberg erheben, ohnweit dem Schlosse geht die Landstrasse nach Pillau, an deren Seite sich ein anmuthiges Wäldchen, und jene unter den Namen des preussischen Paradieses bekannte Gegend befindet. Die Rehde von Pillau mit allen aus- und eingehenden Schiffen, die Ostsee und das Haf erheben diesen Anblick. Die Ufer der Ostsee sind steil und hoch, hin und wieder kahl, mit eingeschobenen Granitblöcken, an manchen Stellen kärglich an manchen etwas häufiger mit Gesträuchen besetzt. Am Fuße dieses steilen Abgrundes befindet sich eine kleine Fläche, die, nachdem sich die Wellen der See tief ins Land biegen, vergrößert oder verkleinert wird. Die See ist oft mit Schiffen bedeckt, die entfernte-

sten schienen Wasservögeln gleich, nur über die Fluthen hinzuschweben, und nachdem sie ein günstiger Wind näher treibt, werden die weissen Segel und die übrigen Theile sichtbar. Auch bei dem stillesten Wetter heult die See, und will man sich ihr ganz nahen, so wird man durch die benachbarten Einwohner von Brusterort, welches auch die Bernsteinfischer sind, auf einem Fußsteige, den man vorher kaum bemerkt, weil er sich zwischen Gesträuch und dem Abhange windet, ganz nahe an die See, auf die vorhin angeführte Fläche gebracht; und es ist ein schauerlicher Anblick, wenn man auf einer Seite die steilen hohen Ufer, gleich unersteiglichen Thürmen und von der andern die See erblickt. Ich hatte diesen Ort schon bei einem frühern Besuche kennen gelernt, und auf einer kleinen sandigen Ebene eine kleine Art der Asclepias häufig gefunden; sie kömmt der Aslep. Dincetoxicum sehr nahe, zeichnet sich aber durch ihre späte Blüthezeit, den September, auffallend aus. Zu den Merkwürdigkeiten Lochstädts gehört eine Wasserleitung. Ihr Erbauer hieß Dumsdorf, war der

Sohn eines Röhrmeisters zu Königsberg, wurde Trompeter, nachher Conducteur, ging in der Folge nach Danzig, wo er die Wasserleitungen in der Abtei zu Oliva anlegte. Die Wasserleitung zu Lochstädt wurde durch die häufige Klage des Beamten veranlaßt, daß wenn seewärts kommende Stürme das Wasser der Ostsee ins Haf trieben, alles Wasser und auch das hieraus verfertigte Bier salzigt und ungenüßbar würden. Dumsdorf legte zwischen den Jahren 1754 und 55 einen Wasserbehälter an, der von Steinen viereckigt, 70 Fuß lang, 16 Fuß breit und sieben ein halb Fuß tief ist. Von oben versah er diesen Wasserbehälter mit einer Bedeckung von Moos und Heidekraut. In verschiedenen Richtungen legte er Graben an, indem er die oberste vier Fuß hohe sandige Erdlage durchstach. In der nun folgenden festen Erdlage von Thon wurden die Graben, aus welchen noch verschiedene Arme seitwärts laufen, angelegt, mit Kieseln angefüllt, und wieder mit Sand bedeckt. Das Regenwasser, welches auf seinem Ausflusse, nach dem Wasserbehälter, den Sand und die Kiesel durchdrin-

gen muß, wird hierdurch geläutert. Der Schlamm sinkt in besondere Kasten herab, und das sehr gute Wasser steigt nun durch die 1590 Fuß lange Röhren in die Pumpe, welche auf dem Berge liegt, worauf sonst das Wasser mit Pferden aus dem Hafe geführt wurde. Die ganze Anlage kostete 1000 Thaler und verdient wegen ihrer Zweckmäßigkeit geschätzt zu werden.

Noch eine Seltenheit Lochstädts ist der Leichnam des preussischen Generalmajor und Commandanten zu Pillau Peter de Sers; aus einer Laune, deren Grund sich jetzt nicht angeben läßt, wünschte er in einem Keller unter der Kirche begraben zu werden, der wahrscheinlich schon zur Zeit des deutschen Ordens ein Leichengewölbe gewesen war, und nach einer besondern königlichen Erlaubniß wurde 1728 der balsamirte Leichnam hier beigesetzt, welcher jedem neu anziehenden Domain-Beamten als ein Inventarien-Stück übergeben wird. Jetzt machte ich Lochstädt nicht zum Ziele meiner Wanderung, sondern mein Weg ging von

mkitten nach Dirschkeim, ich sah in der
ähe der ehemaligen Adalberts Kirche, die
ır ein paar hundert Schritte vom Seeufer lag,
ele Brocken Bernstein, und machte einige Kna-
n, welche ohnweit davon die Pferde hüteten,
ıf den Vortheil aufmerksam, den sie vom Auf-
en des Bernsteins haben könnten; allein sie
ıtworteten mir: daß an den paar Schillingen
ohl nicht viel gelegen sey. Wohlhabenheit
ar nicht der Grund dieser Antwort, sondern
elmehr eine gewisse Trägheit, die den kleinen
rwerb verschmäht; ein Charakterzug, wovon
) meine Landsleute nicht ganz freisprechen
nn, und der ihrem Wohlstande unaufhörlich
tgegen wirkt. Die Knaben hätten freilich
n Bernstein dem Strandreuter abliefern
üssen, und verhältnißmäßig mit dem Preise,
ofür ihn die Bernsteinkammer verkauft, eine
hr kleine Belohnung empfangen, und so mag
: denn auch jener Unwille entschuldigen, den
r Mensch gewöhnlich bei dem Gedanken fühlt,
ıß er für seine Arbeit nur geringen Lohn em-
fange, indes der vorzüglichste Gewinn davon
nem Dritten zu Theil wird: ein Gedanke,

der auch in jedem Lande, worin Leibeigenschaft herrscht, dem Ackerbau und der ganzen Landeskultur nachtheilig wird.

Zwischen Lochstädt und Palmniken, war ein sehr derber Torfbruch, der aus lauter Holzfasern bestand; das Seewasser scheint alle fremden Theile hinweg gewaschen zu haben; es schlägt noch an einigen Seiten daran, ohne etwas abzureissen, und der Torf hat eine solche Festigkeit erlangt, daß mein Fußtritt keinen Eindruck darauf zu machen vermogte. Um so auffallender ists, daß man ihn und die vielen abgestorbenen Weidenstämme nicht benutzt, da doch in dieser Gegend würklich Holzmangel ist.

Die ganze Gegend war äusserst öde, ausser Tussilago oder Huflattig fand ich beinahe keine Pflanze und einige Strandläufer und Möwen waren in der Nachbarschaft des Ufers. Die gewöhnlichen Gattungen sind hier die Mantelmöwe (Larus Marinus L.), die braunbunte Möwe (Larus fuscus) die Lachmöwe (Larus ridibundus), auch trift man, wiewohl etwas seltner, die isländische Möwe (Larus rissa L.);

...d in einiger Entfernung vom Strande sah ein Erbsenfeld mit einem ganzen Schwarme lder Gänse bedekt.

Auf dem nassen Sande am Ufer fand ich ydrophilus Piceus, Ditiscus marginalis, mistriatus und einige Exemplare der Melotha Variabilis; nie fand ich im Seewasser ige Wasserkäfer; aber wenn ich sie bei stiller e hineinwarf, so flohen sie in die Tiefe. Auch d ich ein paar Stücke versteinert Holz, wel aber ganz abgerundet waren; ein Beweis, ß sie schon von den Wellen eine Zeit lang her geworfen worden. Ueberhaupt ist hier versteinerte Holz nicht selten. Herr Camdirector Büttner zu Königsberg besitzt ein ück von solcher Größe, daß es kaum ein ann zu bewegen vermag, welches in der rnsteingrube zu Palmniken gefunden wurde. würde daher manche schöne Arbeit verfert werden können, wenn wir Künstler besäs. Die härtesten, dem Achat an Farbe gleichmenden Stücke, sind die Schönsten, aber ch am schwersten zu bearbeiten und es bleibt s diesem Grunde völlig unbenutzt.

Zweiter Abschnitt.

Dirschkeim; Naturprodukte. Entstehung der Adlersteine, Bergritzen, und Folgen des brennenden Sandes. Cranz. Die Sandkrabbe. Mineralische Quellen. Scarabacus Lineola. Seebad. Entomologische Beute. Oede Gegend am Strande; versandete Dörfer, Rossitten; Insekten dieser Gegend. Nidden. Nachlässige Behandlung der Wälder. Schwarzort. Streithammer der alten Preussen. Reiher und Falken; vormalige Berühmtheit der leztern. Entomologische Bemerkungen. Der Sandkrug. Spate; der Carmoran. Beobachtungen über das Schöpfen und Graben des Bernsteins; Offizianten zur Einsammlung dieses Regals; das Sortiren und der Verkauf des Bernsteins. Einige Bemerkungen über den Strand und die Nehrung.

ch verweilte mich einen Tag lang zu Dirsch-
m, einem königlichen Domainenamte. Der
ige Amtmann zeigte mir als Seltenheit den
pf des Nadelhechtes (Esox Bellone), der
gen seiner grünen Gräte bekannt ist, hier
r selten gefangen wird, welches auch von
n Seebollen (Cyclopterus Cumpus) gilt.
as Dorf liegt an einem kleinen Bache, wie
mehresten am Strande befindlichen Dörfer;
diesem Bache fand ich eine kleine Napf-
schel, die kaum die Größe eines halben Zol-
hatte und häufig auf den Steinen saß,
ein paar Exemplare des Monoculus Pis-
rmis, den ich außerdem nur noch einmal
Preussen, bei Osterode gefunden hatte. Auf
beiden Hügeln an der Seite des Baches
d ich eine große Verschiedenheit von Bäu-
n und Gesträuchen, und unter letzteren die
ckenkirsche (Lonicera Periclimenum)
den Pfefferbaum (Daphne Mize-
um).

Da ich die Ritzen der Berge untersuchte,
ich hier das Entstehen der Steine, in deren

Mitte man Ocher findet, und auch der vormals so hochgeachteten Adlersteine. Wenn nämlich im Frühlinge ein kleiner Erdenkloß, der aus Letten oder Ocher besteht, bei heftigen Regengüssen von den Bergen herabgespült wird, so bekömmt er eine Rinde von Sand. Bei der darauf folgenden Sonnenhitze trocknet der innere Kern von Letten oder Ocher stärker zusammen, als die ihn umgebende Sandkruste, von der sich folglich dieser innere Kern ablöst, und ich fand viele solcher Steine, welche diese Angabe durch den Augenschein bestätigten.

Merkwürdig war mir die Gestalt eines Berges: er bestand aus feinem Sande mit einer Kruste von Letten; von oben perpendikulair herunter ging eine Spalte, die ohngefähr nur einen halben Fuß breit, mit Grand und Steinen angefüllt war. Sie schien nach der Seite zu ein paarmal abgesetzt, und hatte von oben bis unten an dem Berge gleiche Breite. Ich fand die Erdart, womit diese Ritze angefüllt war, hier an keinem andern Orte, und deshalb schien mir diese Bergspalte doppelt

merkwürdig zu seyn. Da ich bei der Sonnen-
itze mich hier zwischen den Sandbergen be-
and, bemerkte ich kein lebendiges Geschöpf,
llein des Abends bei meiner Rückkehr, lag
er Sand voll vom Scarabaeus Porcatus, auch
ng ich eine Cistela Gibbosa. Die Hitze auf
em brennenden Sande tödtet die Insekten,
h bemerkte Bienen, welche feuchte Stellen
ichten, und sich darauf zu erquicken schienen.
ls ich sie und einige Laufkäfer aufjagte, lie-
n sie eine kurze Strecke auf dem brennenden
Sande, und fielen dann todt nieder.

Am folgenden Tage ging ich von Dirsch-
im nach Cranz. Der gewöhnliche Weg
trägt fünf Meilen; aber längst dem Stran-
kann er, wegen der vielen Buchten, ein
ar Meilen mehr betragen. Er ist äußerst
schwerlich, weil er hier ganz mit Steinen
deckt ist, und oft liegen große Steine so
he und in solchen Lagen bei einander, daß
an nur durch Springen von einem auf den
dern, darüber hinwegkann. — Ich fand
er die Strandkrabbe in so großer Menge,

daß ich viele davon mit der Insektenscheere zu fangen im Stande war; Liebhaber zu Königsberg verschreiben sie sich aus Danzig, obgleich sie solche von hier weit frischer und besser haben könnten. Ich machte deshalb hier verschiedene Leute darauf aufmerksam, die es aber kaum glaubten, daß ein solches Thierchen genießbar sey, sondern vielmehr einen gewissen Ekel dafür bezeigten. Allein, wenn man hier nur einigemal Strandkrabben bestellen würde, so dürften sie bald auf den Märkten zu Königsberg so gemein werden, als sie es zu Danzig sind.

Anderthalb Meilen von der Dirschkeimschen Ecke, fand ich fünf Quellen neben einander aus dem Sande hervorkommen; sie waren so eisenhaltig, daß die Steine bis in die See hinein, wie mit Blut gefärbt schienen, und der Sand, welcher sie umgab, schien roth und ölicht, welches bei mir die Vermuthung erzeugte, daß Erdharz mit diesem Wasser vermischt sey. Der Geschmack des Wassers war sehr herbe. Nähere Untersuchung dieser Quel-

len war mir unmöglich, so wie die nähere Prüfung einer nicht weit davon liegenden Quelle, deren Geschmack salzig war und dem des Seewassers gleich kam. Das Wasser hatte eine bleiche Milchfarbe und ein weißer Niederschlag bedeckte die Steine, über die es floß. Diese beiden Wasser schienen mir chemischer Prüfung würdig, und vielleicht dürften die erstern, wegen ihres starken Eisengehalts, manche Eigenschaften eines Gesundbrunnens haben.

Am Ufer fand ich einige Exemplare des Ditiscus Huebneri und Rhagium Textor; auch fand ich einen Käfer, den ich schon einmal bei Königsberg angetroffen und für eine Varietät des Scarabaeus Granarius gehalten hatte. Er unterscheidet sich von ihm durch eine rothe Linie auf den Flügeldecken, die auch nach dem Tode bleibt. Aus mancherlei Gründen, und weil ich ihn auch nicht in Gesellschaft des Granarius antraf, halte ich ihn für eine besondere Gattung, die ich mit dem Namen des Scarabaeus Lineola bezeichne.

Gegen Abend sah ich fünf Seehunde mit einander spielen, und zuweilen auf den großen Steinen am Strande schlafen. Die Fischer erzählten mir, daß der Jäger aus Randau viele tödte, und den Stof Thran zu vier und zwanzig bis dreißig Groschen preussisch verkaufe. Der Robbe oder Seehund geht oft in unsere Ströme, und ich war vor einigen Jahren in der Mostbude zugegen, als einige Polen, die dieses ihnen unbekannte Thier neben ihrem Fahrzeuge im Pregel schwimmen sahen, nicht wenig Schrecken verriethen, und ihn durch große Knittel und mit entsetzlichem Geschrei von sich zu treiben suchten. Selbst in dem noch weiter entlegenen Friedrichstein hat man Seehunde im Pregel gefangen. Doctor Culmus zu Danzig hat eine sehr genaue Beschreibung dieses Thieres, welches er zergliederte, im ersten Supplement der Breslauschen Sammlungen, und Doctor Hartmann in Königsberg in einer Schrift: de Phoca ertheilt. Nach der Versicherung des Consistorialrath Bock wird auch jene Art des grauen Seehundes mit breiter Nase und längern

[illegible]nauen, die Müller im Supplementbande zu [illegible] für eine Verschiedenheit vom Robben [illegible]t, zuweilen an den preussischen Küsten gefangen.

Das Dorf Cranz wird zuweilen von denen besucht, welche hier das Seebad genießen wollen, auch ich versuchte es einigemal, und fand es sehr erfrischend, doch fühlte ich auch ein Jucken auf der Oberfläche der Haut, welches vielleicht in den Salztheilen des Wassers seinen Grund hat. Auffallend ist es, daß bei dem allgemein anerkannten Nutzen des Seebades kein Eigenthümer eines nahe am Seestrande liegenden Guts, noch auf den Gedanken gerathen ist, eine zweckmäßige Anstalt einzurichten. Ein Gebäude mit einer angenehmen Aussicht über die See, in einer kleinen Entfernung vom Strande, neben einem Orte, der sich zum Spaziergange schickt, und in so kleiner Entfernung von Königsberg und Pillau, daß man schnell einen Arzt herausholen könnte, würde im Sommer sehr leicht vermiethet werden können, und dem Eigenthümer

noch den Vortheil gewähren, alle Erzeugnisse seines Guts leicht abzusetzen; auch würde leicht ein Gastwirth durch die Pachtung des ganzen Hauses, dem Eigenthümer ein bestimmtes Einkommen verschaffen.

Vielleicht trägt das Seebad, dessen sich die Strandbewohner zuweilen bedienen, und die Beschäftigung der Bernsteinfischer, welche viele Stundenlang im Seewasser zubringen, sehr viel dazu bei, daß man hier an dem samländischen Strande so viele Greise findet. Mehr mag noch die gesunde Luft, weil man in dieser Gegend keinen Morast antrift, die einfachen Speisen und die anstrengende Arbeit, welche den Körper abstählt, dabei würken.

In dem zwei Meilen langen angenehmen Walde, durch den mich mein Weg von Cranz nach Sarkau führte, fing ich Bombix Tau, und Versicolora. Papilio Rubi war sehr häufig; die erste Melolontha Vulgaris und Elaphrus Uliginosus Panz: und Noctua Instabilis, wurde auch von mir hier angetroffen. Ange-

nehm ward mir der Weg durch den Wald. Allein sobald man diesen Wald verläßt, kömmt man auch in eine äußerst öde Gegend. Der Boden besteht aus lauter feinem Sande, auf dem man nur höchst selten Steine, Versteinerungen aber gar nicht findet. Die Ueberreste der gefällten Bäume gewähren ungefähr einen eben so traurigen Anblick, als die übriggebliebenen Schornsteine nach einer Feuersbrunst. Hin und wieder sprießt nur ein Gräschen hervor, von Blumen höchst selten die Viola tricolor und hin und wieder erheben sich Sandhügel, zum Theil mit Schilfgras (Carex) bedeckt, an dessen Wurzel ich den Carabus Sabulosus der Schweden antraf, den ich bisher in Preussen noch nicht gefunden hatte. Durst beim Mangel aller Quellen vermehrt bei brennender Sonnenhitze die Unannehmlichkeiten des Wanderers, und traurig ist der Gedanke, daß die, einige Meilen von einander entfernten Dörfer, vielleicht auch im kurzen nicht mehr da seyn werden. Ich frug nach dem Dorfe Lattenwalde, welches noch auf den preussischen Charten steht, und

hörte, daß es völlig versandet sey, und das Dorf **Kunzen** wird wahrscheinlich das nämliche Schicksal haben; der Krug ist schon von hinten bis ans Dach mit Sand verschüttet, und die Kirche mit einem sechs Fuß hohen Wall von Sand umgeben; ich hörte auch, daß, sobald der Pfarrer eine bessere Stelle erhalten hätte, die Kirche hier eingehen soll, weil die Leute hier zu arm sind, um einen Pfarrer erhalten zu können. Ihr einziges Gewerbe ist Fischfang; das Haf aber ist in dieser Gegend nicht fischreich, und die beträchtliche Entfernung von allen Städten hindert noch überdem die Fischer an einem einträglichen Verkaufe.

Bei **Rossitten** fand ich etwas Wald und sah auf einem Teiche drei Schwäne umherschwimmen. Ich fing den Elater Castaneus, den ich bisher in Preussen noch nicht gefunden hatte, und außerdem noch Hister Semipunctatus und Speculum. Letzterer ist so sehr auf seinen Flügeldecken mit dichtstehenden Punkten besetzt, daß nur auf jeder ein kleines schimmerndes Fleckchen in der Gegend des Schild-

chens übrig bleibt, und dieser Punkte wegen ist selten eine Spur von Streifen zu erkennen; da der Semipunctatus im Gegentheil deutliche Streifen und zwischen denselben glänzende Stellen hat, auch im ganzen mehr glänzt als Speculum. Der Staphilinus Littoreus wohnte hier zu tausenden, und hatte durch seine unterirdischen Gänge, die im kleinen den Maulwurfsgängen ähnlich sind, das Ufer so bunt gemacht, daß eine geschäftige Phantasie hier leicht Buchstaben und Zahlen auffinden würde.

Bei Nidden, wo es auch einen Wald giebt, sah ich wieder, daß der Landmann in Preussen, für das Sparen des Holzes keinen Sinn habe; denn von dem Wäldchen, welches sich vormals bis an die See erstreckte, standen noch Stümpfe, zwei bis sechs Fuß hoch, an manchen fehlte blos der Gipfel; diese, so wie viele vom Winde umgeworfene Bäume verfaulten ungenützt, und wer Holz zur Feuerung bedurfte, fällte lieber einen frischen Stamm. Es ist ein trauriger Gedanke, wie sich unsre

Nachkommen gegen den Winterfrost schützen sollen, wenn wir ihnen die Materialien zur Feuerung entziehen. Unsere Vorfahren konnten damit verschwenderisch umgehen, weil Preussen vor Jahrhunderten mit Wäldern bedeckt war, und die Gestalt hatte, welche, nach den Zeugnissen der Reisebeschreiber jetzt manche Provinz des nordamerikanischen Freistaats hat. Allein bei Vermehrung des Ackerbaues wurden unsre Wälder ausgerottet, und doch gehen wir mit dem Holze noch eben so verschwenderisch um, als es unsere Vorfahren thaten.

Der drei Meilen lange Weg bis Schwarzort führte mich durch lauter Sand. Von Insecten fing ich nichts als den Carabus Holosericeus, der hier in Preussen gar nicht selten ist, von dem ich aber, so wie von dem ganz gemeinen Carabus Nigricornis nie Varietäten antraf, ob ich gleich beide zu verschiedenen Jahreszeiten, folglich von verschiedenem Alter, einfing; und ich bin deshalb gar nicht geneigt, mit Panzern so viele Va-

rietäten

rietäten dieser Käfer anzunehmen. Ich habe es oft bemerkt, wie nützlich manche Käfergattungen, vorzüglich die Laufkäfer (Carabi) den Forsten und Obstgärten sind; sie tödten viele Regenwürmer, und laufen bis in die Spitzen der Bäume, um dort Puppen herabzuholen, die man von unten kaum erreichen kann. Auf den Sandbergen an der Ostsee sah ich ein paar Pflanzen sehr häufig, die sonst in Preussen nicht gemein sind; nämlich Arundo arenaria L. welches im Junius, und Elymus arenarius L. eine Grasart, die im Julius blüht. Triglochin maritimum und palustre L. hatte ich schon auf Wiesen am Curischen Hafe, wo es im Junius blüht, häufig gefunden; und Datura stramonium L. welches im Julius und August blüht, sah ich einzeln bei Schwarzort stehen.

Schwarzort hat wahrscheinlich seinen Namen daher erhalten, weil es vom entgegengesetzten Ufer tief, dunkel und beinahe schwarz erscheint. Hier ist ein Damm in das Haf geschüttet, an dem die Kähne bequem landen

können, und die Fischerei ist hier einträglich, weil die Fischer die Lächse und andere vorzügliche Fische, auf der Stelle an Aufkäufer absetzen können, welche hier täglich ankehren. Der Krüger erzählte mir, daß er ein Schwerdt und einige Streithammer gefunden habe, und zeigte mir einen der letztern. Diese Streithammer, eine der beliebtesten Waffen der alten Preussen, sind aus Stein. Sie gleichen der Gestalt eines Hammers, der an der einen Seite spitz zuläuft, und in der Mitte ist ein Loch, durch welches ein Stab ging, an welchen ihn der Kämpfende schwang. Ich habe solche Hammer von sehr verschiedener Größe gesehen. Den alten Preussen mußte es gewiß keine geringe Arbeit kosten, dem Steine diese Form zu geben und besonders das Loch durchzubohren. Die gesprengten Steine aber, die man in den Grabhügeln findet, zeigen, daß der Preusse mit Bearbeitung der Steine nicht ganz unbekannt war; allein ich habe auch in Sammlungen dergleichen Streithammer gesehen, die aus Marmor und Probierstein bestanden, und es ist mir höchst wahrscheinlich,

daß diese letztern entweder von Feinden erbeutet wurden, oder durch den Handel nach Preussen kamen.

Der Wald bei Schwarzort ist der größte auf der ganzen Nehrung, und besteht theils aus Nadelgehölz, theils auch aus Eichen, Erlen und Birken. Hier nisteten viele Reiher, die an einem fischreichen Hafe, vielleicht auch dadurch eine reiche Nahrung finden, daß der Fischer so manche kleine und schlechte Fische am Ufer liegen läßt. Oft hörte ich das Geschrei der Reiher, da ein großer Falke verschiedentlich auf ihre Nester stieß, und ich sah folglich hier eine Art von Reiherbeitze. Den Falken konnte ich nicht genauer bestimmen, weil er mir nie in den Schuß kam, aber sein Anblick erinnerte mich daran, daß vormals die Falken von der Nehrung im Auslande in großem Rufe standen. Sie nisteten hier vielleicht in Menge, als die Nehrung und ein großer Theil Preussens noch mit Wald bedeckt war; ja vielleicht machten diese Wälder das Clima von Preussen, Samaiten und Lit-

thauen ungleich kälter, und daher mag unter unserm Himmelsstrich der weiße Falke genistet haben. Die Ordensbrüder, die in frühern Zeiten doch nicht immer Ungläubige zu würgen oder Horas zu singen hatten, tödteten die Langeweile, indem sie Falken vorzüglich abrichteten, und da die Jagd mit Falken im Mittelalter bei Fürsten und Adel allgemein beliebt war, so machte der Orden damals mit preussischen Falken Geschenke, wie heutiges Tages der russische Hof mit Zobeln. Mancher Brief auf der Schloßbibliothek zu Königsberg zeigt uns noch, mit welchem Dank solche Falken aufgenommen, und wie oft Falken selbst gefordert wurden. Der Hochmeister Conrad Zöllner gab seinen Gesandten, die nach England gingen, vier solcher Falken mit, welche vom Könige mit hohem Dank angenommen wurden. Zuweilen that der Hochmeister mit solchen Geschenken spröde; so schrieb im Jahr 1412 Heinrich von Plauen, an Jacob Canietzpol, Woiwoden von Siradien:

„Ihr schreibt uns auch, daß wir euch zu Jahre Falken haben gelobet, und bittet

euch dieselben zu senden. Lieber Herre, wir haben jetzund keinen Falken, und gehilft uns Gott, daß die Freuntschaft das zwischen uns bestallt wirt, umb eynen Falken oder zweene sal is nicht zwischen uns scheelen, die wir euch auch denne gerne senden wollen.

In dem Walde bei Schwarzort, fand ich eine große Verschiedenheit von Insecten, und ich fing davon Rhagium Noctis, einen in Preussen seltenen Käfer. Die Wassernymphe (Libellula), die als Raubthier den Oekonomen willkommen seyn muß, sah ich in diesem Sommer hier zum erstenmal; der Carabus Dentellus Thunb. war mir neu. Er wurde von Kugelan, Apotheker in Osterrode, der ein Verzeichniß der preussischen Käfer im neuesten Magazin für die Liebhaber der Entomologie einrücken ließ, für eine Varietät des Carabus Ustulatus erklärt, welches Herr von Peykull auch schon gethan hat. Er unterscheidet sich aber durch seine ganze Bauart; auch fing ich ihn im Sande, wo sich kein Carabus

Ustulatus sehen ließ. Fast alle Arten des Birrhus liefen im Sande unter einander: Ater, Pilula, Varius, Fasciatus, Aeneus, ein völlig großes Exemplar des Byrrhus Pilula hatte eine vollkommene Binde, und die andern fand ich in Zeichnung und Größe so verschieden, daß ich in Versuchung gerieth, sie alle, außer Aeneus für Varietäten zu halten, und außer diesen angezeigten hatte ich hier auch noch den Carabus Convexus, Notoxus Sellatus, Curculio Abietis, Necydalis minor, Donacia Palustris, und Coccinella Hieroglyphica gefunden.

Gegen Abend erreichte ich den Sandkrug, wo ich zwei Stunden lang liegen bleiben mußte, ehe die Post ankam, mit der ich zugleich nach Memel übergeführt wurde. Es ging ein Kahn dahin, der aber, weil es verboten war, mich nicht mitnehmen konnte. Ich weiß nicht die Gründe dieses Verbots; ich glaube aber doch, daß Gründe da seyn müssen, glaube, daß es aber auch die Billigkeit erfordert, daß die nämliche Polizei für die Auf-

nahme der Reisenden im Sandkruge sorge, indem ich nicht das Geringste an Lebensmitteln erhalten konnte.

Noch muß ich ein paar Naturproducte vom Strande erwähnen, wenn ich sie gleich selbst nicht vorfand. Der russisch Kaiserliche Cammerjunker Graf Muschkin = Puschkin versicherte mich in Königsberg, bei seiner Reise längst dem Strande, Späte von schöner Farbe gefunden zu haben. Mir gelang dies vielleicht deshalb nicht, weil ich, mit mineralogischen Gegenständen weniger bekannt, durch die schöne Farbe getäuscht, welche die nassen Steine beinahe durchgängig im Sonnenlichte hatten, sie nicht genugsam zu unterscheiden im Stande war. Auch enthielt die Sammlung des Herrn von Baczko den Carmoran (Pelicanus Carbo) einen in Preussen seltenen Wasservogel, der bei Cranz geschossen war.

Jetzt wende ich mich zu einem Naturproducte, welches Preussen, besonders aber dieser Gegend vorzüglich eigen ist, dem Bern=

steine. Was ich davon sah, und meine Erfahrungen in Betreff desselben, will ich hier mit einemmale zusammenfassen. Die vielen Nachrichten älterer Schriftsteller, über diesen Gegenstand lasse ich unbenutzt; dem Naturforscher sind sie bekannt, und dem Leser dieser Wanderungen will ich nicht mit allem was ich weiß, sondern größtentheils nur mit dem unterhalten, was ich selbst sah und erfuhr. Die Gegend, in der man jetzt den Bernstein vorzüglich schöpft, beträgt in gerader Linie etwas über vier Meilen, allein wenn man jede Bucht umgeht, so kann sie über sechs Meilen betragen. Sie erstreckt sich von Pillau bis eine halbe Meile hinter Palmnicken, oder bis eine halbe Meile vor Brusterort. Das Seeufer ist hier von sehr ungleicher Tiefe, oft ganz flach und dann wieder einige Fuß tief. Die zum Bernstein schöpfen vorzüglich tauglichen Buchten sind: bei Lochstädt, Neuhäuser unterm Walde, bei Tenkitten unter den hohen Bergen, bei Rothenen in der Krack, bei Nodems im Winkel und unter dem Schloßberge zwischen Sorgenau und

Palmnicken in der Kinck, bei Kraxtapellen, unter dem niedrigen Seeberge und bei groß Hubnicken in der Kelmuhsch. Bei Pillau und besonders gleich übers Tief bei den sogenannten Posthäusern, wird zuweilen, und besonders im Frühjahre, bei dem Eisgange, wenn der Strom aus dem Haf scharf in die See läuft, viel Bernstein geschöpft, welcher vermuthlich von starken Nordweststürmen, die alsdenn den Strom aus der See ins Haf führen, zugleich mit hineingetrieben wird. Von den Posthäusern bis an das ehemalige Danziger Gebiet bei Rolski, wird in einer Strecke von vier Meilen, und von Brusterort bis Cranz in einer Strecke von sechs Meilen auch zuweilen bei nordöstlichen Abstillungen, etwas Bernstein geschöpft. Von Cranz bis Memel kömmt nur wenig Bernstein an, er wird daher gar nicht geschöpft, sondern blos diejenigen Stücke, welche die See ans Land wirft, werden hier aufgelesen. Von Memel bis Nimmersathan, der curischen Grenze, wird auch zuweilen etwas Bernstein geschöpft, allein in

geringer Menge, und überdem noch von schlechter Würde.

Es ergiebt sich nach allen Beobachtungen, daß blos in den nördlichen Gegenden der Ostsee bernsteinhaltende Stellen seyn müssen, weil nur durch starke Nord = oder Nordweststürme aus der Tiefe frischer Bernstein losgemacht und nach dem Lande getrieben wird; wenn nun der Wind, nach solchen Stürmen, nach Süden oder Südwesten tritt, und die See dabei allmälig stille wird, so halten die angezeigten Buchten den Bernstein auf, der alsdenn gegen das Land kömmt. So lange der Sturm währt, läßt die See nichts ans Land, denn wenn gleich die Welle während des Sturms von oben zu gegen das Land ausschlägt, so ziehen sich doch die nämlichen Wellen nach unten zu, hundert und mehr Schritte weit in die See, und diese Wellen führen bei den Bernsteinfischern den Namen der Suchten. Wenn die See stille wird, und die nicht so großen Wellen häufig ans Land schlagen, und sich auf der Oberfläche der Bernstein, vorzüg=

sich aber eine Menge schwarzes Seemoos zeigt, dann tritt auch der rechte Zeitpunkt zum schöpfen ein. Die Gegend, worin man den Bernstein schöpft, hat Hartmann in seinem im Jahr 1677 gedruckten Werke: Succini prussici physica et civilis historia in Kupfer stechen lassen, und die Buchten sind auf dieser Charte, die nachher verschiedentlich kopirt ist, angezeigt. In diesem Werke sind auch drei Abbildungen des Seegrases, allein man findet noch mehr Verschiedenheiten desselben. Eins darunter, welches auch nach dem Trocknen eine schöne grüne Farbe behält, ist äußerst fein und gleicht dem Frauenhaarmoose. Eine andere Seepflanze, welche häufig mit ausgeworfen wird, ist schilfartig, und besteht aus weißen, langen, schmalen Blättern, die, weil sie Aehnlichkeit mit weissen leinenen Bändern haben, welche man hier in Preussen Fitzelband nennt, bei den Strandbewohnern diesen Namen führen; am häufigsten aber ist jene Pflanze, die unter dem Namen der Seeeichen den Naturforschern bekannt ist. Sobald dieses Moos und der Bernstein bei günstigen Win-

den erscheinen, gehen die Strandbewohner, welche schon um ihres eigenen Vortheils willen dabei aufmerksam sind, mit ihren Werkzeugen ans Seeufer, und werden im Unterlassungsfalle von den Strandbedienten dazu aufgefordert. Das Werkzeug dieser Schöpfer ist ein runder Käscher, die Stange muß daran, gemäß den Verordnungen, zwanzig Fuß Länge haben, allein der junge und starke Schöpfer macht sie sich noch länger, um tiefer in die See reichen, und so eine stärkere Ausbeute erhalten zu können. Nicht näckend, wie man es häufig erzählt, sondern völlig bekleidet, gehn diese Leute oft bis an den Hals in die See, schöpfen das Seegras mit dem Bernstein, und begeben sich nicht eher ans Land, als bis sie den gefüllten Käscher nicht mehr zu regieren im Stande sind; sie schütten alsdenn alles, was sie aufgefischt haben, an den Sandbergen in einer solchen Höhe auf, die den Wellen, selbst bei Stürmen, unzugänglich ist, und jeder bezeichnet seinen Haufen. Das männliche Gesinde hilft beim Schöpfen seinem Hausvater; allein Weiber und Kinder begeben

sich zu den bezeichneten Haufen, um dort den Bernstein aus dem Seegrase zu lesen. Sind die Männer nicht durch Arbeit ermüdet, welches oft der Fall ist, weil das Schöpfen viele Stunden lang währet, oder ist die Kälte nicht zu groß, so helfen ihnen die Männer nach geendigtem Schöpfen. Ist aber die Kälte so groß, daß den Schöpfern, sobald sie das Wasser verlassen, die Kleider auf dem Leibe steif frieren, dann laufen sie häufig nach Hause, wärmen sich eine kurze Zeit und ziehen wieder trockene Kleider an, welches mancher während des Schöpfens drei bis vier mal wiederholt. Gewohnheit hat diese Leute so abgehärtet, daß die Kälte ihrer Gesundheit nicht nachtheilig wird, und so wie Blagden bei seinen Versuchen prüfte, welchen hohen Grad von Hitze der Mensch auszuhalten im Stande sey, so würde ein Naturforscher bei diesen Menschen den Grad der Kälte pünktlich bestimmen können.

Ein Strandbedienter ist beim Schöpfen und Auslesen des Bernsteins zugegen, und so-

bald aller Bernstein aus dem Kraute hervorgesucht ist, geht er mit denen, welche ihn schöpfen, in seine Wohnung. Hier ist ein Kasten, der so viel Fächer hat, als Schöpfer unter dem Strandbedienten stehen. Ueber jedes Fach ist im Deckel des Kastens ein Loch, welches aber nicht so groß ist, daß man mit einer Hand hindurchkommen kann, und durch diese Oefnung schüttet nun jeder den Bernstein, in das ihm ein für allemal angewiesene Fach. Der Strandinspector, welcher zu Palmnicken wohnt, bestimmt am Ende jedes Monats, wenn die Strandbedienten den Bernstein in die Bernsteinkammer zu Palmnicken abliefern sollen. Sechs dieser Strandbedienten, nämlich die von der Grenze des ehemaligen Danziger Gebiets bis Tenkitten, stehen unter dem pillauschen Licente, wohin sie ihren Bernstein abliefern. Der Licentinspector giebt dem Strandinspector von dieser Lieferung Nachricht, und bekömmt auch von ihm das Geld zur Auszahlung der Schöpfer. Die Strandbedienten von Sarkau bis Gränz-Nimmersath stehen unter der Subinspection des memelschen Licents,

liefern aber ihren Bernstein wegen der Entlegenheit und weil sie nur wenig sammeln, halbjährig nach Palmnicken ab.

Sobald das Ausschreiben des Strandinspectors eintrift, versammeln die Strandbedienten die Schöpfer, jeder nimmt nun den Bernstein aus seinem Fache, reinigt ihn vom Sande, und liest ihn in zwei Sorten; die großen Stücke heissen Seestein und er bekömmt für das Stof vier Groschen preussisch, die kleinern Stücke bekommen den Namen Sandstein und das Stof wird mit sechs Groschen zwölf Pfennige preussisch bezahlt. Die Bernsteinoffizianten, welche von Sarkau bis Nimmersath wohnen, liefern nur eine Sorte, und bekommen, weil sie ihn weit mühsamer sammeln müssen, den Stof mit 17 Groschen preussisch bezahlt, und ausser dem noch für das Achtel ein Douceur von fünf und vierzig Groschen, unter dem Namen Achtelgeld. Vom gegrabenen Bernstein wird der Stof mit funfzehn Groschen zwölf Pfennigen bezahlt; vier und achtzig solcher Stofe machen eine Tonne,

und die Tonne hält zwei Berliner Scheffel. Grössere Stücke, die über sechs Loth wiegen, bekommen den Namen Sortiments, und für Stücke, welche über ein halb Pfund wiegen, wird drei Groschen, für solche Stücke aber, die noch mehr wiegen, sechs Groschen pr. Pfund als ein besonderes Douceur bezahlt. In den fünf Monaten vom November bis März wird ihnen auch noch für jedem Käscher, womit sie schöpfen, besonders drei Groschen vergütet, und die, welche in den Dörfern von Pillau bis Palmnicken wohnen, bekommen auch noch unter dem Namen des Holzgeldes, zum Trocknen der Kleider jährlich vier bis sechs Gulden preussisch.

Da der Bernstein ein Regale ist, so muß auch derjenige, den man im Innern des Landes findet, abgeliefert werden; allein man findet nur höchst selten Stücke von einigem Werth. Für diejenigen, welche ihn auf königlichem Grunde finden, ist für den Stof dreizehn Groschen und für ein Sortimentsstück drei Groschen bestimmt; diejenigen aber, welche ihn

auf

auf ihrem eignen Grunde gefunden haben, empfangen zwei Drittel des wahren Werths.

Diejenigen Leute, welche den Bernstein schöpfen, sind die eigentlichen sogenannten Strandbauern, deren nur acht und zwanzig sind, die in einigen Dörfern in der Nachbarschaft von Palmnicken wohnen. Sie haben jeder zwei Huben und königlichen Besatz, haben die Onera aller königlichen Schaarwerksbauren, mit Ausnahme des Amtsschaarwerks, wogegen sie aber dem Strandinspektor in einigen Fällen Vorspann zu geben und den Bernstein nach Königsberg zu führen verpflichtet sind, wofür sie die ordinanzmäßige Bezahlung von dreißig Groschen p. Meile erhalten. Einige weiter von Palmnicken entlegene Schaarwerksbauren, die durch nichts von andern königlichen Schaarwerksbauren unterschieden sind, müssen auch Bernstein schöpfen. Außerdem dienen dazu die Fischer, welche eigne Häuser und Ackerfeld besitzen und für die Fischerei in der See einen besondern Zins bezahlen; auch sind noch besondere Schöpfer auf königli-

che Rechnung angesetzt, welche Wohnung und einiges Deputat-Getreide, aber kein Land haben, und auch für die Fischerei in der See Zins bezahlen. Alle diese Leute werden unter den Namen der Bernsteinschöpfer verstanden, und sie sind zu jeder Tageszeit zum Schöpfen des Bernsteins verpflichtet, auch haben sie alle den Bernsteineid geleistet. Alle drei Jahre werden diejenigen Leute, welche während der Zeit den Religionsunterricht erhalten haben und eingesegnet sind, von dem Departementsrath und Strandinspector wieder vereidigt. Sie sind sehr willig zur Uebernehmung dieser sauren Arbeit, weil sie sich reichlich bezahlt, denn man hat Beispiele, daß ein Bernsteinschöpfer an einem Tage zwölf bis funfzehn Thaler verdiente. Solche Beispiele sind freilich selten, reitzen aber doch die Gewinnsucht, wie die Terne bei der Zahlenlotterie, und verhältnißmäßig zu dem in Preussen üblichen Taglohne, hat der Bernsteinschöpfer, auch bei der schlechtesten Einnahme, einen sehr reichlichen Erwerb.

In jedem Dorf ist ein Strandbedienter, der die Aufsicht beim Schöpfen hat, und den Bernstein an sich nimmt. Diese Strandbediente sind entweder der Strandreuter oder Kammerknechte. Sie sind sich darin gleich, daß jeder seinen bestimmten Beritt hat, den er täglich einigemal begehen muß, nur sind die Kammerknechte dem Strandreuter darin subordinirt, daß sie von ihnen revidirt werden. Ein Strandreuter hat freie Wohnung, zwei bis drei Achtel Brennholz und achtzig bis hundert Thaler Gehalt; bekömmt er aber ein oder anderthalb Huben Dienstland, so beträgt sein wahres Gehalt nur funfzig bis sechszig Thaler. Bei den Cammerknechten ist dies Dienstland gewöhnlich, und außerdem freie Wohnung und anderthalb Achtel Brennholz. Sie bekommen aber kein baares Gehalt, sondern bloß diejenigen, welche kein Dienstland haben, erhalten dreißig bis vierzig Thaler baar. Die auf der curischen Nehrung bekommen noch weniger, weil sie mehr wegen des Strandens der Schiffe, als um des Bernsteins willen angesetzt sind, und am ganzen Strande befinden sich

eilf Strandreuter und sechs und zwanzig Kammerknechte. Diese stehn unter der Aufsicht des Strandinspectors, der zu Palmnicken wohnt. unter diesen stehen auch die beiden Strandcontrolleurs, wovon einer zu Lochstädt Neuhäuser wohnt, und den Strand von der Grenze des vormaligen Danziger Gebiets bis Palmnicken, der andere aber, welcher zu Rantau wohnt, die andere Seite von Palmnicken bis an die curische Grenze zu revidiren hat. Ersterer hat auch noch seinen eigenen Beritt als Strandreuter zu versehen, und letzterer muß monatlich bei der Bernsteinablieferung zu Palmnicken gegenwärtig seyn und die Controlle führen; von beiden aber muß dem Strandinspector monatlich Bericht abgestattet werden. Der Strandinspector steht unter der Krieges- und Domainen-Kammer zu Königsberg. Dieser muß er seine Berichte abstatten, monatlich die Ausgabe und Einnahme von Bernstein berechnen, und überdem noch jährlich eine Rechnung ablegen. Ihm wird aus einem besondern Fond aus der Domainen-Casse das Geld zur Bestreitung des Bernsteinfanges angewiesen

und das Gehalt der sämmtlichen Offizianten beträgt ohngefähr tausend siebenhundert Thaler und wird von dem Gelde entrichtet, welches aus dem verkauften Bernstein gelöset ist.

Von den Strandbauren wird der Bernstein auf folgende Weise gegraben, wie es bereits Hartmann und Sendel beschrieben haben. Sie bedienen sich hiezu eines schmalen Spatens, der einen langen Stiel hat, hiemit stechen sie von der Seeseite am Fuße des Strandberges horizontal nach dem Lande zu in den Berg. Der Bernsteingräber macht ungefähr Gruben von zwei Fuß Länge und solcher Tiefe in den Berg, als sein Spaten reicht, doch wagt er sich nicht in die Grube, weil er vom herunterstürzenden Sande verschüttet zu werden befürchtet. Deshalb richtet er diese Grube auch nur so klein ein, und läßt auch zwischen zwei Gruben einen Platz undurchgraben. Im ausgeworfenen Sande wird hernach der Bernstein mit einer Art von Harke aufgesucht. Noch wird im Sommer, wenn die See zurücktritt und stille ist, bei Großkuhren

unter dem Sande perpendikulair in blauen Letten gegraben; man kann aber die Gruben, weil sich leicht das Wasser darin zieht, gar nicht tief machen; auch besteht der Bernstein größtentheils aus kleinen Stücken von schlechter Farbe, und deshalb ist diese Art zu graben nicht häufig. Ungleich wichtiger ist die Bergmännische Bearbeitung des Bernsteins, wozu der Minister Freiherr von Heinitz bei seiner Reise durch Preussen im Jahr 1781 die Veranlassung gab, der auch hiezu einen Fond von fünfhundert Thaler bewürkte. Zwei Mineurs, welche bei den Minen zu Graudenz gearbeitet hatten, und gelernte Bergleute sind, wurden jetzt zu dieser Arbeit genommen, jedem täglich sieben und dreißig ein halb Groschen preussisch, und zwei Taglöhnern, die man ihnen zur Hülfe gab; jedem täglich funfzehn Groschen ausgesetzt. Bei Groß-Hubniken, eine Viertelmeile von Palmnicken, wurde auf dem Berge ungefähr hundert Schritte vom Abhange nach der See, mit einem Schacht in den Berg gefahren, nach der Tiefe von sechs und achtzig Fuß wurden die Stollen angelegt, man

ſte Schächt und Stollen noch um zwölf
hier fand man nun Adern von Bernſtein,
e in flachen Lagen ſtrichen, und worin der
ſtein neſterweiſe lag. Tiefer fand man
s als einen groben feuchten Sand. Nach-
wurde zur Erſparung der Koſten, da man
iefe wußte, in welcher der Bernſtein lag,
Schacht mehr angelegt, ſondern von der
ite gerade zu in den Berg hineingebaut,
weil die Witterung in dieſer Tiefe keinen
uß mehr hat, Sommer und Winter hin-
gearbeitet. Man findet den Bernſtein
hnlich in einer Lage von jenem foſſilen
itunen durchdrungenem Holze, das den
ralogen unter dem Namen der Braun-
e bekannt iſt. Die Verſuche, dieſes
in der Malerei ſtatt Umbra zu gebrauchen,
aus den preuſſiſchen Annalen bekannt.
Bäume, von denen dies Holz iſt, laſſen
ßt wohl nicht mehr beſtimmen, man fin-
ich zuweilen Früchte, die der Mandel
angleich ſind, und dieſe beſtärken uns in
lgerung: daß jetzt dieſe Holzgattung nicht
in Preuſſen ſey. Man findet in dieſem

Gruben auch viel versteinertes oder durch Vitriol vererztes Holz und verschiedene Stücke, wovon ich unter andern eins von beträchtlicher Größe in der von Baczkoschen Sammlung sah, haben die sonderbare Eigenschaft, daß wenn man sie sorgfältig von dem ausgeschlagenen Vitriol befreit, dieser doch innerhalb vier und zwanzig Stunden wieder überall ausschlägt.

Ein großer Theil des gegrabenen Bernsteins ist mit einer Art von Rinde umgeben, welche die See bei den Stücken, die von ihr ausgeworfen werden, bereits abgespült hat. Die großen Stücke, welche man ausgräbt, zeichnen sich größtentheils durch ihre Härte und schöne Farbe aus. Sie haben durchgängig eine helle Farbe, und die mehresten sind weißgelb, eine Farbe, die man vorzüglich am Bernstein schätzt, und mit dem Namen Kunstfarbe belegt. Man hat bei diesem Bernsteingraben schon einige hundert Thaler mehr gewonnen, als die Kosten betragen, und sollte man auch nur die letztern erhalten, so würde es doch

rathsam seyn, damit fortzufahren, weil einige Menschen dadurch eine Arbeit erhalten, deren Produckt der Ausländer mit baarem Gelde bezahlt. Ueberhaupt wurde mir von den Bewohnern des Strandes die Angabe des Consistorialrath Bock bestätigt, daß jetzt ungleich weniger Bernstein geschöpft und gegraben würde, und so kann es sich vielleicht ereignen, daß Preussen dies Naturprodukt in der Folge völlig verliert. Jetzt werden höchstens dreihundert Tonnen Bernstein jährlich geschöpft, allein in manchen Jahren auch kaum hundert; und ungefähr vier bis sechs Tonnen werden jährlich gegraben.

Aller Bernstein wird zu Königsberg sortirt und verkauft. Wenn von der Krieges- und Domainen-Cammer der Befehl hiezu eingetroffen ist, müssen die Strandbauern, welche wegen seiner Schwere nicht mehr als sechs Scheffel auf einen Wagen zu nehmen verpflichtet sind, den Bernstein nach Königsberg führen. Sie erhalten für jede Meile dreissig Groschen Fuhrlohn, und werden durch einen

Strandbedienten begleitet. Er wird an die Bernsteinkammer abgeliefert, und jährlich gewöhnlich dreimal, um Martini, Fastnacht und Johanni sortirt. Der Strandinspector ist dabei zugegen, und das Sortiren geschieht durch vier vereidigte Bernsteinarbeiter. Die zwei ältesten unter ihnen, welche am großen Tisch arbeiten, erhalten vom Könige täglich sieben und dreißig einen halben Groschen, und von den Zünften der Bernsteinarbeiter für jede Tonne Tonnenstein und großen Schluck einen Thaler dreißig Groschen. Die beiden andern, die am kleinen Tisch arbeiten, bekommen nichts vom Könige, sondern das nämliche von den Zünften für jede Tonne Fernitz und kleinen Schluck.

Der Bernstein wird gewöhnlich in fünf Sorten getheilt.

1. Sortiment, hiezu gehören die reinen Stücke von sechs Loth und drüber.

2. Tonnenstein, die Tonne zu 233 Thlr. 30 Gr.

3. Fernitz, die Tonne zu 100 Thlr.

4. Sandstein, die Tonne zu 26 Thlr. 60 Gr.

5. Schluck, die Tonne zu 20 Thlr.

Von diesen letztern vier Gattungen bekömmt niemand etwas als die Zünfte der Bernsteinarbeiter zu Königsberg und Stolpe, jede erhält genau die Hälfte für den hier angezeigten Preiß. Die stolpische Zunft hat im Königsberg einen Kaufmann als Commissionair, welcher den Bernstein für sie empfängt und bezahlt. Der Strandinspector schickt der Königsbergschen Zunft und dem Commissionair der stolpischen Zunft die Rechnung, und mißt, wenn das Geld an die Domainen-Casse bezahlt ist, jedem die Hälfte des Bernsteins zu.

Den Zünften ist dieser Ankauf des Bernsteins durch Privilegien gesichert, die Bernsteinarbeiter theilen ihn unter sich, und verkaufen die Stücke von zwei Loth und drüber, so roh wie sie ihn empfangen, an Juden, welche ihn mit Vortheil nach der Türkei verhan-

deln, und es kommen zuweilen Armenier und Juden aus der Türkei, um dieses Handels willen nach Königsberg. Die kleinern Stücke werden größtentheils zu Korallen verbraucht, die auch nach der Türkei gehen. Einige Bernsteinarbeiter, die sich den Namen der Inventirer geben, verfertigen viele Kleinigkeiten aus Bernstein, den sie durch Sieden in Leinöl klar zu machen, auch verschiedentlich zu färben wissen. Das Bernsteinöl wird von hiesigen Bernsteinarbeitern verfertigt, und weil man hiezu gewöhnlich die kleinen unreinen Stücke nimmt, aber ehe diese von außen gereinigt sind, nicht den Gegenstand bestimmen kann, der sie unrein und trübe macht, so werden viele Stücke, welche den Naturalienliebhabern, wegen der darin enthaltenen Insekten äußerst schätzbar seyn würden, hiedurch zerstört. Diejenigen Stücke, worin man das eingeschlossene Insekt, gleich beim Sortiren erkennen kann, oder die sich durch ihre Farbe und durch ihre Gestalt als Naturspiele auszeichnen, werden in der Bernsteinkammer in einem besondern Schranken aufbewahrt, und die Sammlung soll, ehe die

Russen Königsberg besetzten, beträchtlich gewesen seyn. Die großen, oder Sortimentstücke, werden den Meistbietenden überlassen und die Tonne gewöhnlich mit mehr als dreitausend Thaler bezahlt. Das ganze auf diese Art erhaltene königliche Einkommen von Bernstein, soll nach dem festgesetzten Etat siebenzehntausend Thaler jährlich betragen, allein seit vielen Jahren wird dieser Etat gar nicht mehr und in manchen Jahren kaum die Hälfte erreicht.

Ueber die Einrichtungen beim Bernstein sind zwei Strandordnungen, die eine vom Jahr 1648 und eine revidirte Strandordnung vom Jahr 1769 gegen die Contravenienten, wird die Gerichtsbarkeit von dem Bernsteingerichte zu Fischhausen verwaltet, welches aus dem Strandinspector, dem Actuarius und einem Assessor besteht. Die Strafe der Defraudanten ist hart, gewöhnlich Zuchthaus und Vestung, und nach dem Erzählungen der Strandbewohner werden jährlich wenigstens zehn Menschen mit dieser Strafe belegt.

Das Einkommen des Bernsteins könnte vielleicht noch vermehrt werden, wenn man mit mehrerer Aufmerksamkeit auch die kleinern Stücke zusammensuchte. An einer Stelle an der samländischen Küste fand ich unter den angespielten Pflanzen eine solche Menge Bernstein, mehrentheils von der Größe eines Quadratzolls, daß ich nur die Pflanzen ausschütteln und den Bernstein zusammenscharren durfte; auch wird manches Stück ausgeworfen, welches die See bald wieder mit Sand beschüttet. Vielleicht würden junge Leute, die auf eine kurze Zeit zu einer öffentlichen Arbeit verdammt sind, und folglich beim Entweichen wenig Vortheil hätten, mit Nutzen zum Auflesen des Bernsteins gebraucht werden können, und hiedurch dem Staate mehr erwerben, als sie jetzt in den Arbeitshäusern verdienen. Ich bin wenigstens durch den Augenschein überzeugt, daß ich ein wohlhabender Mann werden könnte, wenn mir diese Nachlese des Bernsteins verstattet würde.

Ueber den Ursprung des Bernsteins sind die Meinungen noch getheilt. Ich habe tau-

ke von Bernsteinstücken mit Insekten in
nden gehabt, die mich überzeugt haben, daß
Bernstein ein Baumharz sey, und er hat,
es Doctor Hagen in seinem Handbuch für
otheker sehr richtig bemerkt, seine minera-
en Eigenschaften, bloß durch seinen langen
enthalt im Mineralreich erhalten. Die
ume, woraus dies Harz floß, sind, wie
schon vorhin anzeigte, jetzt nicht mehr in
ussen zu finden, und von den Insekten gilt
das Urtheil aus den Beobachtungen aus
Naturkunde, von der Gesellschaft naturfor-
nder Freunde zu Berlin, ersten Bandes
tes Stück p. 364. „daß Gattungen und
en von Geschöpfen auf unsern Erdboden
tmals gelebt und ihre Bestimmung vollen-
haben, die schon lange nicht mehr da sind,
daß eine solche Veränderung in dem Laufe
Natur, eine, oder vielleicht mehr als ei-
Umschaffung des Erdbodens voraussetzt."
in unter der großen Menge Insekten, die
in Bernstein finden, ist vielleicht nicht ein
erchen, von dem man mit Gewißheit sagen
nte, daß man seinen noch lebenden Bruder

kenne. Doch kann auch die größtentheil
schossene Farbe der Insekten im Bernstein
nicht wenig beitragen. Von Insekten, d
fengbar bloß im Wasser leben, habe ich n
einziges, nämlich einen Dytiscus in Ber
gefunden. Eine Bereitung aus Bernstei
der man verhältnißmäßig viel gewinnt, i
Bernsteinsalz. Es werden dazu m
theils die kleinen Abgänge verwand, u
manchen Jahren wohl für 800 bis 1060
ler größtheils nach England, Schweden
Nürnberg versandt.

Herr Consistorialrath Pisanski
seiner Abhandlung über die Ostsee das
annahen derselben bewiesen. Dies wurd
durch die Strandbewohner und zum Theil
durch den Augenschein bestättigt. Die L
bei Cranz geht weit tiefer ins Land, als s
der Charte gezeichnet ist, allein die viele
ken scheinen sich dem schnellen Eindringen
See zu widersetzen. Doch ist mir ein D
bruch des curischen Hafes sehr wahrschei
weil es schon Stellen giebt, wo bei hef

E

Stürmen die Wellen der See und des Hafes zusammenschlagen, so daß selbst die Post aufgehalten wird. Vielleicht könnte das Besäen der Nährung mit Fichten, deren Wurzeln auch im Sande fortkommen, diesen Durchbruch hindern; und da diese ganze Gegend vormals ein Wald war, so läßt sich nicht bezweifeln, daß sie wieder ein Wald werden könne. Die Wurzeln der Bäume würden den Sand feste machen und selbst die Wellen sich an den Baumstämmen brechen.

In der Sammlung des Herrn Commerzienrath Wulf, sah ich eine preussische Siegelerde, auf dem Siegel war ein Fischer mit einem Köscher, wahrscheinlich eine Anspielung auf das Bernsteinschöpfen. Sie war aus der Gegend von Fischhausen und man hat ihr wahrscheinlich vormals medicinischen Nutzen zugetraut; jetzt wußte mir niemand die Stelle, wo sie gefunden worden war, anzuzeigen; ich würde sonst versucht haben, ob sie nicht in technologischer Hinsicht brauchbar sey. Der im sechszehnten Jahrhundert geschätzte

Gesundbrunnen bei Kraxtapellen, dessen Hartmann erwähnt und an den auch Hagen bei seiner Untersuchung des Thurenschen Wassers denkt, hat seinen Ruf, den er im vorigen Jahrhundert besaß, so sehr verlohren, daß mir jetzt niemand davon was zu sagen wußte.

Auffallend wars mir, daß ich auf der ganzen Nehrung keinen einzigen Vogel aus dem Spechtgeschlechte fand. Die wenigen Insekten, welche man hier selbst unter der Rinde abgestorbener Bäume findet, sind wohl hieran Schuld, denn die Spechte, von denen man gewöhnlich glaubt, daß sie den Forsten so nachtheilig sind, verdienen als sehr nützliche Geschöpfe verschont zu werden; sie hacken bloß ein Loch in den Baum, um ein schädliches Insekt herauszuholen, welches vielleicht das Ersterben des ganzen Baumes verursacht haben würde. Der kleine Blauspecht ist vorzüglich in dieser Hinsicht nützlich und das ganze Meisengeschlecht, selbst das kleine Goldhähnchen werden äußerst nützlich, indem sie die Raupennester zerstöhren



) sich von jungen Raupen nähren. Dies
ren meine Betrachtungen als ich auf das
)rzeug wartete, das mich nach Memel
igen sollte. Es erschien endlich und brach-
nich an diesen Ort, wo schon eine freund-
e Aufnahme meiner harrte.

Dritter Abschnitt.

Topographie von Memel. Insectensammlung des Kaufmann Consentius. Der Bremersche Garten. Beiträge zur Geschichte von Memel. Beschreibung des Hafens. Beiträge zur Handelsgeschichte von Memel. Wichtigkeit von Memel für den preussischen Staat. Ueber die Streitigkeiten mit Königsberg wegen des Stapelrechts. Gang und Lage des gegenwärtigen Handels. Einige Züge zur Beurtheilung des Charakters. Ausbeute aus dem Reiche der Natur.

Memel wird durch den Fluß Dange, der bei Crotnigen, einem in dem ehemaligen Samogitien, und jetzigen neuen Rußland gelegenen, drei Meilen von hier entfernten Städt-

chen entspringt, in zwei Theile getheilt. In der nördlichen Hälfte liegt die ehemalige Vorstadt, jetzt Neustadt genannt, und die zum Domainen-Amt Althof gehörige Vitte. Die südliche Hälfte begreift die Altstadt, und Friedrichsstadt; die westliche Seite hat das curische Haf zur Grenze; die östliche wird durch Wälle umgeben, die sich vom südlichen Ufer der Dange, bis ans curische Haf erstrecken. Das Fort liegt am südlichen Ufer der Dange, nicht weit von dem Ausflusse derselben in das curische Haf. Es besteht jetzt aus vier Bastionen, fünf Ravelins und wird durch einen breiten Graben umgeben. In der Festung sieht man noch das ehemalige Commandantenhaus; zwei Pulverthürme und einen sogenannten Festungsthurm. Die Wohnung für den jedesmaligen Commandeur der Garnison, und eine Wachtstube für die zur Bewachung der Gefängnisse nöthigen Soldaten. Die Garnisonkirche, das Zeughaus und die übrigen Gebäude sind zum Theil demolirt.

Die Witte wird nur von Lootsen und Fischern bewohnt, und besteht größtentheils aus hölzernen mit Stroh gedeckten Häusern. Den Eingang des Hafens bilden zwei sogenannte Haken, der Norder- und Süder-Haken; zwischen ihnen ist die Fahrt.

Der Süderhaken ist die Spitze der curischen Nehrung, ein Theil desselben ist seit einigen Jahren zu einem Ballastplatze eingerichtet, der aber wegen der freien Lage, und des seichten Wassers für die Schiffe gefährlich ist. Auf dem Norder-Haken liegt der Leuchtthurm, hinter demselben, an der nordöstlichen Landseite, sind die Backen.

An den Ufern des curischen Hafes befindet sich der neue und alte Ballastplatz, die Lootsen-Backe und die Wohnung des Lootsen-Commandeurs beim alten Ballastplatze. Beide Plätze dienen jetzt vorzüglich zum Auslooßen des Schiffs-Ballastes, weil sie zum Anlegen der Schiffe sehr bequem sind, und der Fahrt nahe liegen. Ausser diesem ist an der Nehrung in einer Entfernung von einer

ßen Meile von dem angeführten Ballast-
tze ein anderer angelegt, dessen sich aber
Schiffer nur selten bedienen. Hinter ihm
gt die Hirschwiese. Die Ballastplätze neh-
n viel Raum weg, sind aber bei Memel
chst nothwendig, und müssen deshalb ver-
hrt werden, weil die Einfuhr gering ist,
d aus diesem Grunde die mehresten Schiffe,
lche Holz abholen, mit Ballast ankommen.

Längst dem westlichen Ufer des festen Lan-
s, auf beiden Seiten der Dange, liegen
e Holzgärten der Kaufleute, die gegen
n Eisgang durch Rechen von eingerammten
fählen, und durch Eisböcke geschützt werden,
erstrecken sich gegen eine halbe Meile in
e Länge, ihre Breite ist unbeträchtlich. Noch
it man, wegen des großen Vorraths an
olz, die Ufer der Dange, den Festungsgra-
n, und einen kleinen Theil der Nehrung
ahe am Süderhaken, genützt.

In der Neustadt verdienen die Ge-
äude des dänischen Consuls Lork und des
Kaufmann Bremer angeführt zu werden;

ferner eine erst seit wenigen Jahren angelegte Strasse, deren ansehnliche Länge und Breite noch Raum für eine Linden-Allee übrig ließ, die künftig ein angenehmer Spaziergang werden wird. Beide Seiten der Strasse werden durch neue Häuser gebildet, unter denen mehrere in gutem Geschmacke gebaut sind. Die übrigen Strassen dieser Vorstadt sind von weniger Erheblichkeit, und es befindet sich noch in der Vorstadt die catholische Kirche, der städtische Kirchhof, und das Neustädtische Hospital.

Die disseits der Dange gelegene Altstadt, und Friedrichsstadt wird durch die Steinthor- und Marktstrasse in vier ungleiche Quartiere eingetheilt, von denen jedes durch kleinere Strassen durchschnitten wird. Die Marktstrasse macht zugleich den eigentlichen Markt aus, und die Friedrichsstadt hat auch einen ansehnlichen Marktplatz. Wegen der nahe gelegenen Dange, und der Concurrenz der Landleute ist die Altstadt sehr lebhaft, wozu auch die in der Steinthor-Strasse befindlichen

Krämer- und Materialbuden vieles beitragen. Die lutherische, die litthauische und reformirte Kirche liegen in diesem Theile der Stadt in geringer Entfernung von einander.

Das gegen Südost gelegene Steinthor ist gemauert, das Windmühlenthor gegen Süden und der Libauerbaum gegen Norden sind nur Schlagbäume. Vor und hinter dem Windmühlenthore liegt das königliche Kornmagazin, das Lazareth für Soldaten, und das Friedrichsstädtische Hospital.

An der Dange befinden sich das königliche Salz-Magazin, die Schiffswerft, das Packhaus, die Heringsbracke und die Wage. In der Marktstrasse liegt die Hauptwache, das von der Friedrichsstadt hieher verlegte Posthaus, die Accise und Licentkammer, in deren Nähe auch ein freier zum Exerciren der Soldaten bestimmter Platz ist.

Die Zahl der Häuser giebt Goldbeck auf 428 an. Ich konnte sie aber so wenig, als die der Menschen bestimmt erfahren. Doch

versicherten Eingeborne, daß die Stadt im Jahre 1796 wenigstens 600 bebaute Plätze, und 6000 Einwohner enthalte, und die Zahl der Häuser dürfte in der Neustadt in kurzem beträchtlich vermehrt werden.

Zu den innern Merkwürdigkeiten von Memel gehört die Insectensammlung des Kaufmann Consentius. Jedes Stück ist besonders in Glas gefaßt, und sie enthält nicht blos die mehresten einländischen, sondern auch eine Menge der seltensten auswärtigen Schmetterlinge. Z. E. Papilio Cleopatra, Myrmidone, Pandora (die 1794 auch bei Königsberg gefangen wurde) Thalia Huebneri (wovon bei Königsberg nur dies einzige Exemplar gefangen ist.) Celtis, Eupheno, Aceris, Lucina, Lavatherae. Der Sphinx nerii, wurde bei Memel 1792 an einer Linde sitzend gefangen, fiel aber einem, der nicht Kenner war, und ihn sehr beschädigte, in die Hände. Ferner Sphinx Quercus, Koechlini, Fausta. Bombyx Matronula, Dumeti, Taraxaci, Trifolii, Coenobita, Celsio, Argen-

tina. Noctua Maura, Fimbria, Prasina, Ain, (ein Preusse) Bractea, Augur; Phalaena pantherata, Bombicalis, Limbaris, Sacraria. Seine Mineraliensammlung ist unbedeutend.

Wichtig ist dem Freunde der Naturgeschichte der Garten des Kaufmann Bremer; man wird hier, im nördlichsten Theile Preussens, durch viele zum Theil sehr seltene ausländische Pflanzen überrascht, die der geschickte Gärtner Priesing aus Dresden, größtentheils selbst erzogen hat; einige sind aber auch aus London verschrieben worden. Auch hat dieser Garten verschiedene schöne Anlagen. Mein Freund Redowski, der sich viel mit Naturgeschichte, vorzüglich Botanik beschäftigt, am Meeresstrande einige neue Pflanzen entdeckt hat, im kurzen vielleicht als Schriftsteller im Fache der Botanik, vorzüglich über cryptogamische Gewächse, aufzutreten gedenkt, und der manchen Botanischen Garten gesehen hat, versicherte mich, daß viele dieser Gewächse in Königsberg gar nicht anzutreffen sind,

und er auch selbst in Deutschland manche nicht gesehen habe. Auf mein Ersuchen übersandte er mir im Jahre 1796 das Verzeichniß der ausländischen Gewächse dieses Gartens. Es bestand aus 112 Pflanzen, wovon ich hier als Probe einige mittheile, die den Reisenden vielleicht zur Besuchung dieses Gartens reitzen können; und was ich zur Erläuterung dieser Pflanzen beifüge, gehört nicht mir, sondern Herrn Redowski, der sich gegenwärtig zu Riga aufhält.

Die Aucuba saponica L. welche sich durch ihre weiß gefleckten Blätter und schwarze Blume auszeichnet, hatte hier bereits geblüht. Die Aeschinumene indica L. eine hohe Pflanze, hatte nach Sonnenuntergang ein abgestorbenes Ansehen, weil ihre gefiederten Blätter sich alsdenn zusammenlegten. Von der Asclepias syriaca L. versicherte der Gärtner Priesing, daß ihre Schote zu Memel nicht mehr reif würde. Die Buddlega globosa L. war schon als Pflanze aus England hieher gebracht, der Convolvulus Batatas kam directe aus den

azorischen Inseln, und die vierhärige Beere der Fuchsia multiflora ließ reifen Saamen hoffen. Bei dem Gossypium religiosum fand sich nicht jene characterische Drüse, welche nach Linnes Angabe an der untern Seite der Blätter seyn soll. Die sehr in die Augen fallende Blume des hohen Hibiscus speciosus machte ihn zu einer vorzüglichen Zierde des Gewächshauses. Pyrus spectabilis, eine neue Gattung, blühte im Frühlinge 1796, und die Rosa semperflorens zeichnete sich auch hier durch ihre immer wiederkommenden Blumen aus.

Von der Topographie und den innern Merkwürdigkeiten wende ich mich jetzt zur Geschichte. Ob das curische Haf vor Alters Mümmel geheißen, und die Stadt davon den Namen erhalten habe, wie der Verfasser der Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von Memel muthmaßte, oder, ob sie ihren Namen von einer Burg erhalten hat, die ohnfern dem Flusse Memel lag, Memelburg hieß, und die, als der Orden mit seiner Eroberung

gegen Samogitien fortrückte, hieher verlegt worden; hierüber mögen Freunde der Alterthümer entscheiden. Eben so wenig wage ich es zu bestimmen, ob Kleipeda schon vor Ankunft des deutschen Ordens ein berühmtes Raubnest gewesen sei, daß aber schon in der damaligen Zeit ein Ort, der diesen Namen führte, da gewesen sey, wo heutiges Tages Memel liegt, ist mir aus dem Grunde wahrscheinlich, weil Memel noch jetzt bei den Litthauern und Letten diesen Namen führt, und Kleipeda ein litthauisches Wort ist, welches einen Fußtapfen bedeutet. Die Stadt wurde nach Hennebergers Zeugniß im Jahr 1250 durch den liefländischen Landmeister Eberhard angelegt, und Runav setzt die Anlegung von Memel ins Jahr 1279. Zwei Urkunden geben hierüber bestimmten Aufschluß, in der einen vom ersten August 1250 einiget sich der Bischof Heinrich von Curland, mit dem Orden wegen Erbauung des Schlosses, und in der zweiten vom sechsten Februar 1253 wegen Erbauung der Stadt. In beiden wird bestimmt, daß von dem Schloß und der Stadt ein drittel

dem Bischofe, zwei drittel dem Orden gehören sollten. Sie befinden sich in der Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von Memel; da uns aber der Verfasser nicht angiebt, woher diese Urkunden genommen sind, und die Sprache der Urkunden selbst auffallend neu ist, so berechtigt dies zur Bezweiflung der Aechtheit, allein ein Vertrag auf der königlichen Schloßbibliothek auf Pergament, im Vol. 19. N. 1941. am Lucastage 1252 zu Goldnigen geschlossen, spricht von einem frühern Vertrage über Memel, und bestätigt die Angabe wegen der Theilung zwischen dem Orden und dem Bischofe; die eigenen Worte sind: „ubicunque in Curonia civitas fuerit in ſtauranda et oppidum hoc fiat, de communi Epiſcopi et fratrum conſilio et conſenſu, ibi quoque fratres in omni jure et iurisdictione temporali duas partes et Epiſcopus tertium obtinebunt — taliter declaramus, quod de ſola civitate in Mimmelburch, ſicut in litteris noſtris inde confectis continetur quae inter Mimelam et Rangam (Dangam) eſt Conſtruenda predictis articulis intelligatur!

Die günstige Lage der Stadt muß bald deutsche Einwohner hingezogen haben, weil solche schon im Jahr 1254 das lübische Recht annahmen. Im Jahr 1328 trat der Orden in Liefland Memel nebst dem Gebiete an den Orden in Preussen ab. Im Jahr 1362 waren die Handveste von Memel verbrannt, wenigstens sagt dies eine Urkunde, wodurch Weinrich von Kniprode der Stadt das lübische Recht, die Fischerei auf dem Hafe bis an Wirtburg, und auf der Memel, auch freies Bau- und Brennholz ertheilte. Ueberhaupt war Stadt und Schloß häufigen Verheerungen ausgesetzt, denn die Spamaiten oder Samogitier, eins der kriegerischsten Völker Litthauens; welches den deutschen Orden tödlich haßte, wählte jede Gelegenheit zum Angriff, und Memel war wegen der Nachbarschaft diesen Angriffen am mehresten ausgesetzt. Es wurde daher häufig von den Feinden zerstöhrt, oft wüthete die Pest; aber die bequeme Handelslage begünstigte wieder immer den Anbau.

Die Geschichte der vielfältigen Unglücksfälle Memels kann man in den angezeigten

Denkwürdigkeiten und in Lucanus Staat von Preussen, zum Theil auch im Henneberger finden; der neueste Unfall darunter war die Belagerung Memels zu Wasser und zu Lande durch die Russen. Die Festung vertheidigte sich vom 1sten bis 5ten July 1757. Es wurden in dieser Zeit 1300 Bomben hineingeworfen, und der Schaden, den das Bombardement und die Abbrennung der Vorstadt veranlaßte, betrug über 30000 Thaler.

Der Hafen von Memel ist durch die Natur gebildet; der äussere Hafen, der vollkommen eine halbe Meile lang ist, und in der größten Breite hundert, in der kleinsten sechszig Ruthen beträgt, hat eine Einfahrt von sechszehn Fuß Tiefe, die aber nach dem Verhältnisse, wie der Wind sie mehr oder weniger versandet, zuweilen mehr, zuweilen weniger tief ist; Schiffe von 300 Last können darin ohne Gefahr einlaufen, und er hat Raum für 300 Schiffe. Er besteht aus dem Seetiefe und einem großen Bassin, welches der aus dem curischen Hafe fließende Strom zwischen

der Nehrung und dem festen Lande, längst der Stadt und dem Dorfe Witte bildete. Heftige Stürme und Eisgänge haben seine Gestalt verschiedentlicht, und zu unsern Zeiten im Jahr 1776 wichtig verändert, und verschiedene mit großen Schwierigkeiten verbundene Arbeiten nothwendig gemacht. Den innern oder Stromhafen bildet der Ausfluß der Dange ins frische Haf. Schiffe, die nur neun bis zehn Fuß Tiefe brauchen, können den Fluß herauf gehen, und ihre Ladung einnehmen. Danzig suchte bei den Kriegen, die zur Zeit des deutschen Ordens, und nachher unter Markgraf Albrecht geführt wurden, durch Versenkung von alten Fahrzeugen und Steinen das Tief und auch den Ausfluß der Dange unfahrbar zu machen. Dies geschahe vorzüglich im Jahr 1520, und da noch Stürme und Eisgänge den Sand im Ausflusse der Dange häuften, so wurde dieser so flach, daß man im Jahr 1745 an manchen Stellen nur etwas über drei Fuß Tiefe fand. Der Ober-Teichinspector v. Suchodollez, ein Mann, bekannt durch seine Charte vom litthauischen Cammer-De-

partement, und durch seine Abhandlung über das preussische Längenmaaß, der es noch mehr verdient wegen seines mühsamen Fleißes, seines Eifers für das allgemeine Beste, und durch seine edle Uneigennützigkeit bekannt zu werden, dieser brave Mann, der in Armuth starb, besorgte mit wenigen Kosten die Vertiefung des Flusses, und sicherte ihn zugleich durch zwei Dämme vor künftiger Versandung. Könnten nur noch zwei große Steine, welche im Ausflusse liegen, weggeschaft werden, so bleibt nichts als die gehörige Erhaltung, der bereits bestehenden Anstalt zu wünschen übrig. Zur Bestreitung aller beim Hafenbau vorfallenden Kosten, werden von zehn Schiffslasten ein Thaler zwei gute Groschen entrichtet; diese Auflage aber wird nicht einzig zu dem Zwecke verwand, um dessentwillen sie eingeführt wurde.

Die Festung deckt auch jetzt den Hafen nicht, und wenn bei einem Kriege, der Memel einem feindlichen Angriffe aussetzen könnte, nicht neue Werke zur Vertheidigung der

Einfahrt angelegt werden sollten, so steh
mel auch den unbedeutendsten Angriffen
Der Handel dieser Stadt war vormals
trächtlich. Der deutsche Orden betrachte
als einen aristocratischen Staat; er w
ungeschwächter Macht auch Alleinherrsche
aber seine Macht sank, bildeten sich zwei
de: der Adel und die Städte, die
alle Macht an sich zu ziehen suchten, un
für ihren Privatvortheil arbeiteten. Di
sern Städte, welche schon durch ihre Thei
me an dem hanseatischen Bunde an ein
gekettet waren, suchten nun auf Koste
Kleinern ihren Vortheil vorzüglich beim H
zu vergrößern. Das oft von den Feinde
störte Memel war nicht im hanseatischen
de, und trieb, ungeachtet seiner gün
Handelslage, keinen Directhandel, so
stand höchstens mit Danzig, größtentheil
nur mit Königsberg in Handelsverbindun
sonders da Markgraf Albrecht, durch di
maßungen der Danziger aufgebracht,
nach hergestelltem Frieden mit Polen,
Handel mit Danzig untersagte.

Die Engländer, die nach Verfall des hanseatischen Bundes sich überall niederließen, und allen Handel so an sich zu ziehen strebten, wie sie es noch heutiges Tages in Portugall thun, wurden durch die bequeme Handelslage einiger preussischen Städte gereizt. Allein die Eingebornen sträubten sich auf alle Weise dagegen, und sie wurden durch Gesetze und Landtagsschlüsse eingeschränkt. Aus diesen Zeiten ist noch der Name Schotte übrig geblieben, womit man einen Krämer belegt, der umherzieht, und seine Waaren in Häusern, Dörfern und kleinen Städten zu verkaufen sucht. Eingeborne Schotten trieben damals häufig solchen Handel, und dadurch bekamen solche hausirende Krämer in den Gesetzen, welche gegen sie gemacht wurden, den Namen Schotten, eine Benennung, die sich immer fortpflanzte und erhielt. Memel wurde indeß vom Direkthandel dadurch ausgeschlossen, daß die drei Städte, aus welchem Königsberg besteht, deren Stimme dem Landesherrn bei Bestimmung der Abgaben auf dem Landtage äußerst wichtig waren, durch erhaltene Privilegien die

übrigen Städte Preussens und den ganzen Handel von sich abhängig zu machen suchten, Königsbergs Stapelrecht deshalb vom Orden ertheilt, um Polens Handel daselbst zu befestigen, diente zum rechtlichen Grunde, und in jenem Zeitpunkte, da das Churhaus Brandenburg Preussens Oberherrschaft erhielt, mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, und sich wichtige Anhänger suchen mußte; in diesem Zeitpunkte auf den Landtagen von 1618 und 1621 wurde, auf Vorstellung von Königsberg, der Memelsche Handel beinahe vernichtet. Daß hiedurch bloß Memels Flor gehindert wurde, bewies der schwedische Krieg, Memel wurde in demselben abgebrannt, mußte große Kriegssteuern erlegen, dem ohngeachtet aber kam während der Zeit, daß es von den Schweden besetzt war, der Handel dergestalt empor, daß die Stadt schon über hundert Kaufleute enthielt, und dem Churfürsten Georg Wilhelm im Jahr 1639 ein freiwilliges Geschenk von 10000 Thalern machen konnte; eine Summe, deren Wichtigkeit in dem damaligen Zeitalter man daraus folgern kann, daß der nämli-

che Churfürst, da er zum Taufzeugen gebeten wurde, dies Geschäft einem seiner Hofbedienten auftrug, und eigenhändig die Anweisung unterschrieb, wodurch zugleich zur Bestreitung der Kosten vier Gulden funfzehn Groschen ausgesetzt wurden, wovon ein Thaler als Pathengeschenk, ein Gulden dem Pfarrer, und funfzehn Groschen der Hebamme entrichtet werden sollten.

Die Stadt, welche nun auch schon Handelsneid fühlte, bewegte den König von Polen Wladislaus den Vierten im Jahr 1639, dem Handel entgegen zu würken, welcher bei dem Flecken, die heilige A, entstanden war. Die Mündung des Flusses A bildete hier einen Hafen, der jetzt versandet ist; durch diesen Hafen hing das Großherzogthum Litthauen mit der Ostsee zusammen; und hätten die Polen ihren eigenen Vortheil gekannt, und diesen Hafen besser im Stande gehalten, so würde wahrscheinlich hier ein wichtiger Handlungsort entstanden seyn. Das Großherzogthum Litthauen hätte hiedurch das erforderliche See-Salz,

wie auch alle Fabrick- und Material-Waaren direkt erhalten können, und es frägt sich: ob in einem solchen Falle Preussens und Polens Verhältnisse und gegenwärtige Schicksale, die nämlichen geblieben wären? So entscheidet oft ein unbedeutender Umstand über das Glück und die Schicksale der Staaten, und Memels Handelsneid wurde wahrscheinlich die Quelle von Preussens späterm Wohlstande und Litthauens Handelsabhängigkeit. Die Samogitier waren damals so eifrig, den Befehl ihres Königs zu vollziehen, daß sie den ganzen Flekken, und das dort befindliche englische Haus verbrandten. In neuern Zeiten wurden die Vorschläge englischer Kaufleute zur Wiederherstellung des Hafens von der polnischen Regierung verworfen. Auch Bischof Massalsky, dem es weniger an großen Entwürfen als an Mitteln zur Ausführung fehlte, dachte in unsern Tagen an die Wiederherstellung dieses Hafens, ohne daß dazu ferner ein Schritt gethan wurde. Churfürst Friedrich Willhelm gab der Stadt Memel im Jahr 1657 durch

ein Privilegium gleiche Handelsbefugnisse mit Königsberg.

Der Handel stieg, blieb aber doch bis ins Jahr 1740 von geringer Wichtigkeit, und ganz von Königsberg abhängig, indem die memelschen Kaufleute bloß Commissionaire, derer zu Königsberg waren, und mit ihrem Gelde handelten. Peter Imanuel Meyer war der erste, der mit eigenen Fonds einen Direkthandel zu treiben anfing. Er gründete den Handel mit Mastbäumen, und es wurde ein Mastenbraaker aus London verschrieben. Kaufmann Baum wurde der Urheber des Balkenhandels, und ein Zufall erzeugte und beförderte im Jahr 1753 den Holzhandel in seinem ganzen Umfange. Ein reicher Kaufmann zu Danzig hatte einige hundert Schock Holz in dem Festungsgraben zu Danzig liegen; der Magistrat wollte die Festung in Vertheidigungsstand setzen, und befahl den Graben zu räumen. Wegen des großen Vorraths konnte dies der Besitzer nicht mit so großer Schnelligkeit, als es gefordert wurde. Ein Bürgermeister, der ihn

beneidete, ergriff die Gelegenheit, ihm zu schaden, lies das Holz losbinden, und ungehindert forttreiben. Ein günstiger Sturm trieb es aus der See in der Nachbarschaft von Memel an den Strand, wo es ein Commissionair des Danzigers für einen geringen Preiß an sich kaufte. Weil gerade aus Frankreich Aufträge zur Uebersendung von geschnittenem Holz ankamen, ließ er es schneiden, und gewann dabei außerordentlich. Dies machte den Speculationsgeist im Allgemeinen rege; jeder Kaufmann suchte nun Holz aus Litthauens Waldungen zu ziehen, und im Jahr 1759 wurden die ersten Schneidemühlen angelegt. Die häufigen Seekriege verschaften den Holzhändlern unaufhörlichen Absatz, und manche beträchtliche Lieferung. Durch den Gewinn gereitzt, liessen sich viele Ausländer in Memel nieder, und gegenwärtig hat die Kaufmannschaft neunzehn Holzgärten, welche beinahe eine halbe Meile in die Länge, aber in geringer Breite, längst dem Ufer der Dange liegen, auch hat man den Festungsgraben, und einen kleinen Theil der Nährung nahe bei dem Süderhaken

dazu benutzt. Verschiedene Kaufleute besitzen jetzt funfzehn Schneidemühlen, und der Kaufmann Wachsen auch eine Oelmühle.

Während meines Aufenthalts machte ich Bekanntschaft mit verschiedenen Kaufleuten, auch andern Personen die den Handel Memels zu beurtheilen im Stande waren, und diesen verdanke ich folgende Nachricht in Betref des gegenwärtigen Handels:

Im Jahre 1791 kamen 728 Schiffe nach Memel, wovon 725 ausgingen. Im Jahr 1792 kamen 1029 Schiffe nach Memel, und 1033 gingen aus. Im Jahr 1794 war die Zahl der angekommenen Schiffe 715, die Zahl der ausgegangenen 718. Im Jahr 1795 kamen nur 469 Schiffe an, und eine nämliche Anzahl ging aus.

Schon dies wird beweisen, wie viel Memel gewonnen haben würde, wenn nicht die polnischen Unruhen nachtheilige Folgen auf den Handel geäußert hätten. Schon die Besetzung Polens durch die Russen erschwerte den

Handel nach Memel ungemein, und wie blü-
hend in dem nämlichen Zeitraume der Handel
zu Riga wurde, mag die Thatsache beweisen,
daß die Aus- und Einfuhr des einzigen Kauf-
manns Pearson zu Riga, gemäß den rus-
sisch kaiserlichen Zollregistern, über zwei Millio-
nen Thaler Alberts während des Jahres 1795
betrug. Ueberhaupt fürchten einsichtsvolle
Kaufleute, Memels gänzlichen Verfall. Die
großen Wälder im Herzogthum Litthauen sind
größtentheils ausgehauen, die Holzwaaren selbst
von den Kaufleuten zu einem beträchtlichen
Preise in die Höhe getrieben, die große Pott-
asch-Brennerei des Fürsten Oginski in Lit-
thauen hat aufgehört, und die Asche, welche
jetzt Memel ausführt, ist größtentheils nur
diejenige, welche der dortige Kaufmann Ogil-
wie bereiten läßt.

Rußland erschwert den Handel nach Preus-
sen, aber da Libau, Memels Nebenbuhlerin,
an keinem schiffbaren Flusse liegt, der Hafen
nur durch Kunst angelegt und kostbar zu erhal-
ten ist, so hat die Natur mehr für Memel ge-

than, und da die dortigen Kaufleute alle Holzwaaren in großen Vorräthen liegen hatten, und große Schiffe mit diesen Artikeln in wenigen Tagen befrachtet werden konnten, so zog der Spekulant während der Seekrige beständig Memel vor, weil er schnell bedient werden konnte, und weniger Hafen-Umgelder als in Libau zu bezahlen hatte. Nach dem Friedensschlusse wird dies nicht der Fall seyn. Memels Holzhandel muß in wenigen Jahren, wegen der erschöpften Waldungen Litthauens aufhören; und da der Ausländer seine Waaren nach Libau importiren, und auf sichern Absatz rechnen kann, welches bei Memel nur in sehr geringen Verhältnissen statt findet, so wird sich im Kurzen beinahe aller Handel von Memel abziehen. Dies wird denjenigen auffallen, die es gehört haben, daß Rußland Memels Abtretung so sehr gewünscht habe. Ob darüber wirklich in den Cabinettern unterhandelt worden sey, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen; wohl aber würde Memel für Rußland von großer Wichtigkeit seyn; denn es würde sodann den Aus- und Einfuhrhandel Memels,

und zugleich seiner neu erlangten Staaten erleichtern; der Contrebandehandel von dieser Seite wäre beinahe völlig abgeschnitten, und Ostpreussens Vertheidigung bei einem Kriege mit Rußland würde noch mehr erschwert, sobald ein Theil der Scheerenflotte im Hafen von Memel seine Station erhielte. Das cürische Haf stünde ihr offen, sie könnte in die Memel und in die Deine einfahren, die ganze Gegend an beiden Ufern der Memel, und selbst Königsberg wären ihren Angriffen ausgesetzt, und wenn sie über Königsberg ins frische Haf segeln könnte, so wäre die Festung Pillau völlig unnütz; denn die Scheerenflotte würde aus dem Pregel ins frische Haf einlaufen, sich der Stadt Elbing bemächtigen, und so selbst die Vertheidigung der Weichsel erschweren können, welches jetzt, da bekanntlich die Scheerenflotte nur längst den Meeresküsten hinsegeln, und nicht so leicht ins Innere des Landes dringen kann, ungleich weniger zu befürchten ist, besonders da nach dem Zeugnisse von Sachkundigen, Memel durch einige Batterien von der Seeseite her leicht gedeckt werden könnte. Der Ort

wird daher als Schlüssel zum curischen Hafe auch bei gesunkenem Handel noch immer für Preussen wichtig seyn. Zum Theil wird Memel sich noch dadurch erhalten, wenn das ganze russische System in Curland eingeführt ist, weil die beträchtlichen Zollabgaben, und die Menge Contrebander, mit ungeheurem Impost belegter Artikel, auch bei aller bekannten Gefälligkeit russischer Zoll-Offizianten, den Ausländer dennoch äußerst drücken, und hiedurch vielleicht manche neue Quelle für Memels Handel eröfnen würden. Käme aber Memel jemals unter russische Herrschaft, so würde Königsbergs Handel beinahe ganz zu Grunde gerichtet. Das Windenburger Eck erschwert jetzt die Schiffahrt aus der Mündung des Flusses Memel nach der Stadt dieses Namens; allein die Durchstechung dieses Erdstrichs ist so leicht, daß vor ungefähr dreißig Jahren der memelsche Kaufmann Rördanz die Sache auf seine Kosten zu unternehmen geneigt war. Wenn dies erfolgte, und alle russische Unterthanen, welche auf dem Memelfluß ins curische Haf schiffen, nach der Stadt Memel zu

gehen gezwungen würden, so dürfte Königsberg wohl mehr als die Hälfte seiner Ausfuhr verlieren, so bald dieser Ort dem russischen Scepter unterworfen wäre. Schon aus diesem Grunde ist Memel von Wichtigkeit, und jeder Preusse, der sein Vaterland liebt, muß es wünschen, daß diese Stadt nie vom preussischen Staate getrennt werden möge.

Vor einigen Jahren entstanden wegen der Stapelgerechtigkeit mit Königsberg wichtige Streitigkeiten; der geheime Rath von Hippel, und Consistorialrath Schmalz schrieben zum Vortheile Königsbergs, und der Verfasser der angezeigten Denkwürdigkeiten von Memel zum Besten seiner Vaterstadt. Allein traurig wäre es für die Menschheit, wenn wir noch immer bei den Grundsätzen aus jenen finstern Zeiten beharren, und die Quelle des Erwerbs durch Zwanggesetze und Monopolien verstopfen wollten. Es wäre daher weit verdienstlicher, nicht darüber zu streiten, ob diese oder jene Stadt das Stapelrecht und gewisse Handelsprivilegien besitze, wodurch gewöhnlich

das Recht anderer verletzt wird, sondern vielmehr darzuthun, daß dergleichen Einschränkungen des Handels dem Glücke der Menschen und der Staaten entgegenwürken, und es für das allgemeine Glück des Menschengeschlechts äußerst vortheilhaft seyn würde, diese Ueberreste aus den Zeiten, worin Unwissenheit und Zunftgeist herrschten, abzuschaffen. Doch muß der preussische Unterthan, so sehr ihm Memels Glück am Herzen liegt, hier eine Ausnahme machen, weil Memel als Grenzstadt feindlichen Angriffen zu sehr ausgesetzt ist, und es folglich nicht rathsam seyn würde, hier einem Feinde die Gelegenheit zu verschaffen, eine reiche Handelsstadt erobern zu können, und in dieser Hinsicht wäre es ungerecht, die Rechtssprüche zu tadeln, welche bei dieser Gelegenheit zum Nachtheil Memels ausfielen.

Jetzt noch etwas über das Ganze des memelschen Handels. Das Holz liefert der polnische Kaufmann größtentheils frei bis Ruß, einem Flecken am Ausflusse der Memel. Diese, dem Kaufmann sehr vortheilhafte Art

der Lieferung, ist nur seit einigen Jahren üblich geworden. Vorher mußte der Kaufmann im Herbst mit den Polen, oder polnischen Juden contrahiren, baare Geldvorschüsse thun, die er nicht selten vorlohr, und die durch den Contrakt bestimmte Zeit der Ablieferung wurde auch nicht pünktlich gehalten. Jetzt ist Ruß der Stapelort des Holzhandels geworden, und der Ort verdankt diesem Umstande seine Wohlhabenheit. Der Pole wird durch eigenen Vortheil gespornt, seine Waaren sobald als möglich dahin zu liefern, und der Memelsche Kaufmann kann dort sogleich sein Eigenthum antreten, und darf sich dabei in keinem Stück auf Treu und Glauben dem Verkäufer überlassen. Hier bearbeiten nun die Holzflösser das angekaufte Holz und verfertigen daraus Flösse von funfzehn bis zwanzig Schock, welche aus dem curischen Hafe um das Windenburger Eck nach Memel geflößt werden.

Die kleinen Holzgattungen, als Klapholz und Stäbe, werden in Kähnen nach Memel gebracht. Die verschiedenen Gattungen des

Holzes beschäftigen zwei verschiedene Arten von Holzhändlern. Diejenigen, welche mit dem großen Holze handeln, nennt man Balken-händler, und die andern, welche mit dem klei-nen Holze handeln, Stauholzhändler.

Stauen heißt eigentlich das Befrachten der Schiffe mit Holz, und dieses ist von gro-ßer Wichtigkeit. Denn das ganze Schicksal des Schiffes hängt davon ab, daß die Ladung feste liege, und sich beim Schwanken des Schifs nicht bewege. Auch hängt das langsame und schnellere Segeln des Schiffes zum Theil mit von der Art der Befrachtung ab. Damit nun hier-in nichts versäumt werde, so sind zu Memel Holzstauer angesetzt, welche unter einem Stauer-Capitain stehen; und weil diese Leute die Lücken zwischen den Balken mit Stäben, Brettern und andern kleinen Holzgattungen füllen, so haben diese Holzgattungen daher den Namen Stauholz erhalten. Das Rundholz wird auf den Memelschen Schneidemühlen größtentheils zu Brettern oder Splitholz ge-macht.

Der Einkauf des Holzes geschieht entweder gegen Courant oder Goldgeld. Im Junius und Julius 1796, wo doch der Handel nicht stark ging, wurde das Schock gut Holz mit 100 bis 110 Dukaten, oder jeder Fuß mit dreizehn bis funfzehn Groschen preussisch bezahlt. Vom schlechtern galt das Schock sechszig bis achtzig Dukaten, oder der Fuß acht bis eilf Groschen; das Schock wird zu 360 Faden, oder 2160 Fuß gerechnet.

Der Verkauf geschieht auf dreifache Weise. Die älteste, welche anfänglich nur die einzige war, bestand darin, daß der Ausländer, dem memelschen Kaufmann den Auftrag gab, ihm eine Ladung Holz zu übersenden, deren Beschaffenheit und höchsten Preiß er bestimmte. Da aber einige memelsche Kaufleute das Zutrauen des Ausländers schwächten, so erhielten die Schiffer den Auftrag, die Ladung da, wo sie solche am wohlfeilsten bekamen, einzukaufen, und die Zahlung wurde in solchen Fällen durch Wechsel auf den Käufer gezogen. Wer auf diese Weise sein Holz nicht absetzen

kann, muß den sehr unsichern, oft aber auch sehr einträglichen Weg erwählen, sein Holz für eigene Rechnung ins Ausland zu senden und da zu verkaufen.

Dieses wird jetzt sehr gewöhnlich, mancher leidet dabei Schaden, und die Lage der Kaufleute wird ungleich mißlicher, weil der Kaufmann, der an die Schiffer verkauft, ungleich mehr, wenigstens durch die Sicherheit gewinnt, indem er auf den Fall, wenn vor eingezogener Zahlung der Käufer fallirt, sich noch an den Schiffer als Trassanten halten kann. Allein die Zahl der Schiffer, welche ihre Ladung hier einkaufen, nimmt ab, weil die Ausländer nach entlegenen Handelsorten als Riga und Archangel ihre Schiffe jetzt häufiger als jemals senden. Achtungswerthe und rechtschaffene Kaufleute geben es selbst zu, daß schlechtdenkende Kaufleute diese Handelsnachtheile erzeugt haben, wofür jetzt auch der rechtschaffne Mann büssen muß. Der Geheime Commerzienrath Simpson, ein gerader, ofner

und äußerst rechtschaffner Mann, der, wo es auf Durchsetzung einer guten Sache ankömmt, sich über manche Verhältnisse und kleinliche Bedenklichkeiten hinweg zu setzen im Stande ist; dieser suchte das Uebel in der Wurzel anzugreifen. Er ließ im Jahr 1794 ein Circulär an die sämtliche Kaufmannschaft ergehen. Ich bekam solches bei meiner Anwesenheit durchzulesen, allein es wurde mir keine Abschrift davon zu nehmen erlaubt. Ich setze deshalb nur ein paar der von ihm, einem äusserst sachkundigen Manne gerügten Misbräuche aus dem Gedächtniß her.

Es ist ein alter Gebrauch, dem Schiffer für jede tausend Fuß Holz, die er ladet, einen Dukaten zum Geschenk zu machen, schon dies ist Misbrauch, weil der Käufer auch diese Dukaten bezahlen muß; allein schlechtdenkende Kaufleute, die ihr elendes Holz abzusetzen suchten, gaben dies Geschenk drei bis vierfach. Eigennützige Schiffer nahmen es an, der Käufer wurde hintergangen, und der Credit von ganz

Memel sank. Der Verkauf an die Ausländer geschieht in englischem Gelde, und da Memel kein Wechselplatz ist, so werden die Wechsel nach Königsberg gesandt, und dem Ausländer dafür ein Procent berechnet. Allein die memelschen Kaufleute haben es abgemacht: das Pfund Sterling nicht höher als zu achtzehn Gulden preussisch anzunehmen, welches doch zu Königsberg zu manchen Zeiten zwanzig Gulden und drüber gilt, wodurch der memelsche Kaufmann oft zehn Prozent am Cours gewinnt. Der Geheime Rath Simpson zeigte die nachtheiligen Folgen hievon, und suchte die Kaufmannschaft durch sein Cirkulär dahin zu bewegen, den Schiffer künftig kein Geschenk zu geben, das Pfund Sterling aber gemäß Cours anzunehmen. Indeß hatten solche nützliche Vorschläge keine Wirkung. Es verdient aber auch ein nützliches Verfahren in Memel eben so allgemein bekannt gemacht zu werden. Es werden nämlich die Unkosten, welche beim Verschiffen der Güter vorkommen, gewöhnlich durch ein Reglement festgesetzt, welches alle Kaufleute unterschrieben haben; dies ist beim

Seegericht niedergelegt. Jeder Käufer kann folglich, da er den Einkaufspreiß und alle Kosten gleich auf der Stelle weiß, sich bestimmt darnach richten, und ist für das Uebervortheilen im Kleinen hiedurch völlig gesichert.

Die Engländer kaufen das Holz nach Loads von funfzig laufenden Fuß, und es wurde im May und Junius 1796 ein solches Load mit vier und zwanzig bis sieben und zwanzig Schilling Sterling, oder der Fuß mit fünf ein halb bis sechs Stüber holländisch bezahlt. Fürs Load Brack und Mittelholz zahlte man sechszehn bis neunzehn Schilling, oder drei bis vier ein halb Stüber holländisch für den Fuß.

Der Getreidehandel wird auf folgende Weise getrieben. Das in Insterburg, Ragnit und Tilsit aufgekaufte Getreide wird in Kähnen nach Memel gebracht, und von dort aus weiter verschifft. Er war vormals nicht unwichtig, es wurde noch im Jahr 1792 eine beträchtliche Menge Getreide nach Dännemark und Schweden verschifft. Das in dem angezeigten Jahre

ausgeschiffte Getreide betrug gemäß der Ausfuhrliste, welche dem Herausgeber der preussischen Annalen von der königlichen Krieges- und Domainen-Cammer mitgetheilt wurde, folglich authentisch ist:

An Erbsen	4	Last	10	Scheffel
— Gerste	1023	—	14	—
— Hafer	1112	—	21	—
— Roggen	$7129\frac{1}{2}$	—	,	—
— Roggenmehl	228	—	,	—
— Weitzen	660	—	36	—

Dieser Getreidehandel liegt jetzt völlig; zum Theil hinderte ihn die schlechte Erndte des Jahres 1794, dann folgten die polnischen Unruhen, und da Rußland seine neue Unterthanen in der Folge wohl noch mehr zum Handel nach Libau nöthigen wird, so dürfte Memels Getreidehandel nie mehr die vorige Höhe erreichen.

Flachs und Hanf werden größtentheils von den Thorhändlern im Kleinen aufgekauft, ta-

men zum Theil auch sonst aus Samogitien. Es wurde auch viel Hanf in Memel verarbeitet, und die memelschen Seiler brauchten im Jahr 1791 15000 Stein. Diese Artikel werden nach Portugall, Frankreich und England ausgeführt.

Als die beiden Geheimen Finanzräthe Dietrich und von Clevenow die Beschaffenheit des preussischen Handels, und die Mittel, ihn wieder aufzuhelfen, prüften, zeigte die memelsche Kaufmannschaft unter andern an: daß die Seehandlungssocietät viel Salz aus Leeverpol nach Polen verkaufe; der polnische Jude hausire damit nicht bloß in Samogitien, sondern da es vom hallischen gekochten Salze wenig zu unterscheiden sey, selbst in Preussen; für das Salz würde Flachs und Leinsaamen von den Landleuten eingetauscht, und größtentheils nach Libau verführt.

Ein geringfügiger Umstand schadete dem Absatz des Leinsaamens nach Frankreich. Das Zeichen, womit man zu Libau die Tonnen mit Leinsaamen brannte, war L. B. und das zu

emel M. Man kam in Frankreich auf den
herlichen Einfall, L. B. durch le bon, und
durch mal auszudeuten, und Niemand wollt
nun ferner memelschen Leinsaamen kaufen,
lein jetzt scheint wieder der Absatz stärker zu
erden, seitdem Rußland seine Hafen fran-
ischen und holländischen Schiffen verschlos-
n hat.

Der Handel mit eingesalzenem Fleische
ar sonst zu Memel sehr beträchtlich, hatte
er sich zum Theil nach Libau gezogen. Den
rund davon zeigte die Memelsche Kaufmann-
haft der vorhin erwähnten Commission, sehr
stimmt an. Man darf sich nämlich zu Me-
el zum Einböckeln nur des gekochten hallischen
Salzes bedienen, das damit eingeböckelte geht
egen geringer Schärfe des Salzes leichter in
äulniß über, als dasjenige, welches mit Seesalz
ereitet wird, und deshalb wird das zu Libau
ngeböckelte Fleisch von den Schiffern vorgezo-
en. So lange viel eingeböckeltes Fleisch ver-
andt wurde, konnte man auch mehr Talg ver-
hicken. Der Talg, welchen man gegenwär-

tig verschifft, kömmt so wie Wachs, Borsten und Federn größtentheils aus dem ehemaligen Polen, einiges auch aus den benachbarten preußischen Gegenden.

Die Memeler kaufen alle ihre Waaren im Großen, größtentheils gegen Reverse, welche nach Verlauf gewisser Monate zahlbar sind, und in der Regel monatlich ein halb Prozent Zinsen tragen. Der Verkäufer begiebt sich damit gewöhnlich nach Königsberg, wo er mit diesen Reversen entweder Waaren einkauft, oder sie auch mit einigem Verlust gegen baar Geld absetzt.

Die Schiffarth der Stadt Memel in eigenen Schiffen ist verhältnißmäßig nicht beträchtlich; im Jahr 1795 besassen memelsche Kaufleute nur zehn Schiffe, und im Jahr 1796 wurden noch zwei neue erbaut.

Der Handel, und die vielen Schiffer machen Memel zu einen sehr lebhaften Ort, allein die beträchtliche Menschenzahl und die vielen

Ausländer vertheuren auch die Preise aller Bedürfnisse, und Memel dürfte wohl der theuerste Ort in Preussen seyn. Der Luxus ist beträchtlich, und die vielen Erzeugnisse fremder Länder, welche die Schiffer hier einbringen, dienen zu seiner Vermehrung. Ich glaube, daß es Leute in Memel giebt, die, von dem Hemde aus holländischer Leinwand angerechnet, bis zu den Stiefeln aus englischem Leder, kein preussisches Erzeugniß an ihrem Leibe haben, und in Meubeln, Speisen und Getränken herrscht der nämliche Luxus. Vorzüglich ist durch die Schiffer die Liebe zum starken Getränk sehr gemein geworden. Diese Leute haben auch den Hang zur wollüstigen Ausschweifung herrschend gemacht; und wenn der Reisende nach einigen auffallenden Zügen das Ganze beurtheilen darf, so dürfte die Moralität zu Memel weit geringer, als die zu Königsberg seyn.

Justitzpersonen versicherten mich: Prozeßsucht sey ein herrschender Zug im Memelschen Character, und es gäbe Einwohner, die seit zehn und mehreren Jahren immer ein

nige schwebende Prozesse gehabt hätten. Die Zahl der Criminalprozesse sey für einen so kleinen Ort höchst beträchtlich, und dies ist vielleicht der Grund, daß vertrauter Umgang, und herzliche Freundschaft hier äußerst selten sind, die aber auch schon in jeder Handelsstadt selten seyn müssen, weil Kaufleute, so wie alle, die gleiches Gewerbe treiben, leichter gegen einander verstoßen, sich daher häufiger entzweien und beneiden.

Bei einer Streiferei durch die benachbarte Gegend, war mir die kalte Witterung, und der von der See kommende Wind hinderlich. Ich fand von Insekten den Scarabeus punctatus, den ich einmal an einem warmen Maytage in Friedrichstein häufig, nachher immer seltener fand, Copris ovata, Carab. Platys, Cryptoci, Variegatus, Noctua conformis, Glyphica, Shpinx Ocellata, und einige Larven, des Bombyx Fascelina, Antiqua und Quercus. Die Raupe des Bombyx Lucifera fand ich blos auf den Festungswällen. Vom Pflanzen fand ich Hepatica nobilis, und Primula,

rimosa, welche letztere ich, weil ich sie sonst
Preussen nie gesehen hatte, in den Garten
s Herrn Consentius verpflanzte. Die Trau-
nkirsche, oder Ahlkirsche (Prunus padus L.)
e man häufig in Preussen mit Unrecht Faul-
:um nennt, wächst in dieser Gegend zu be-
ächtlichen Stämmen. Das weisse Holz könn-
von Tischlern und Drechslern zu allerlei Ar-
iten nützlich angewandt werden, und die
nst unbrauchbare Frucht giebt, nach dem
eugnisse von Brandweinbrennern, den Brand-
ein eine schöne Farbe und einen angenehmen
eschmack.

Freunden köstlicher Speise zeige ich noch
, daß die memelschen Neunaugen in gutem
ufe stehen, und sie wurden vormals häufiger
s gegenwärtig ausgeführt.

Ein Herbarium, welches ich zu Memel
h, enthielt folgende in Preussen nicht gemei-
Pflanzen aus der Nachbarschaft dieses Orts:

Die auf dem Gestade längst der See wach-
nde Arenaria peploides L. Die Wurzeln die-

ser Pflanze, die im Junius und Julius blühe, kriechen gleich dem Quäckgrase große Strecken in dem Sande fort und halten ihn zusammen. Auf eben diesen Sandbergen wächst, wiewohl sparsam, Astragalus arenarius Retzii, die unstreitig zu den seltenen Pflanzen der preussischen flora gehört und mit der vorigen eine gleiche Zeit der Blüthe hat und dies ist auch der Fall mit der Bunias Capile L., einer hier häufigen Pflanze, und Glaux maritima, eine andere Meerespflanze ist hier noch häufiger. In einem Sumpfe hinter Bonemels bei Memel, blühet im Julius Calla palustris L. und sehr häufig wächst auf Anhöhen um Memel und blüht im Junius die sonst in Preussen nicht gemeine Convallaria verticillata L. In den Graben findet man zuweilen Lysimachia Lhyrsiflora L. im Junius blühen und im August sieht man beinahe in allen stehenden Gewässern hiesiger Gegend, die Hydrocharis morsus Ranae L. blühend. Auf den Wällen der Memelschen Festung findet man Myrsurus minimus L. und auf einer Wiese, eine halbe Meile hinter Bommels Pinguicula vulgaris L. und die angezeig-

te Primula farinosa. Die Reseda Lutea und Luteola L. wachsen auf unbebauten Plätzen, und auf dem neuen Ballastplatze findet man im Junius Salsola Kali L. häufig blühend; sehr selten aber nur an einem Orte bei der Schmelze steht die Scherardia arvensis L. An unbebauten Plätzen zwischen Steinen findet man auch, wiewohl selten, die im August blühende Spergula nodosa L. und an einem Orte bei Packmoor trift man nur Thalictrum aquilegifolium L.

Vierter Abschnitt.

Procoden, Proculs, Werden und die dort ange-troffenen Naturproducte. Heydekrug. Tracht der Litthauer. Heydschucken. Ruß. Schwarze Wölfe. Die Niederung und die Schiffahrt auf der Memel. Die Einwohner der Niederung. Tilsit. Brücke. Volksmenge, Armenanstalten. Naturaliensammlung. Der Berg Rombin. Versteinerungen. Naturspiele. Ein alt preussischer Opferstein. Ragnit und Pillkallen. Schönwalde. Naturproducte der Gegend. Vorschläge zu Kalkbrennereyen und Holzanpflanzungen. Verschiedene Begräbnißweisen der alten Preussen. Reise von Tilsit nach dem Baumwalde. Gründe vom Unwillen der Litthauer gegen die Deutschen. Der Baumwald und die darin gefundenen Insecten. Gebrauch der Tannen- und Fichtenrinde zur Gärberey. Insecten und Wasserschlangen auf dem Wege nach Labiau. Die Fischerdörfer. Skorbut und veneri-

sches Uebel. Ein Paar eigenthümliche Gebräuche. Litthauscher National-Character. Tugenden. Laster. Kunstfleiß. Eigenthümlichkeiten. Haß gegen die Deutschen. Eigenthümlichkeit aus der Sprache. Volkslieder und Gebräuche. Uebetreste des Heidenthums in der Sprache. Einige Ueberreste des Catholicismus. Labiau. Die Deime. Die Gilge und neue Gilge. Errichtung der Grafschaft Rautenburg. Der kleine Friedrichsgraben. Der Nemonien und der große Friedrichsgraben. Anlegung und Verkauf dieser Canäle. Zoll zu Labiau und Bevölkerung. Niedrige Fleischpreise. Rückreise nach Königsberg. Maulbeerbäume und Seidenbau. Verzeichniß preussischer Schmetterlinge.

Das schöne Gemälde, welches man mir zu Memel von Pröcoden entwarf, reitze mich, diesen drei Meilen davon gelegenen Lustort zu besuchen. Er besteht aus einem Thale, das zwischen zwei mit Gesträuch bewachsenen Bergen liegt, und mehr als zwei hundert Schritte breit ist. Der Fluß Minje läuft hindurch, giebt dem Ganzen das Ansehen eines ehemali-

gen großen Flußbettes, und verschiedene Gehäuse von Schaalthieren, Corallen und Röhren, die ich hier im Kalkstein versteinert antraf, schienen diese Muthmassung zu bestätigen. Wenn man durch dieses Thal neben dem Flusse stromaufwärts geht; so verliert es sich hinter Garsden, und ist ungefähr eine halbe Meile lang. Der Fluß wird breiter, aber auch seichter und die Kalksteine und Versteinerungen vermindern sich. Auf dem Wege nach Prócoden fand ich Noctua Myrtylli noch unbeschädigt in einem Spinngewebe, Noctua Mi, Phal consobrinaria, Chrison pallida und die Raupe des Bomb. quercifolia. Das beim ersten Anblick angenehme Thal, welches aber doch immer für einen Lustort den Fehler der Einförmigkeit hat, liefert, so wie die benachbarten Hügel einige in Preussen nicht gemeine Pflanzen. Hierunter gehört die auf Anhöhen wachsende Actaea spicata L., die man hier und auch bei Taurlanken im Junius blühen findet; und dieses ist auch die Blüthe-Zeit des Astragulus glycyphyllus, der ebenfalls in Preussen nicht gemein ist.

Während des Spatziergangës fing ich Luperus fulvicollis ganz wie Cist Luperus H. nur ist das Brustschild rothgelb. Volvox hi_ gripennis, Cryptoc: Cyaneus 6 punctatus, Variabilis. Lucanus Rufipes, Cetoni: Variabilis Cucuius Planatus, Pap. Cardamines M. und F. Phal. Macularia, Pusaria und Fort. Atralis. Hinter Garsden wurde Rap. Io Pamphilus, Icarus. Bomb. Leporina. Sph. Tipuli formis Phryg: Grandis, Tenthr, Erythro_ cephala, und curc. Picus gefangen. Nie sah ich die Fischerei in einem Flusse häufiger betreiben, als es hier in der Minje geschah. Beinahe alle hundert Schritte fand ich eine Verzäunung, die den Fluß sperrte und nur in der Mitte eine mit Netzen besetzte Oefnung. Es muß daher dieser Fluß sehr arm an Fischen werden, und die Meinung, daß die Fische desselben sehr wohlschmeckend sind, hat wahrscheinlich diese Thätigkeit der Fischer veranlaßt. Mein Weg führte mich jetzt nach Prökuls, wo ich mich ein Paar Tage lang aufhielt. Eine halbe Meile vom Amte führt der Weg über Heideboden und morästigen Wiesen nach einem Walde, der die

Luge heißt, und durch die Mannigfaltigkeit von Laub- und Nadelhölzern angenehm wird. Er geht bis nahe an das Curische Haf, dessen Ufer aus Wiesen besteht. Jenseit des Hafts auf der Nehrung liegt Schwarzort, dessen dunkle Farbe gegen die benachbarten weissen Sandberge absticht, und hier die Mannigfaltigkeit der Aussichten vermehrt. Hier begegnete ich einem Hirten, der einer Wölfin sechs Junge geraubt und sich, seiner Erzählung zu Folge, bloß mit seinem Stabe gegen zwei Wölfe vertheidigt hatte. Ein Beweis, daß der Wolf kein so furchtbares Raubthier ist, als man es gewöhnlich glaubt, selbst verwundet wird er nicht zur Wuth und zum Angrif seines Feindes gereitzt. Nur der größte Hunger bewegt ihn, den Menschen anzugreifen; doch thut er es nie einzeln und ein mäßiger Widerstand schreckt ihn zurück; und jene Erzählungen von außerordentlicher Kühnheit der Wölfe sind zum Theil dadurch veranlaßt worden, daß tolle Wölfe hin und wieder schrecklichen Schaden angerichtet haben.

Die unangenehme Witterung war meiner Reise hinderlich. Ich fing in diesem Walde nur die Noctua Leucophaea und in einer Allee Phryg. Caudata. Es waren im Herbste 1792 Raupen aus dieser Gegend an die Cammer geschickt worden, welche die Saat beschädigt haben sollten; im Frühlinge fand sich aber keine Spur der Beschädigung. Bei Neuendorf ohnweit Königsberg fürchtet man ebenfalls viel von diesen Raupen. Ich untersuchte die Gegend; fand einige Stellen im Getreide, die größten hierunter von funfzehn Fuß im Gevierten, kahl gefressen. Die Raupe hatte sich bereits bei der späten Jahreszeit in die Erde verkrochen. Diejenigen Exemplare, die ich hervorscharrte, konnte ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht zur Verwandlung bringen. Sie waren einen Zoll lang, bleich, schmutziggelb, ins grünliche mit schwarzen Pünktchen und einzelnen Härrchen, und schienen mir von den Noctua Segetum zu seyn. Daß sie wirklich keinen Schaden angerichtet hatten, beweist aufs neue, wie wenig man in Preussen von Insecten zu fürchten habe.

Noctua Gamma habe ich oft in ungeheurer Menge gesehen, ohne daß der Flachs durch sie beschädigt wäre und Bomb. Pini, der im Jahr 1793 den Wäldern in der Mark Brandenburg so gefährlich wurde, gehört in Preussen zu den Seltenheiten.

Viel ungenütztes Land bei Prôculs bewies, daß in Preußen noch Menschen fehlten. Es war leichter Boden, Mor- und Torferde. Durch gute Beackerung würde, wie die Amts-äcker beweisen, der thätige Arbeiter seinen Fleiß belohnt erhalten haben: allein der größte Theil des Landes war mit Heidekraut bewachsen, wodurch sich noch in jedem Jahre der Torf vermehrt. Drei Meilen davon in Werden, hatte Hr. Uklandski, Privatlehrer bei den Kindern des Pfarrers, eine kleine Insecten-Sammlung. Hier sah ich zum erstenmal, als in Preussen einheimische Insecten: Saperda ferruginea, und Noctua Ancilla. Völlig neu war mir eine schöne Phryganea die noch größer als Phryg: grandis ist, und von uns vorläufig den Namen Gigantea erhielt. Ihr Körper ist schwarz,

die Oberflügel sind bleich, schmutziggelb, mit vielen blauschwarzen Flecken von verschiedener Grösse. Die Unterflügel sind noch bleicher, der Aussenrand ist schwarz und am dicken Rande sind einige solcher Flecken. Die Unterseite ist der obern gleich. Im vorigen Herbst war hier die Noctua pacta häufig auf dem Heidekraut gewesen. Weiden, worauf sie sich sonst gewöhnlich aufhält, giebt es hier gar nicht. Ich suchte jetzt ihre Raupen vergeblich, und sie ist völlig wieder aus dieser Gegend verschwunden, in der ich nur Bomb. Camelina, Noctua Persicariae und Anthr. Albinus fand. Im Heidekrug hielt ich mich während des Markttages auf, der wöchentlich von Montag des Abends bis Dienstag des Mittags währt. Es werden nur Lebensmittel hier zum Markte gebracht; besonders sind die Fleischpreise äusserst niedrig; die Menge des Federwildprettes ist sehr groß. Wenn der Jäger sich hier wöchentlich einen Tag mit der Jagd beschäftigt, so versorgt er eine Haushaltung damit hinlänglich. Von den wilden Enten werden nur die geschmackhaftesten geschossen, und die Strandläufer hält man

kaum des Schusses werth. Die Roßweihe, die sonst in Preussen nicht gemein ist, nistet hier im Rohr, und die Möven im Sande am Ufer des Hafes.

Die Litthauer in den Aemtern Memel, Prôculs und Heydekrug, haben sich durch ihre Widersetzlichkeit in üblen Ruf gebracht, und mehr als einmal durch militairischen Zwang zur Verrichtung ihrer Dienste angehalten werden müssen, und man hat Beispiele, daß sie sich selbst den Commandos widersetzt haben. Das weibliche Geschlecht trägt hier doppelte Marginnen oder zwei Stücke von jenem bunten Zeuge, welches sie selbst verfertigen, über die Schaltern zusammengeknüpft und um den Leib mit einem Gürtel befestigt. Im Winter hängen sie eine weißwollene Decke über die Schulter, und diese Kleidung giebt ihnen kein vortheilhaftes Ansehen. Die Männer tragen fest an den Leib schliessende zugehakte Röcke ohne Knöpfe, vom groben grauen Tuche, welches sie ebenfalls verfertigen, mit Aufschlägen und einem Kragen von farbigtem Tuche, und einem handbreiten ledernen Gürtel um den

Leib. Ich werde mich über das Volk und seine Eigenthümlichkeiten in der Folge weitläuftiger auslassen, und bemerke nur noch, daß ich in Heydekrug und der benachbarten Gegend jene Gattung kleiner [illegible] Schweine häufig sah, die man in Deutschland vornehmlich in der Lüneburger Heide unter dem Namen der Heidschnucken kennt. Ich ließ mich nach dem Amte Ruß übersetzen, welches eine große Lebhaftigkeit durch den Holzhandel erhält. Hier ist auch die Fischerey welche theils in den Armen der Memel, theils im Haffe betrieben wird, eine Erwerbsquelle vieler Menschen. Am einträglichsten ist der Lachsfang. Eine große Menge dieser Fische wird geräuchert, und wenn die Fischer einen beträchtlichen Vorrath gesammelt haben, durch ganz Preussen verführt. Ich fuhr bis Kewertshof, eine Meile [illegible] gator, den ich vor vier Jahren [illegible] Fensterladen und dem [illegible] tern häufig gefunden [illegible] und suchte auch etwas näheres [illegible] schwarzen Wolf zu erfahren, [illegible]

kaum des Schusses werth. Die Roßweihe, die sonst in Preussen nicht gemein ist, nistet hier im Rohr, und die Möven im Sande am Ufer des Hafes.

Die Litthauer in den Aemtern Memel, Pröculs und Heydekrug, haben sich durch ihre Widersetzlichkeit in üblen Ruf gebracht, und mehr als einmal durch militairischen Zwang zur Verrichtung ihrer Dienste angehalten werden müssen, und man hat Beispiele, daß sie sich selbst den Commandos widersetzt haben. Das weibliche Geschlecht trägt hier doppelte Marginnen oder zwei Stücke von jenem bunten Zeuge, welches sie selbst verfertigen, über die Schultern zusammengeknüpft und um den Leib mit einem Gürtel befestigt. Im Winter hängen sie eine weißwollene Decke über die Schulter, und diese Kleidung giebt ihnen kein vortheilhaftes Ansehen. Die Männer tragen fest an den Leib schliessende zugehakte Röcke ohne Knöpfe, vom groben grauen Tuche, welches sie ebenfalls verfertigen, mit Aufschlägen und einem Kragen von farbigtem Tuche, und einem handbreiten ledernen Gürtel um den

Leib. Ich werde mich über dies Volk und seine Eigenthümlichkeiten in der Folge weitläuftiger auslassen, und bemerke nur noch, daß ich in Heydekrug und der benachbarten Gegend jene Gattung kleiner schwarzer Schaafe häufig sah, die man in Deutschland, vorzüglich in der lüneburger Heyde unter dem Namen der Heydschucken kennt. Ich ließ mich nach dem Amte Ruß übersetzen, welches eine große Lebhaftigkeit durch den Holzhandel erhält. Hier ist auch die Fischerey, welche theils in den Armen der Memel, theils im Haffe betrieben wird, eine Erwerbequelle vieler Menschen. Am einträglichsten ist der Lachsfang. Eine große Menge dieser Fische wird geräuchert, und wenn die Fischer einen beträchtlichen Vorrath zusammen haben, durch ganz Preussen verführt. Ich suchte bei Kuwertshof, eine Meile davon den Carab. Indagator, den ich vor vier Jahren hinter den Fensterladen und dem Garten zwischen Holzsplittern häufig gefunden hatte, aber vergeblich, und suchte auch etwas näheres im Betref des schwarzen Wolf zu erfahren, von dem vormals

ein Gebälge aus dieser Gegend nach Königsberg gesandt war, und erfuhr, daß ein Halbmeister oder Abdecker einen großen schwarzen Hund gefüttert hatte, der häufig in den benachbarten Wald gelaufen war, und sich endlich verloren hatte. Da wir nun in Preussen häufige Erfahrungen haben, daß sich gegen Büffons Meinung der Hund und Wolf mit einander begatten und fortpflanzen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser schwarze Hund sich mit den Wölfen begattet und eine Spielart erzeugt habe, die aber auch wieder erloschen ist. Denn obgleich Linne und sein Uebersetzer Müller den schwarzen Wolf als in Preussen einheimisch angeben, so hab ich doch außer den schwarzen Wolfsbälgen, welche vor ungefähr 18 Jahren an den Cammerpräsidenten von Danhard aus der Tilsitschen Niederung überschickt wurden, nie etwas von diesem Thiere in Preussen gehört. Die unangenehme Witterung veranlaßte mich nach Tilsit zu eilen, einer Stadt, die nach Königsberg die bevölkertste in ganz Ostpreussen ist, und in einer der fruchtbarsten Gegenden liegt; denn der Fluß Memel bildet un-

gefähr fünf Viertel Meilen unter Tilsit zwei Arme, wovon der rechte, der zwei Drittheil des Wassers aufnimmt, die Ruß, der linke, der das übrige Drittheil des Wassers erhält, die Gilge heißt. Diese beiden Hauptarme bilden eine Menge kleiner Nebenarme, die oft ein einziger Eisgang merklich verändert, und diese nehmen wieder verschiedene Abwässerungsgraben auf. Diese ganze Gegend zwischen der Gilge, Ruß und dem curischen Hafe heißt die tilsitsche Niederung und war im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein mit Rohr und Gesträuch angefüllter Sumpf. Um das Jahr 1636 wurden durch Colonisten die höchsten Gegenden angebaut. Diese hinderten keine Ueberschwemmung während des grossen Wassers, suchten aber gegen kleine Ueberschwemmungen während des Sommers ihre Saatfelder durch Dämme zu schützen, die von ihnen ohne übereinstimmenden Plan längst ihren Feldern aufgeworfen wurden. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens reitzte mehrere, sich hier nieder zu lassen. Mit der Zahl der Anbauer stiegen die Schwierigkeiten; denn man konnte

nicht mehr die trocknen und hochliegend
wählen, sondern die niedern Gegenden
durch Graben ausgetrocknet, und durch
re Dämme beschützt werden. Dies schr
Anbauer nicht zurück, und in einem Z
me von ungefähr dreißig Jahren war di
Niederung bevölkert und angebaut; alle
hatte nur auf seinen Privatvortheil R
genommen. Vieles war daher fürs ga
zweckmäßig. Kein Wasserbaumeister h
die Anlegung gesorgt; keine Polize
sicherten die Unterhaltung. Dies hatte
hörliche Ueberschwemmungen zur Folg
endlich König Friedrich Wilhelm I. im
1731 die Ländereyen in gewisse Classen
len ließ, die nach Verhältniß der Gefal
des Nutzens bestimmten Abgaben unter
wurden. Die Königlichen Ländereien
diesen Beitrag nicht; dagegen gab der
das zum Wasserbau dienende Holz un
sträuch unentgeldlich. Es wurden Offic
angesetzt und das ganze nach einem regel
gen Plane eingerichtet; dies aber hindert
alle Unglücksfälle. Im Jahr 1771 erf

ckliche Durchbrüche; mehr als 1400 Stück
h wurden ersäuft. Die Menschen retteten
, weil es bei der allgemeinen Noth an Käh
gebrach, auf die Dächer der Häuser. Hier
ten sie durch Zeichen und Geschrey Hülfe zu
alten, und mancher Hausvater bei der Ar-
auf den Dämmen beschäftigt, und plötz-
durch das dazwischen strömende Wasser
den Seinigen getrennt, war Augenzeuge
der Gefahr, ohne ihnen den geringsten
istand leisten zu können. Eine ähnliche
erschwemmung, aber minder schrecklich, er-
nete sich im Jahr 1777. Und um von Sei-
des Staats diesen Uebeln soviel als mög-
entgegen zu würken, wurde im Jahr 1787
e Deich- und Uferordnung entworfen. Der
chickteste Wasserbaumeister kommt in diesen
genden oft in Verlegenheit, weil der Vor-
il der Niederung und der Schiffahrt nicht
ten im Widerspruch steht; denn die Memel,
lche in Großherzogthum Litthauen entsteht,
d dort eine Menge kleiner Flüsse aufnimmt;
für Ostpreussen Handel von der größten
ichtigkeit, weil alle Waaren, welche Lit-

thauen ausschifft, diejenigen abgerechnet, welche nach Liebau und Riga gebracht werden, auf diesem Strome nach Preussen kommen. Der größte Theil davon geht in die Silge, welche durch zwei Canäle, den großen und kleinen Friedrichsgraben, mit der Deime verbunden ist, die wieder zu den Pregel und auf dem letzteren Flusse die Waaren nach Königsberg führt. Die gewöhnlichsten polnischen Fahrzeuge heißen Wittinnen, sind 150 Fuß lang und 24 Fuß breit, haben nur ein Segel, ein großes schweres Steuerruder, und werden auch zuweilen durch Treideln fortgebracht. Sie bedürfen fünf Fuß Wasser. An einigen Stellen hat die Memel und Silge bei trockenen Jahreszeiten nicht einmal diese Tiefe, die ihr an mehreren Orten Sandbänke entziehen, welche ihre Gestalt bei jedem Eisgange verändern: daher wird diese Schiffahrt nur mit Mühe und Kosten, vorzüglich durch Baggern erhalten.

In der Niederung selbst herrscht jener Wohlstand, den man in den niedrigen Marschländern beinahe überall findet. Hier wohnen

wohlhabensten Litthauer auf Cöllmischen
solchen Grundstücken, die nur eine mäßi-
aare Abgabe entrichten. - Der Sontags-
at der Männer besteht aus Röcken nach
Litthauischen Schnitte, aber von feinem
igten Tuche, und die weibliche Tracht hat
für Litthauerinnen ihre größte Schönheit
icht. Die Strümpfe sind mit großen Blu-
geschmückt. Die Marginne oder das bun-
inheimische Zeug ist aus der feinsten, oft
lischen Wolle und zuweilen sogar aus Seide
ebt, auf ein Band genäht und um die Hüf-
geknüpft. Den Leib schmückt ein enges
kchen. Die Haare sind in Zöpfen aufge-
iten, und ein Streif schwarzer Sammt,
gefähr einer Hand breit, mit rosenrothem
fet gefüttert und oben mit bunten Bändern
: Blumen geschmückt, umgiebt die Stirne
: frische gesunde Farbe und das blaue Auge
gerechnet, läßt sichs wohl erklären, daß selbst
ren aus großen Städten, eine Litthauerin
z nach ihrem Geschmack fanden, ob sie sich
ich mit ihr eben so wenig mündlich unterhal-

ten konnten, als der Großsultan mit einer Georgerin, die man in seinen Harem bringt.

Die Stadt Tilsit, welche am Flusse Memel liegt, und als Litthauens Hauptstadt betrachtet werden kann, hat ihren blühenden Zustand den Zwischenhandel zu verdanken. Eine Ponton-Brücke führt über den Fluß, die im Winter abgenommen und im Frühlinge bei dem gehörig niedrigen Stande des Wassers wieder aufgelegt wird. Sie ist für Königliche Rechnung errichtet und verpachtet, und von jedem der darüber geht oder fährt wird ein Zoll genommen, die Einwohner der Stadt aber zahlen ein für allemal 1000 Gulden. Jetzt enthält die Stadt 610 Häuser und, die männlichen Personen vom Militair abgerechnet, über 10000 Einwohner. Die Stadt hat viele und gute Armenanstalten, und ein Lutherisches Hospital für 40 Personen, welche völlig unterhalten werden, und 30 Personen genießen Wohnung, Heitzung und Antheil an den Wohlthaten. Es werden blos in dieses Hospital Bürger, ihre Frauen und Wittwen aufgenommen. Nenn

und dreißig Arme, die nicht Bürger sind, erhalten im Pesthause freie Wohnung, Heitzung und einen monatlichen Beitrag aus der Armen-Casse. Wenn jemand in diesen Stiftungen stirbt, so fällt der Nachlaß an die Stiftung, welche auch für die Beerdigung sorgt. Ein Lutherisches Wittwenstift für 6 bis 8 Personen stiftete der Bürgermeister Gabriel Preuck 1685. Die Wittwen bekommen Wohnung, Heitzung und ein vierteljähriges Gehalt, welches noch durch zwei Legate vermehrt wurde, die zusammen 300 Thaler tragen. Die wichtigste Stiftung aber ist die vom Kaufmann Johann Hoffmann, die 1786 für 12 Frauenzimmer errichtet wurde. Die aus der Familie haben den Vorzug, sie erhalten ihr eigenes Zimmer und jährlich 100 Thaler. Die nicht aus seiner Familie sind, zahlen 1 bis 200 Gulden Einkauf und bekommen jährlich ein Gehalt von 200 Gulden, aber Frauenzimmer vom Handwerksstande sind von dieser Stiftung völlig ausgeschlossen. Ein reformirtes Frauenzimmerstift ist vorzüglich für die aus der Familie Irwinck; und zu einem Catholischen Hospital wurde das

Gebäude vom Kaufmann Kisching geschenkt. Die Anhänger dieser Kirche halten ihren Gottesdienst zu Drangowsky, eine viertel Meile von Tilsit, wo vormals ein Jesuiter Collegium war. Jetzt sind bei dieser Kirche, die eine angenehme Lage hat, Weltgeistliche angestellt.

Wichtig ist die Schule zu Tilsit. Sie ist eine von den drei großen Schulen, welche im Jahr 1586 unter dem Namen der Provinzial-Schulen gestiftet wurde, und es sind bei ihr fünf Lehrer angestellt. Der jetzige Rector Clemens hat seit kurzem viel für diese Schule geleistet, und dafür vom Oberschulcollegium ein Belohnungsrescript erhalten. Milde Stiftungen zur Beförderung der Wissenschaften sind ein Pauperhaus, welches der ehemalige Vicebürgermeister Falk stiftete, und worin acht arme Schüler unentgeldlich erzogen werden. Der Secretair Pätsch aus Königsberg stiftete durch sein Testament eine Armenschule, deren Fond jährlich ohngefähr 200 Thaler trägt, und Studirende, die aus dieser Stadt gebürtig sind, werden durch das Engelbrechtische und

Flotwelsche Stipendium unterstützt. Die vom Doktor Galesky zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Naturalien-Sammlung, deren Aufseher jährlich funfzig Gulden bekommt, ist im Schulgebäude aufgestellt. Ich ordnete die Insecten dieser Sammlung und die des Kreisphysicus Dr. Michalowsky, worunter mir Call: Sanguineum, Prion. Faber, Lept. Virens und Car. Germanus in Preussen neu waren. Die Galeskysche Sammlung hat verschiedene anatomische Präparata, und Producte aus allen Reichen der Natur, theils einländisch, theils aus dem Auslande gesammelt. Unter denen in Spiritus aufbewahrten Thieren fiel mir eine weiß und schwarz gefleckte Maus und ein brauner Salamander mit orangen Flecken vorzüglich auf. Unter den ausgestopften Vögeln aber bestärkten mich das weisse Birkhuhn und die weisse Schwalbe, daß dergleichen Spielarten in Preussen nicht selten sind.

In Begleitung einiger Freunde besuchte ich den Berg Rombin. Den Freunden preussischer Alterthümer, wegen des darauf lie-

genden Opfersteins, denen der Naturgeschichte, wegen der Versteinerungen, vorzüglich der Naturspiele und gebildeten Steine wegen bekannt, die man auf ihm und in seiner Nachbarschaft findet. Er liegt eine Meile von Tilsit, der Stadt Ragnit gegen über, beim Dorfe Bitthenen, des Domainen Amts Schreitlaucken, nahe bei dem Memelstrome. Auf dem Wege nach diesem Berge fand ich Ocher und Eisenerde in Brocken mit dem Sand vermischt, und gleich am Fuße des Berges jene Conchilie, die man Messerscheide nennt, vier Zoll lang und einen Zoll breit, versteinert und durch Kies matallisirt; auch bläulichen und grünlichen Muschelmarmor, auf dem die weissen Rädersteine vorzüglich abstachen, Tubuliten und verschiedene wiewohl kleine Coralliten. Am auffallendsten war mir die Menge gebildeter Steine, bei denen eine lebhafte Einbildungskraft die Gestalten von Menschen und Thieren sehr leicht herausfinden kann. Andere gleichen dem Confetto di Tivoli. Am Fuße des Berges sind sie von beträchtlicher Größe; allein je höher man aufsteigt, um so mehr nimmt ihre

Dicke ab; so daß ein Stein, der mehr als einen Quadrat-Fuß enthält, oft nur ein Paar Linien dick, aber doch von solcher Festigkeit ist, daß er bei einem Wurfe auf den Boden nicht zerbricht. Alle diese Steine verdanken ihr Daseyn dem schönen Letten, der einen Theil des Berges ausmacht. Wenn der Regen oder die hier entspringende Quellen den Letten ausspielen; werden die fetten Stücke, die nicht so leicht zerfließen, von den anschlagenden Wellen des Flusses gebildet, hernach von der Sonne verhärtet, und in Stein umgeschaffen. Am Fuße des Berges blühte eine Menge von Berbesbeeren und die Nachtviole, Oenothera Biennis, die man zu Königsberg in den Gärten zieht, traf ich hier zum erstenmal wildwachsend und in der Folge noch häufiger an. Der Gipfel des Berges ist mit Wacholdersträuchen bedeckt, der Opferstein, ein Stück Granit funfzehn Ellen im Umfange. Eine Spur der ehemaligen Achtung für diesen Ort, hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten; so daß noch heutiges Tages die Eingebornen, wenn ihr Weg sie nach einer schweren Krankheit hier in

diese Gegend führt, einige Pfennige, Strumpfbänder und ähnliche Kleinigkeiten, gleichsam zum Opfer hinwerfen sollen.

Aus Tilsit machte ich einen kleinen Ausflug nach Ragnit und Pilkallen, und was ich dort sammelte: größtentheils kleine statistische Nachrichten theile ich hier mit. Ragnit enthält mit Einschluß von zehn öffentlichen Gebäuden und 8 zur Stadt gehörigen, nahe am Thor gelegenen Bauerhäuser 178 Feuerstellen oder Wohnhäuser, 20 Brau- und Brandhäuser, 105 Ställe und Schoppen, 27 Speicher und 34 Scheunen, und diese Gebäude waren im Jahr 1796 mit 173,650 Thaler von der Feuer-Casse assecurirt. Der zur Stadt gehörige Acker mit Inbegrif des Prediger- und Cammerei-Landes, besteht aus 76 Huben 28 Morgen 119 Ruthen. Die Cämmerei besitzt zwei Huben, zehn Morgen, 138 Ruthen jenseits der Memel liegende Wiesen, die auf Erbpacht ausgegeben sind und jährlich 259 Thaler 17 Gr. tragen. Die ganze Stadt enthält 1987 Einwohner, wovon ungefähr der

zehnte Theil Litthauer, die übrigen Deutsche sind. Nach einem zehnjährigen Durchschnitt beträgt die Zahl der Gebornen jährlich drei und siebenzig, der Gestorbenen fünf und sechzig Menschen; und die Mortalität ist verhältniß mäßig gering, weil nur von dreißig Menschen einer stirbt. Die Fruchtbarkeit der Gegend, der wohlfeile Preis der Lebensmittel, und die gute Lage der Stadt tragen hiezu wohl das ihrige bei. Denn erstere zwingen die Menschen nicht, wie in großen Städten, ihr Leben oft nur durch schlechte ungesunde Nahrungsmittel zu fristen, und letztere auf einer fortlaufenden Anhöhe am Ufer der Memel, schafft der Stadt gesunde Luft und gutes Wasser durch die Menge der Quellen, die hier am Fuße des Berges entspringen. Die Stadt erhält sogleich durch ihre Lage eine schöne Aussicht über den schiffbaren Fluß, der auch einigen Getreide Handel nach Königsberg und Memel veranlaßt; und diese Stadt würde, wegen der wohlfeilen Preise der Lebensmittel und der guten Gelegenheit, welche der Fluß Memel zum Handel darbietet,

die Anlegung von Fabricken ungemein begünstigen.

Zu den Zeiten des deutschen Ordens war Ragnit eine wichtige Grenzfestung. Verbrecher wurden zum Festungsbau an diesem Schlosse verurtheilt, und daher entstand die eigenthümliche Redensart, welche man noch in Chronicken und Acten findet: einen Ragnitter machen, welche dem heutigen Ausdrucke, einen Menschen zum Festungsbau verdammen, gleichkommt. Das alte Schloß, im Jahr 1298 erbaut, ist vom Könige Friedrich Wilhelm dem ersten in ein Getreide-Magazin verwandelt worden, und es können darin 72000 Scheffel bequem aufbewahrt werden. Ein anderes, in ökonomischer Hinsicht wichtiges Gebäude, ist ein zum Königlichen Landgestüte gehöriger Stall, worin zur Veredlung preussischer Pferderacen 80 Hengste gehalten werden, und wobei zwanzig Personen angestellt sind. Die Kinderblattern haben hier oft vielen Schaden angerichtet; ihre Schädlichkeit durch Einim-

pfung zu schwächen, hinderte theils Mangel und Bereitwilligkeit eines geschickten Arztes, theils auch das Vorurtheil. Pfarrer Krüger, durch verschiedene Aufsätze in unsern periodischen Schriften, auch als guter Schriftsteller bekannt, entschloß sich diesem Uebel entgegen zu würken, und that es auf eine sehr zweckmäßige Weise, indem er seinen vier Kindern mit dem glücklichsten Erfolg die Blattern selbst einimpfte. Zu den merkwürdigen Schicksalen der Stadt gehört ihre gänzliche Verheerung durch die Russen im Jahre 1757. Weil sie in der Nachbarschaft einigen Verlust erlitten hatten, rächten sie sich an dieser unglücklichen Stadt, und weil sie sich in der Folge ihrer That schämten, gaben sie vor, von den Bürgern verrathen und dadurch zur Strenge aufgefordert zu seyn. Im Ganzen aber ist auch das Gemälde in etwas übertrieben worden. Die Stadt wurde verbrannt und geplündert, aber Grausamkeit und physische Wollust fanden nur bei wenigen statt; auch eine nachtheilige Meinung, in Betref der Kalmucken verdient widerlegt zu werden. Alle Grausamkei-

den kommen blos auf Rechnung der Kosacken: denn die Kalmucken bewiesen auch hier, daß der Mensch im rohen Zustande nicht so böse ist, als es uns manche finstre Theologen versichern. Die Kalmucken wurden zwar auch hier, durch das Beispiel der Kosacken zur Plünderung fortgerissen, kehrten aber auch zuerst wieder zur Ordnung zurück; schützten verschiedene Menschen vor Mißhandlungen, gaben einigen Nackenden Kleidungsstücke, und nahmen sich vorzüglich verschiedener Kinder mit Gutmüthigkeit an.

Mein Weg führte mich nach Pillkallen, einer Stadt, die ihren Nahmen aus der litthauischen Sprache hat, in welcher er einen geschütteten Hügel bedeutet. Man sieht einen solchen Hügel, der wahrscheinlich den alten Preussen zur Warte diente, noch in der Nachbarschaft der Stadt. Er ist auf einem Berge geschüttet, auf welchem jetzt drei Windmühlen stehen. Und da die benachbarte Gegend eine Ebene ist, so hat man von diesem Berge, ohngeachtet seiner mäßigen Höhe, eine sechs Mei-

sen weite Aussicht. Die Stadt enthält 103 Häuser, 50 Scheunen und 153 Ställe, und alle diese Gebäude sind von der Feuer-Casse mit 85,000 Thalern versichert. Die sämtlichen Stadtäcker bestehen aus 41 Huben 18 Morgen. Die Cämmerei besitzt hievon sechs Huben, die verpachtet sind. Die Stadt enthält jetzt 1350 Einwohner und eine ihr eigenthümliche Arbeit ist die Verfertigung einiger Tausend Paar grober wollener Handschuhe, die nach Tilsit und Memel abgesetzt werden. Ausser der lutherischen hat Pillkallen auch seit dem Jahre 1753 eine reformirte Kirche, und ohnweit der Stadt entspringt der Fluß Piss, der bald nach seinem Ursprunge eine Mühle treibt, und nach seiner Verbindung mit der Angerap den Namen Pregel erhält.

Ich kehrte wieder nach Tilsit zurück und lernte hier den eine viertel Meile davon gelegenen Lustort Schönwalde kennen. Oberamtmann Mielich aus Baubeln machte sich durch die Anlegung desselben um die Einwohner von Tilsit sehr verdient, durch einen Ver-

gleich erleichterte er den Spatzierfahrenden den Zoll auf der Schiffbrücke, und richtete auch den reinlichen und mit allen Bedürfnissen versehenen Gasthof ein. Ohngeachtet der Ebene machen Ackerfelder, Wiesen und Gehölze die Aussicht mannigfaltig, die während meines Aufenthalts noch durch ein Gewitter verschönert wurde, welches den ganzen Tag hindurch am Horizonte schwebte. Bei einem Spatziergange im Garten des Kreisphysikus Dr. Michalowsky fand ich an den Stämmen der Apfelbäume einige Raupen der Noct. Oxyacanthae und im Gartenhause an der Wand Elater Piciipes: niger, opacus, hirtus: elytris striatis: pedibus piceis.

Statura E: Equiseti: Magnitudine E: higrini. Vom El: Equiseti, dem er an Größe nicht beikommt, unterscheidet er sich noch durch die feinere, und durch eine Linse kaum sichtbaren Punkte auf dem Brustschilde. Reichlich war meine enthomologische Beute bei einem erneuerten Spatziergange nach dem Rombin. In einem benachbarten Wäldchen worin ich das Vac-

cinium Uva urſi fand, waren auch Cryptol: Coryli, Caſs: Murraea, Curc: Equiſeti, Abietis, Copris Auſtriaca, Lunaris, Schroeberi, Coie: Parvula, Volvi Megalomaecornis, Car: Inquiſitor und Carabus Micans. aeneus: elytris obſcurioribus ſtriatis punctisque numeroſis ex cavatis, ſtatura omnino Car. VI. punctati, quem tamen magnitudine ſuperat. Seine Farbe iſt wie angelaufnes Metall, dabei ſpielt er bald ins Blaue und bald ins Grüne; die mehrſten aber ſind rothbraun. Der Glanz iſt weit matter als beim Car: VI. punctatus. Der feine grüne Rand um die Flügeldecken fehlt: der Kopf und das Bruſtſchild, kömmt in Anſehung der grünen Farbe ſelten jenen nahe; oft iſt er ganz mit den Flügeldecken gleichfarbig. Am beſten unterſcheiden ihn die weit größern und in größerer Zahl eingedruckten Punkte. Dieſe ſind ganz unbeſtimmt. Wenigſtens habe ich sechs und höchſtens neun auf jeder Decke gefunden. Es iſt nichts ſeltenes, daß eine Decke mehr als die andere hat, auch ſtehen ſie bald dichter bald weitläuftiger aus einander. Ich fand ihn in

der Nähe der Schiffbrücke an dem Fuße der Weiden nicht selten, auch zuweilen im Sande. Ohnweit dem Rombin, am Ufer der Memel, sah ich eine Menge von Kalksteinen, zum Theil von beträchtlicher Größe. Jedes Jahr wäscht der Fluß neue Steine aus, und da der Kalk in Tilsit theuer ist, so würde hier eine Kalkbrennerei mit Vortheil angelegt werden können. Die Kalksteine kosten nur die Mühe des Aufnehmens. Hingegen bei Königsberg läßt man sie aus Schweden kommen. Sie werden freilich nur von den Schiffen gebracht, die keine Rückfracht aus Schweden erhalten, und wenn gleich die Fracht und der Einkaufspreiß gering sind; so muß man doch die Kosten des Ein- und Ausladens hinzurechnen; und daher kommen die Kalksteine in Königsberg wenigstens noch einmal so hoch, als sie in Tilsit kosten würden. Das Holz dessen sich die Kalkbrennereien in Königsberg bedienen, kommt aus Polen, muß Tilsit vorbeigehen, und wenn gleich die Concurrenz der Verkäufer den Holzpreiß zuweilen in etwas erniedrigt; so würde doch im Durchschnitt wegen des nähern Trans-

ports,

ports, der Holzankauf zu Tilsit immer um etwas wohlfeiler seyn. Es wäre zu wünschen, daß man in der Nachbarschaft von Tilsit mehr auf Anpflanzung des Holzes, und auf Ausstrauung von Holzsaamen dächte. Wenn man in den Rombin nur fünf bis sechs Fuß tief gräbt, so quillt das Wasser in die Gruben. Dieses beweist hinreichend, daß Nadelhölzer hier in dem Sande fortgehen würden, der gleich unter seiner Oberfläche feicht ist. Dieses ist auch bei den Sandbergen der Fall, die an der Mittagsseite der Stadt liegen. Mein gegenwärtiger Gang nach dem Rombin, auf dem ich nach Ortokeratiten und ein Konglomerat von verschiedenen Muscheln fand, war, wenn ich gleich aus dem Lucas David wußte, daß die alten Preussen ihre Todten fern von heiliger Stätte begruben, durch den Gedanken veranlaßt worden, das hier in Nachbarschaft des Opferheerdes, vielleicht noch so manches von der Beute und den Waffen geopferter Feinde verscharrt seyn könnte. Allein obgleich der Berg und die benachbarten Hügel angestochen wurden; so blieb dennoch unsere Mühe unbe-

lohnt. Ich hatte bei meinen Reisen Gelegenheit, Begräbnisse der alten Preussen aufzufinden, und ich will meine darüber gemachten Bemerkungen hier gleich zusammenstellen. Ich wurde theils durch Zufall, theils durch Untersuchung der Grabhügel überzeugt, daß unsere Vorfahren ihre Todten nicht immer auf gleiche Weise beerdigten. Einige verbrannten den Körper, schütteten die Ueberreste von Knochen und Asche in die Urnen, und verscharrten sie in die Erde, nachdem sie einen runden auf der einen Seite etwas flachen Stein auf die Urne gedeckt hatten, ohne einen Hügel darüber zu schütten. Auf diese Art sind die Urnen im Bärenwinkel, dem Fort Lyk gegenüber, im Walde in großer Menge der Erde anvertraut. Auch linkerhand vor der Laurschen-Brücke bei Königsberg scharrte ich zufällig eine Urne aus dem Sande, die sich von außen durch nichts verrieth. Vielleicht sind die Grabeshügel, welche vormals diese Urnen bedeckten, durch Winde und Gewässer den Pflug oder das Grabscheid der Nachkommen zufällig geebnet, und da nun kein äußeres Zeichen diese Aschentöpfe verräth,

so können sie auch nur zufällig entdeckt werden. —

Andere deckten einen flachen Stein auf die Urne, und machten einen Hügel darüber, der fünf bis sieben Fuß hoch ist. Zuerst wurden große Steine, an denen zuweilen zwei bis drei Mann heben müssen, und denn immer kleine darüber gelegt, und der ganze Hügel endlich mit Erde beschüttet. Diese Hügel findet man auf der samländischen Küste, auch um Angerburg, und man trift oft bis fünf Urnen bei einander.

Noch andre machten den Hügel nicht wie einen abgestumpften Kegel, sondern fast in Form einer kleinen Schanze, so daß in der Mitte eine Vertiefung ist, die rund um ein Wall umgiebt. Dergleichen Hügel sind fünf bei Lautenburg, nicht weit von Hohenthal, im Grottkenschen Birkenwalde, der dem Herrn Obrist-Lieutnant Küchmeister von Sternberg zugehört, und bloß einer dieser Hügel ist etwas berührt. — Andere wieder umfaßten einen Raum, in dem eine erwachsene Person füg-

lich liegen kann, mit fünf großen zum länglichen Viereck gehauenen Steinen, so daß an einem Ende einer und an jeder Seite zwei aufgerichtet sind, und das andere Ende offen bleibt. Dieser eingefaßte Raum ist mit rothen schieferartigen dünnen Steinen gepflastert, und die Urnen stehen darauf dicht neben einander. Ein solches Begräbniß enthält oft zwanzig und mehrere Urnen, die nur mit einer Scherbe von eben der Masse, aus der die Urnen selbst bestehen, bedeckt, und denn mit Erde über zwei Fuß hoch verschüttet sind. Mehrere dergleichen Hügel finden sich in Lipowiecz bei Roggenhausen zwei Meilen von Graudenz. Ohne Urne habe ich nur an einer Stelle, nämlich bei Nicolaicken Asche und etwas Knochen unter einem großen Stein gefunden. Der Hügel war sehr groß, und die Erde zwischen den Steinen so hart, daß sie mit der Axt zerstückt werden mußte.

Daß auch die Todten von den alten Preussen unverbrannt beerdigt wurden, bewies mir die Grabstätte zweier Leichen bei Polompen,

zwei Meilen hinter Tilsit. Ein Bauer wollte am Ende eines hohen sandigen Landes, wo sich ein Thal anfängt, seine Kartoffeln für den Winter eingraben und fand zwei Todtenköpfe, nebst den übrigen Knochen zweier hier begrabener Körper. Daß diese Körper den alten Preussen zugehört haben, läßt sich aus dem dabei befindlichen messingenen Zierrathen folgern. Es waren zwei Paar Armringe, zwei Halsringe, zwei Kronen, zwei Fingerringe, deren einen der Bauer, seiner Aussage nach, noch von einem Knochen gezogen hatte, und andre Kleinigkeiten. Also vermuthlich ein Begräbniß zweier preussischer Jungfrauen; und da Lucas David, der zu den Zeiten Marggraf Albrechts schrieb, schon nicht mehr erklären konnte, wozu die Begräbnißkronen gedient hatten, so ist es um so wahrscheinlicher, daß diese Todten, wenigstens ein paar Jahrhunderte früher hier beerdigt wurden. Nach dem Knochen zu urtheilen sollten die Körper noch keine zehn Jahre gelegen haben; ich brach aus einem Kopfe einen Zahn aus, der noch die Glasur hatte, und den Herr Doctor Michalowsky in

Tilsit, nebst dem übrigen Zierrathen, die ich dem Bauer als altes Messing abkaufte, aufbewahrt. Das Wunderbare hiebei fällt weg, wenn man sich erinnert, daß es mehrere Oerter giebt, an denen sich Körper lange erhalten, und die Zähne der Thiere lange in der Erde unangegriffen bleiben, wovon uns Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst auch ein Beispiel von unverletzten Wolfszähnen erzählt, die man unter dem Schutte des Herkulans gefunden hatte.

Woher diese verschiedene Begräbnißweisen entstanden, läßt sich jetzt schwerlich bestimmen. Wer hieraus einen Beweis für die Thunmannsche Hypothese entlehnen und behaupten wollte, das Preussen von verschiedenen Völkern bewohnt worden, deren jedes seine besondere Begräbnißweise gehabt, und daß die Einwohner nachher erst zu einem Volke zusammen geschmolzen wären, könnte leicht irren. Das Verbrennen der Todten war allgemein; die Urnen, der Schmuck, die Waffen, welche man zuweilen dabei vorfindet, sind sich immer gleich; aber

Preussen bestand aus verschiedenen Provinzen, die von einander unabhängig waren, und die verschiedene Form der Begräbnisse hatte vielleicht darin seinen Grund, daß man dadurch dem Sudauer oder Samen, sogleich die Grabstätte kenntlich machen wollte, worin Eingeborne seiner Provinz beigesetzt waren, und bei der Achtung, welche der alte Preusse für die Gebeine seiner Vorfahren hatte, mußte es ihm angenehm seyn, an einem solchen Unterscheidungszeichen auch gleich die Grabstätte der Seinigen zu erkennen, wenn diese, wie es nach den häufigen Gefechten der Fall war, in einem fremden Gebiete beerdigt wurden.

Unverbrannte Körper wurden wahrscheinlich zu den Zeiten begraben, da der deutsche Orden schon das Land beherrschte; es waren vielleicht Ungläubige, Priester und Priesterinnen, denen man nicht die Ruhestätte in geweihter Erde gönnen, und deren Verwandte man es eben so wenig gestatten wollte, sie nach heidnischer Weise zu verbrennen, ja wer weiß, ob nicht die unterjochten Preussen, die immer noch

Anhänglichkeit für die Sitten ihrer Vorfahren behielten, in dem Zeitpunkte, da sie ihre Todten nicht mehr verbrennen durften, es doch wenigstens tröstlich fanden, den Ihrigen, ihrer Landessitte gemäß, einen Theil ihres Schmuckes und Hausraths mitzugeben. Sie beerdigten, um dies ungezwungen thun zu können, vielleicht manchen Körper ins geheim, oder legten auch solchen Schmuck heimlich bei der Leiche, wovon wir noch in diesem Jahrhunderte bei den Litthauern manche Spuren finden.

Ich kehre von den Gräbern und den Todten zu den Lebenden und der Natur zurück. Diese hatte wenig reitzendes in derjenigen Gegend, durch welche ich nach meiner Abreise aus Tilsit ging. In dem ebenen Lande mit Alleen von Weiden besetzt, wechselten bloß Aecker und Wiesen. Ich setzte mich daher auf den Wagen eines Litthauers, mit dem ich mich eine Zeitlang unterhielt; und mein alter Fuhrmann setzte mir sehr deutlich die Gründe auseinander, weshalb unter den Litthauern und Deut-

schen noch keine wahre Freundschaft und Eintracht bestehen könne. Der Deutsche ist größtentheils Zinsbauer oder giebt von seinem Grundstücke nur baares Geld: der Litthauer ist größtentheils Schaarwerksbauer, giebt weniger Geld, leistet aber Hand- und Spandienste. Er kann daher nie den Wohlstand des Deutschen erlangen, weil er, um die Dienste zu leisten, entweder mehr Gesinde halten, oder seinen Acker vernachlässigen muß. Die Abwesenheit seines Angespanns erschwert ihn die Beackerung. Schon die Reise zum Schaarwerken an einen, oft von seinem Wohnplatze entlegenen Ort, die zwecklose Rückkehr des Schaarwerks, welches abbestellt wird, wenn nachtheilige Witterung einfällt, machen diese Dienste weit lästiger, als man gewöhnlich glaubt. Daher hat der Litthauer mit Bestellung seines Ackers mehr Mühe als der Deutsche, erhält, da er um des Schaarwerks willen, mehr Pferde und weniger Kühe halten muß, schlechten Dünger, bleibt bei Saat und Erndte zurück, muß deshalb manche Neckerei und den Stolz des Deutschen ertragen, hört

sich unverdient als schlechten Wirth verachten — und dieses muß wohl den alten Unwillen unterhalten. Erst nachdem ich vier und eine halbe Meile zurückgelegt hatte, kam ich durch ein Tannenwäldchen, und nachdem ich noch drei starke Meilen gegangen war, nach dem Baumkruge. Fünf viertel Meilen davon liegt der Baumwald, eine ansehnliche Waldung. Der Boden, ehe man dahin kömmt, ist äußerst steinigt, und daher sah ich auch im Amte Alexen einige Gebäude von lauter Steinen errichtet. Der Wald ist aus Laub und Nadelhölzer gemischt, darunter auch einige Buchen; aber nicht von der Stärke und dem freudigen Wuchse, der diesem Baume sonst eigen ist. Dieses gilt besonders im Betreff der Rothbuche, die in ganz Samland und demjenigen Theile Natangens, der jenseits der Guber liegt, beinahe gar nicht fortkommt; sogar angepflanzt und mit Mühe gewartet, sah ich sie verkrüppelt und kaum in Mannshöhe. Der Baumwald liegt niedrig, und durch ihn führt eine hier in Preussen und den nördlichen Ländern übliche Chaussee, die man Knippeldamm nennt,

weil man in unserer provinziellen Aussprache statt Knittel, Knippel sagt. Solche Wege bestehen aus rundem Holze mit Erde beschüttet und sind bei ihren Nachtheilen, die in die Augen fallen, wenigstens allen Hypochondristen zu empfehlen, weil sie freilich ihren Magen eine nachtheilige, aber doch auch ihren Unterleibern eine wohlthätige Bewegung verschaffen. Gern hätte ich in diesem Walde verweilt; aber weil man darin kein Häuschen zur Nächtherberge findet, so mußte ich ihn flüchtig durcheilen. Ich fing hier das einzige Pärchen des Callidium (?) Piccum, welches ich in Preussen angetroffen habe. An allen Zäunen von ungeschälten Tannenzweigen saßen Violaceum, variabile. Am Stamm einer Buche fand ich ein Exemplar vom Bomb. Bicoloria und außerdem fing ich noch: Helops Canaliculatus, Scaphid. IV. maculatum Palpina, Pudibunda, Noct- Aprilina, Phal: Hexaptera und Pap: Selene. Unter der losen Rinde der Bäume war hin und wieder eine niedliche Erdschnecke Helix Lapicida Lin. Die gefällten Tannen sah ich hier am Wege größtentheils abgeschält:

wahrscheinlich um die Rinde gleich an Gerber zu verkaufen. Man sollte diesen Nutzen nur beim Brennholze suchen, weil geschältes Bauholz, wenn es in der Sonne liegt, Risse erhält und hierdurch leidet. Dagegen sollte man aber die Rinde des Eichenholzes auf den Schifswerften zu Königsberg mit größerer Sorgfalt sammeln. Denn gerade der Mangel der eichenen Rinde und das Bestreben der Gerber, sie durch Tannen- und Fichtenrinden zu ersetzen, wird in Preussen der Lederbereitung nachtheilig. Am Ausgange des Waldes ist der große Baumkrug, wo für jedes Pferd ein Zoll von drei Groschen preussisch erlegt wird. Der Weg von hier bis Labiau wird gut unterhalten, und er ist an beiden Seiten durch tiefe Graben eingefaßt. Auf einer Kornähre saß Pyrochr: Coccinea, am Stamme einer Tanne, Elater Quercus, und aus dem Grase verscheuchte ich einige Fort. Olivana. In einem Eichenwäldchen vor Labiau fand ich häufig die Wasserschlange (Coluber Natrix) ein nützlich Thier, weil es von Gewürmen lebt, und selbst gereizt, nicht zum Bisse geneigt ist. Die vielen Gewässer

hier in der Nachbarschaft, als die Deime, der Friedrichsgraben und das curische Haf begünstigen die Fischerey, und es giebt Dörfer, die einzig davon leben. Aale und Strömlinge werden eingesalzen und von diesen Leuten roh genossen. Mehrere Fische werden eingesalzen und geräuchert. Daher ist bei dem Genuß solcher Speisen in diesen Dörfern der Scorbut sehr gemein, und die Neigung zum Scorbut erschwert vielleicht die Heilung der venerischen Uebel. Diese letzte Krankheit wurde erst in diesen Gegenden nach dem Zeugnisse alter Leute, durch das russische Kriegsheer im siebenjährigen Kriege gemein und erhielt von den Litthauern damals den Namen der neuen Krankheit. Der Staat hat viel Sorgfalt darauf gewand dieses Uebel zu vertilgen: allein die Sorglosigkeit des gemeinen Mannes, sein weniges Vertrauen auf den Beistand des Arztes; vorzüglich aber die Anhänglichkeit dieser sinnlichen Menschen an den Aberglauben, würkten der Ausrottung dieses Uebels entgegen. Quacksalber und Segensprecher, deren geheimnißvolles Benehmen den gemeinen Mann mit einem

ehrfurchtsvollen Schauer erfüllt, sind die Menschen, zu denen er seine Zuflucht nimmt. Die medicinische Polizey kann gegen diese Volksbetrüger nicht strenge genug seyn. Durch sie verleitet, verschweigt der Kranke sein Uebel dem Arzte, oder zeigt es ihm nur erst alsdenn an, wenn es den höchsten Grad erreicht hat. Man versicherte mich hier, daß es Leute gebe, die sich viele Jahre lang mit diesem Uebel quälten, und Kinder, die es schon mit auf die Welt brächten. Noch eine Sitte scheint mir die Aufmerksamkeit der medicinischen Polizey zu verdienen. Dies ist der Gebrauch: So lange als der Todte unbeerdigt liegt, versammeln sich einige der Verwandten des Nachts bei der Leiche. Der Anblick des Verstorbenen und die Leichengesänge, die man denn gewöhnlich singt, können manche gute Gefühle, die beim gemeinen Mann oft die Stelle der ganzen Religion vertreten, wecken, und der Scheintodte bleibt nicht verlassen, sondern kann vielleicht, wenn er erwachen sollte, schnelle Hülfe erhalten. Aber von einer andern Seite frägt es sich: ob durch den häufigen Anblick der Lei-

chen und durch dem Gebrauch des starken Getränks bei diesem Wachen nicht jeder gute Eindruck erlösche, und die Gewohnheit selbst gegen den Gedanken an Tod und Grab gleichgültig mache. Bei epidemischen Krankheiten muß hiedurch Ansteckung erfolgen, und die hier herrschende Gewohnheit, daß der Sarg am Grabe eröfnet, und der Mund und die Hände des Todten von den nächsten Verwandten geküsset werden, muß alsdenn noch weit nachtheiliger werden. Der litthauische National-Charakter hat an den Stadtpräsidenten zu Königsberg, geheimen Rath Gervais, einen guten Vertheidiger gefunden. Da er viele Jahre lang Kriegsrath zu Gumbinnen war, und ein geborner Schlesier ist; so wird dies Zeugniß um so weniger verdächtig, weil es das Zeugniß eines Sachkundigen ist, der nicht durch Vaterlandsliebe partheyisch wurde. Er versicherte uns, daß nur die Salzburger aber nicht die übrigen Colonisten sich vor den Litthauern auszeichneten; und was Reinlichkeit anbetreffe, selbst der Salzburger vom Litthauer übertroffen werde; der Litthauer sey sehr gut-

müthig, helfe gern und schnell. Oft hätten Dörfer unter sich Geld zusammen gelegt, um während des Krieges Soldaten und Soldatenfrauen zu unterstützen; die Wollust sey unter ihnen nicht so gemein als unter den Deutschen; die Zahl der unehlichen Kinder in einer ganz litthauischen gegen eine deutsche Gemeine verhalte sich wie 1 zu 9; und der Deutsche reize oft den Litthauer zum Ungehorsam auf. Seiner Anzeige zufolge ist der Litthauer gastfrei, hegt Achtung für das Alter und soviel Empfänglichkeit für Religion und Moralität, oder vielmehr für gute Gefühle, als bei seiner Erziehung nur irgend zu erwarten ist.

Jetzt einen Blick auf die dem Litthauer schuld gegebene Laster und man wird finden, daß sie immer durch äußere Umstände, wenn nicht ganz erzeugt, so doch wenigstens eingeleitet wurden. Er ist mißtrauisch, weil er oft getäuscht wurde. Er ist listig, weil er in seiner Lage seine Wünsche nicht mit Gewalt durchsetzen kann. Wie jeder rohe Mensch, liebt er den Trunk und berauscht sich oft bei der vielen

Gele-

Gelegenheit, welche ihm die unzähligen Schenken darbieten. Gleich dem Kinde, welches alles zu besitzen wünscht, reitzt ihn diese Neigung zum Diebstahl; doch nicht häufiger und stärker als andere uncultivirte Menschen. An Arbeitsamkeit und Kunstfleiß fehlt es den Litthauern nicht. In dem Abbaue Sussemilken, im Amte Linkunen, wo der Litthauer beim Anschwellen der Flüsse oft Monate lang von allen benachbarten Dörfern getrennt ist, hat ihn die Noth allerley Erfindungen gelehrt. Um das Wild in den benachbarten Walde vom Forstbedienten desto weniger beobachtet, fällen zu können, verfertigten sie sich Gewehre von besonderer Kürze, und als man ihnen diese abnahm, Gewehre und Schäfte, welche man auseinander schrauben und ganz leicht verbergen konnte. Ihre selbst verfertigten Kleidungsstücke dienen zum Beweise ihres Kunstfleißes, und die litthauischen Strumpfbänder, welche das Bauermädchen aus Wolle und Seide webt, und worin oft Blumen, Verse und Zahlen eingewebt sind, gehören zu den eigenthümlichen Arbeiten dieses Volks. Höchst selten wird man Lit-

thauerinnen müßig antreffen, und wenn es die Männer bisweilen sind, so mag es auch mit darin seinen Grund haben, daß der Litthauer nicht immer überzeugt ist, auch jede Frucht seines Fleißes zu genießen. Das Chartenspiel ist ihnen höchst gleichgültig, und eigenthümliche Spiele haben sie gar nicht. Selbst manche Fehler eines uncultivirten Menschen sind dem Litthauer nicht eigen. Wenn er beleidigt ist, so rächt er sich auf der Stelle. Aber lange die Rachbegierde zu ernähren, ist ihm fremd. Höchstens rächt er sich durch Spottnamen, die bei diesem Volke so eigenthümlich sind, daß der rechte Name manches Litthauers vergessen, und der Spottname seiner Familie eigenthümlich geworden ist. Selbst ihre Vorgesetzten werden mit solchen treffenden Spottnamen nicht verschont. Ein Cameralist, der mit seiner tiefen Baßstimme immer viel Geräusch machte, erhielt den Beinahmen Rohrdommel. Ein anderer der viel versprach und wenig erfüllte, wurde Süßzunge genannt, und ein dritter, der dem weiblichen Geschlechte sehr nachstellte, bekam den Namen Tuchbinder: denn das weib-

liche Geschlecht in Litthauen trägt statt des Kopfputzes ein Tuch, wovon der eine Zipfel bei einem Mädchen loshängt. Die gefallenen Mädchen aber müssen den Zipfel einknüpfen, und auf diese Nationalsitte war der Beinahme Anspielung. Der Litthauer ist als Soldat ein vortreflicher Cavallerist. Er wird nicht leicht eine große verwegene That unternehmen, aber man hat Beispiele, daß sich einzelne Soldaten durch List und Verschlagenheit vortreflich nahmen. Dieses, so wie Unerschrockenheit in der größten Gefahr, in die sich aber der Litthauer nicht verwegen begiebt, sind eigenthümliche Züge des National-Charakters, und die Liebe zu ihren Pferden ist sehr groß. Dies ganze Volk, das von Memel bis Labiau, von Schirwind bis Nordenburg, mit vielen deutschen Colonisten untermengt wohnt, nennt sich selbst Lietuwininkai, ihr Land Lietuwa. Allmählig nehmen deutsche Sprache und deutsche Sitten unter ihnen Ueberhand, und nach dem Zeugnisse des alten ehrwürdigen Pfarrer Ostermeyer, sind litthauische Sprache und litthauische Sitten während eines Menschen-

alters in einigen Dörfern völlig erloschen. Dies würde schneller geschehen, wenn der Litthauer nicht eine so große Abneigung gegen den Deutschen hätte. Diese Abneigung ist zum Theil noch von Alters her angeerbt: denn der Deutsche unterjochte den Eingebornen, und der Haß gegen den Ueberwinder pflanzte sich fort, da die Ursache schon ganz vergessen war. Er erhielt neue Nahrung durch Neid, als Friedrich Wilhelm der 1ste die deutschen Colonisten, welche er wieder zur Bevölkerung des durch die Pest in den Jahren 1709 und 1710 verwüsteten Landes hier ansetzte, vorzüglich und selbst in mancher Hinsicht zum Nachtheil des Eingebornen begünstigte. Der Colonist behandelte den Litthauer mit Stolz, und unbekannt mit mancher Eigenschaft und mancher Eigenthümlichkeit des Bodens, stand er zuweilen dem Litthauer im Ackerbau nach; und daher entsprang dann wieder bei den Litthauern ein Nationalstolz, so daß man es noch jetzt bisweilen unter ihnen hört, siehe: der Deutsche ist beinahe bald so klug wie der Litthauer geworden. Daher sind auch die Heyrathen zwi-

schen Deutschen und Litthauern selten, und nur grosse Armuth kann einen Litthauer dahin bringen, seine Tochter bei einem Deutschen dienen zu lassen. Vor Alters muß das Volk in grosser Einfalt der Sitten gelebt haben, weil es keine Namen für Tugend und Laster hat. Noch heutiges Tages braucht der Litthauer das Wort Andacht für Tugend. Dies heißt Nobaznysta und selbst dies scheint nicht einmal ursprünglich litthauisch, sondern von dem polnischen Worte Naboz'ny entlehnt zu seyn. Für Laster ist das Wort Picktenibe üblich, welches so viel als das Böse heißt, und wir würden manchen Einwohnern cultivirter Städte Glück wünschen können, wenn nach ihren Begriffen immer das Laster und das Böse einerlei wären. Daß der Litthauer kein Wort für Seele haben konnte, läßt sich leicht denken. Aber charakteristisch scheint es mir, daß Seele und Magen jetzt gleichbedeutend sind. Beides heißt Dusche, und ich hörte, daß ein Litthauer, der zum Trinken genöthigt wurde, sich damit entschuldigte, daß seine Seele oder sein Magen kein Meer sey. Sie sind übrigens Freunde der starken

Getränke, und der originelle Ausdruck von Neuverlobten: dies Paar hat sich zusammengetrunken, deutet auf den Ursprung ihrer mehresten Liebschaften. Die Sprache selbst hat viel zärtliches, und der Litthauer braucht die Diminutiven so häufig, wie der Italiener. Mann und Frau nennen sich: manno Pats und manno Patti, mein selbst, und die Braut bedient sich für Heyrathen des Worts: teckéti, dem Geliebten zuströmen oder zufliessen. Die Aussprache des Litthauischen ist sehr verschieden. Die Sprache verliert in Betreff des Tons, weil der Litthauer die Worte ziehet. Sie würde ungleich wohlklingender seyn, wenn sie schneller gesprochen würde. Ihren Wohllaut hört man vorzüglich beim Gesange. Ruhig machte zuerst ein Paar litthauische Volkslieder oder Dainos bekannt. Durch den Beifall Lessings wurde in den Litteraturbriefen die Aufmerksamkeit darauf befördert. Der verstorbene Professor Creuzfeld zu Königsberg übersezte einige dieser litthauischen Gesänge, die in Herders Volksliedern befindlich sind. Ich theile noch hier ein Paar solche Lieder mit, die ich

aus dem preussischen Tempe entlehne, einer Provinzialschrift, die wohl nicht ausserhalb Preussen bekannt wurde.

Gesang am Braut-Abend.

Ko Wejias púte
Ko Girre gaude
Ko Lelijia lingáwo
Was bließ der Wind,
Was sausete der Wald,
Was schwankte die Lilie?

Ne wejias púte
Ne Girre gaude
Ne Lilijia lingáwo
Es blies weder der Wind,
Noch sausete der Wald,
Noch schwankte die Lilie.

Sesyte werkia,
Iaunoji werkia
Wainikelei lingáwo
Die Schwester weint,
Die Jugendliche weint
Ihre Kränze schwanken,

Ne werk Sefyte
Mano Iaunoji
Dar ryto daugiaus werksi
Weine nicht, meine Schwester,
Meine jugendliche!
Morgen wirst du noch mehr weinen.

Kels Wainikkêlus
Dês Numètêlus
Dar rito daugiaus werksi
Sie werden deine Kränze abnehmen
Und dir die Haube aufsetzen,
Morgen wirst du mehr weinen.

Iszpys Kasséle
Szilku Saujéle:
Tai tawo Mergystêlê!
Man wird die Flechten deines seidenen
Haares aufflechten:
Das ist für deinen jungfräulichen
Stand.

Numaus Ziedelus
Nu baltu Ranku;

Taitawo Puikiškêlê.
Sie werden die Ringe
Von deinen zarten Fingern abziehen:
Das ist für deine Pracht.

Gesang bei der Heimführung.

Iſz Wakarêlo
Wejialui pucziant
Lelijuzei lingojiant.
Indem der Westwind
wehte, und die Lilie sich
hin und her bewegte,

Iſzwêze manò
miela Duktéle
per záliajia Girréle.
führten sie meine liebe
Tochter fort durch den
grünen Wald.

Ey kelkit, kelkit
mano Sunelei
wýkit wýkit Séſéle.
Auf! Auf! meine Söhne,
jaget eurer Schwester nach.

Iai ir pawỹjo
ſawo Sèſéle
pás zialiajia Girrele
Hierauf holten ſie auch ihre Schweſter ein bei dem grünen Walde.

Per Szilla jojo,
Szillelei dunda,
Ir kamaneles ſkamba.
Sie ritten durch die Heide, daß das Heideland hohl ertönte, und die Stangengebiſſe klungen.

Ey gryſzkgi, gryſzkgi
mano Seſyte,
Grazin tawe Moczutte.
So kehr doch um, kehr doch um, meine Schweſter! deine Mutter ſucht deine Rückkehr.

Betaſzne gryſzu,
máno Brolelei!
Grazyſu wainikelus.
Aber, ich werde nicht umkehren, meine Brüder! ſondern meine Kränze zurückſchicken.

Stow' ant Kalnelo
Zialli Liêpelê,
ten mano Nakwynêle.
Dort auf dem Hügel stehet eine grüne
Linde, da ist meine Nachtherberge.

Szittos Liepeles
Zalli Lappelei
bus mano Priegâlwêlê.
Die grüne Blätter dieser Linde sollen
mein Hauptkissen seyn.

Usz manne linko
Liepos Szakkeles,
ne Moczuttes Rankeles.
Mir winkten die Aeste der Linde, aber
nicht die Hände meiner Mutter.

Usz manne kritto
Ziali Lappelei,
ne moczuttes Zodelei.
Hinter mir hörte ich zwar das Geräusch der herabfallenden Blätter aber
nicht Worte meiner Mutter.

Diese Volkslieder werden mehrentheils vom weiblichen Geschlecht erfunden, welches auch die einfachen Melodien macht, und mehrentheils gute helle Stimmen hat. Das ganze Volk hat eine grosse Liebe zum Gesange, und bei ihren Zusammenkünften und Festlichkeiten sind Gespräche und Gesang die allgemeine Unterhaltung. Was Sitten und Gebräuche anbetrift, so muß man auch nicht die Veränderungen der Zeit vergessen. Seit einem halben Jahrhunderte hat sich viel verändert. Die heydnischen Gebräuche sind völlig verschwunden. Bei den Begräbnissen ist jetzt weiter keine Feierlichkeit, als daß der Schulmeister die Leichen mit Gesang, auf den gewöhnlich neben dem Dorfe liegenden Kirchhof begleitet, und die Grabstätte wird durch ein darauf gesetztes Kreutz kenntlich gemacht. In der Sprache sind noch einige Spuren des Heidenthums übrig geblieben. Der Litthauer sagt noch, wenn es donnert: Perkunas grauja. Perkunas, der Donnergott, wirft etwas um; und wenn es einschlägt: Perkunas ispira, Perkunas schlägt aus. Fluchend ruft der Lit-

thauer: Kad tawe Giltina nusmaugte, daß dich die Pestgöttin erwürgen möge, und bei Unfällen tröstet er sich: Taip Laima Leme, so spann es die Schicksalsgöttin. Allein der eigentliche Sinn dieser Ausdrücke ist wohl dem Litthauer selbst unbekannt. Doch hat sich der den alten Preussen eigene Glaube an eine unveränderliche Vorherbestimmung des Schicksals bei den Litthauern erhalten, und wird vielleicht Hauptquelle ihres Muths und ihrer Entschlossenheit in Gefahr.

Noch sind bei den Litthauern einige Spuren des Catolicismus übrig geblieben. Der Litthauer verrichtet sein Gebet in der Kirche kniend, traut den Vorbitten seines Pfarrers eine außerordentliche Kraft zu. Daher steht auch jeder Geistliche bei den Litthauern in großer Achtung. An der Grenze beweisen sie diese auch den catholischen Geistlichen. Sie sezzen ein großes Vertrauen auf die Wunderkraft der geweihten Kräuter, und die protestantischen Litthauer holen sich solche häufig aus der Kirche Drangowski bei Tilsit. Ich habe so-

gar aus dem Munde von gemeinen Litthauern gehört, daß noch vor wenig Jahren Mönche zuweilen über die Grenze geholt wurden, welche gegen baare Bezahlung die Ställe und das Vieh der Litthauer segneten, und sich ein solches Ansehen zu geben wußten, daß sie auch zuweilen Geld zu Messen erhielten.

In der Gegend von Labiau vermindern sich allmählig die Litthauer: Tracht und Sprache nehmen ab. In der Stadt hört man letzte nicht mehr; aber für die Landgemeine wird hier noch litthauisch gepredigt. Diese Stadt hat mit Ausnahme der beiden Amtskrüge 200 Häuser, 116 Ställe und 33 Scheunen, die mit Ausnahme der geistlichen Wohnungen und der Amtskrüge mit 101,128 Thaler und 60 Gr. von der Feuercasse versichert sind. Unter diesen Gebäuden sind sechszehn Köllmische Krüge, die ausschließend das Privilegium der Brauerey und Brandtweinbrennerey haben, und worin auch nur einzig diese Getränke verkauft werden. Ein solcher Krug wird jetzt schon mit 6000 Thaler und drüber bezahlt,

weil bei der großen Landstraße und der Lebhaftigkeit des Verkehrs mit den Landleuten diese Krüge sehr einträglich werden. Der Stadtacker, der sehr gut ist, besteht aus 42 Huben, 2 Morgen, 68 Ruthen cullmisch, worunter vortrefliche Wiesen sind: denn zwei Gewässer die Deime und der Friedrichsgraben, durchschneiden diese Gegend; durch sie wird ein Theil der Stadt, welcher der Damm heißt, eine ganze, der übrige eine Halbinsel. Die Stadt bekommt durch die Schiffahrt auf diesem Gewässer viel Lebhaftigkeit und da beide sehr fischreich sind, so gewinnen viele Menschen hiedurch ihren Unterhalt. Die Deime kommt bei Tapiau aus dem Pregel, geht das vormalige Schloß, gegenwärtig das Landarmenhaus vorbei und durch Labiau in das Curische Haf. Henneberger, Preussens ältester Topograf, hat die Meinung allgemein verbreitet, daß die Deime ein Canal sey, der in den ältesten Zeiten zur Verbindung des Pregels mit dem Curischen Hafe gegraben wurde. Schon wird das Mistrauen dadurch rege gemacht, daß wir keine Spur finden, wenn, und durch wen,

dieser Canal angelegt sey und wenn man noch überdem die vielen Krümmungen betrachtet; so wird man bewegt, ihn für ein Werk der Natur zu erklären. Vielleicht aber ists möglich, daß man ihm schon in den ältesten Zeiten durch Canäle eine gerade Richtung schaffte. Vormals mußten alle Fahrzeuge, die von Litthauen nach Königsberg giengen, durch die Mündungen der Memel ins curische Haf, aus diesem wieder in die Deime schiffen. Auf dem curischen Hafe verunglückte manches Fahrzeug, und daher wurde schon im 15ten Jahrhundert der Entwurf gemacht, einen Arm der Memel mit der Deime durch einen Canal zu vereinigen. Dieser Arm ist die Gilge; einer von den Hauptarmen der Memel, worin sich dieser letzte Fluß bei dem Dorfe Perwalkischken, Amts Kukerneese und dem Schanzenkruge, Amts Linkuhnen theilt; hier aber wurde er wegen seiner vielen Krümmungen und Versandungen im Jahr 1797 verschlagen, und erhielt bei dem linkuhnschen Amtsdorfe Jägerischken einen neuen Ausfluß aus der Memel, durch einen Canal, der schon wegen seiner geraden Rich-

tung der Versandung weniger ausgesetzt ist. Eine ebenfalls geradere Richtung erhielt die Gilge zwischen den Jahren 1613 bis 1616 durch die neue Gilge, einen Canal, der sich von Seópen, einem Dorfe, das zum Amte Kukerneese gehört, bis nach Lappinen erstreckt. Er ist 2700 Rheinländische Ruthen lang, 60 Werkschuhe breit und 8 Werkschuhe tief. Das Kirchdorf Lappinen, bei dem sich dieser Canal endigt, gehört zu den Rautenburgischen Gütern, die Friedrich Wilhelm der Zweite, zu einer Grafschaft erhob. Er gab ihrem damaligen Besitzer, dem jetzt verstorbenen Grafen von Kaiserling eine beträchtliche Summe ohne Zinsen, die während 30 Jahren in verhältnißmäßig kleinen Summen wieder bezahlt wird. Graf Kaiserling, der Rautenburg nun für seine Familie zum Majorat machte, legte aus Dankbarkeit jedem, der dieses Majorat besitzen wollte, eine Verpflichtung auf: wenigstens sechs Jahre lang dem preussischen Staate gedient zu haben. Eine Bedienung bei Hofe als Kammerherr u. dgl. sollte dazu nicht hinreichend seyn: Jeder, der diesen Dienst unterlassen habe, sollte beim Antritt des Ma-

jorats, eine beträchtliche Geldsumme entrichten, wovon arme Jünglinge erzogen werden sollten. Schade! daß er es auch jedem Besitzer von Rautenburg zur Pflicht machte, von einer Mutter geboren zu seyn, die sechszehn Ahnen zählte. Denn hierdurch verpflichtete er zugleich seine Nachkommenschaft, kein Mädchen eher liebenswürdig zu finden, als bis ihr Stammbaum gehörig geprüft ist. Hinter dem gräflich Rautenburgschen Hofe theilt sich die Gilge in zwey Arme, der rechte, welcher der Tawele heißt, fließt bei dem zum Labiauschen Amte gehörigen Fischerdorfe, ins curische Haf; der linke, welcher den Namen Gilge behält, fließt bei dem Kirchdorfe gleiches Namens ebenfals ins curische Haf. Aus diesem letztern Arm ist vom Dorfe Kryszanen ein Kanal in den Nemonien geleitet. Dieser Kanal, der kleine Friedrichsgraben, wird von den Anwohnern die Greitusche genannt, weil ihn die Litthauer von dem Worte Greituszk, (schnell) mit diesem Namen belegten. Er ist eine Meile lang, sechs Ruthen breit, neun Werkschuh tief, und endigt sich im Dorfe Pe-

triken in der Nemonien. Dieser letztere Fluß erhält sein Wasser durch die Vereinigung der Flüsse, Schalteick und Schnecke mit dem Welmgraben. Er theilt sich hinter dem Nemonienschen Forsthause in zwei Arme, wovon der eine ins curische Haf, der andere in den grossen Friedrichsgraben fließt. Dieser letztere Arm heißt die Wiepe, und ging vormals ins curische Haf, wurde aber verdämmt, und ergießt sein Wasser in den grossen Friedrichsgraben, der bei Labiau in die Deime geht. Er ist beinahe drei Meilen lang, und wurde vier Ruthen breit, und neun Fuß tief gegraben. Allein er ist in der Folge breiter, aber auch flächer geworden, hat wenig Gefälle und fließt äusserst langsam. Ja bei Winden, welche das Wasser aus dem Hafe in die Deime treiben, strömt er nicht nach diesem Flusse, sondern vielmehr dem Nemonien zu. Schon zur Zeit des deutschen Ordens war der Entwurf zu einem solchen Canal gemacht worden, der verschiedentlich erneuert wurde; aber immer gebrach es an Kühnheit, Thätigkeit oder Geld. Endlich unternahm eine Frau dasjenige auszuführen, was

man bisher nur immer gewollt, nie aber gewagt hatte. Und so ward dieser Canal von dem Jahre 1688 bis 1696 durch Louise Catharina, verwitwete Gräfin Truxes von Waldburg, geborne von Rauter, glücklich ausgeführt. Sie war damals Besitzerin von Rautenburg, und der nachherige König Friedrich der Erste schenkte ihr nicht nur das Land zum Bette des Canals und die an beiden Ufern liegende Sümpfe und Gesträuche, sondern überließ auch die Zölle ihr und ihren Nachkommen. König Friedrich Wilhelm der Erste kaufte dies alles im Jahre 1713 für einen von ihm selbst bestimmten, verhältnißmässig geringen Preis, und wenn hin und wieder der Ausländer in Preussen noch so manches auszuführen findet, so mag er die Warnung, welche aus diesem und einigen ähnlichen Beispielen entspringt, als die Ursache betrachten, daß so manches unausgeführt bleibt.

Jetzt wird zu Labiau von allen Fahrzeugen ein Zoll erlegt, der von den einländischen Gütern ein halb Procent beträgt; die polni-

schen Fahrzeuge aber erlegen bloß das Schleu-
sen- und Dammgeld, welches hier den Namen
der Quittava führt. Vormals hatten einige
hier wohnende geschickte Tischler starken Absatz
nach Pohlen; allein seit der Theilung dieses
Landes hat Rußland das Einbringen dieser
Waaren verboten. Ich erfuhr hier eine Anek-
dote, die aktenmässig richtig ist, und bekannt
zu werden verdient. Die polnischen Juden,
welche auf dem Wege zu Wasser von Tilsit bis
hieher drei bis vier Wochen zubringen, äusser-
ten oft den Wunsch, daß ein jüdischer Garkoch
hier angesetzt werden möchte. Der Magistrat
trug diesen Wunsch der Kriegs- und Domai-
nenkammer vor, welche darin willigte. Die
Königsbergsche Judenschaft erhielt hiedurch Ge-
legenheit, einen armen Juden zu versorgen und
ihren reisenden Brüdern Bequemlichkeit zu
schaffen, verlangte aber, daß dieser Garkoch
das Fleisch, welches er nöthig habe, aus Kö-
nigsberg nehmen sollte. Da nun der Erwerb
dieses Mannes bloß im Sommer, während der
Wasserfahrt statt finden konnte, und in dieser
Jahreszeit das Fleisch, bis es aus Königsberg

nach Labiau gebracht wird, schon den Anfang der Verwesung leidet; so mußte die wohlthätige Absicht des Magistrats unerfüllt bleiben. Durch diese Vernachlässigung ihrer armen reisenden Brüder gab Königsbergs Judenschaft wenigstens kein Beispiel der Toleranz und Menschenliebe. Und ich erzähle diese Geschichte, weil öffentliche Bekanntmachung noch einen guten Zweck befördern könnte.

Die Zahl der Einwohner zu Labiau im Jahr 1796 betrug 2501, der Gebornen 75, und der Gestorbenen 85. Die grössere Mortalität in den kleinen Städten hat ihren Grund gewöhnlich in den Kinderblattern, der Ruhr, den Faulfiebern und ähnlichen ansteckenden Krankheiten. Wenn solche Uebel ausgeblieben sind, so übertrift gewöhnlich die Zahl der Gebornen die der Verstorbenen. Ich sah hier viele Greise, einen Mann von 96 Jahren, der noch eine halbe Meile weit zu Fuß gieng, und hörte, daß im Jahr 1795 eine Frau, Namens Hennig, in einem Alter von 106 Jahren verstorben sey. Bei meinen Spatziergängen in der Stadt fand

ich noch Spuren der hier im Jahr 1663 auf Befehl des Churfürsten Friedrich Willhelm aufgeworfenen Verschanzungen. Das vom deutschen Orden hier erbaute Schloß ist jezt zu den Gebäuden des Domainenamts eingerichtet. In der Nachbarschaft der Stadt auf dem Gute Schakulak hat der gegenwärtige Besitzer, Baron von Trenk in einem Berge eine Menge altpreussischer Begräbnisse, und in diesen vielen Hausrath, Pferdezeug und Waffen gefunden.

Zu den Merkwürdigkeiten Labiaus gehören die wohlfeilen Fleischpreise: von Bartholomäi bis Ostern bringen alle Sonnabend die Einwohner der Niederung, welche wenig Ackerbau, aber desto mehr Viehzucht haben, geschlachtetes Rindvieh hieher. — Eine Gewohnheit, die seit den ältesten Zeiten schon Jahrhunderte lang statt gefunden hat. Sie verhandeln diese Rinder im Ganzen. Ein Pfund Fleisch gilt jezt drei Groschen preusisch oder Neun gute Pfennige. Manchen Sonnabend werden sechzig und mehrere Rinder gebracht; alsdenn

sinkt der Preiß des Fleisches noch niedriger und der Preiß des Talges ist verhältnißmässig gering. Für eine Kuh wird ein Thaler, für einen Ochsen acht gute Groschen oder einen Gulden mehr an Accise bezahlt. Man solte glauben, daß die Accise hiebey verlieren müßte, allein die Erfahrung beweist das Gegentheil. Der Fischer der nichts wie Fische und einiges Gemüse, vorzüglich Kartoffeln und Zwiebeln baut, der Bauer von der Höhe, der bei weniger Viehzucht Getreyde und Obst hat, bringen ihre Erzeugnisse hieher, verkaufen letztere oft theurer als zu Königsberg an den Niederungen, dem sie dafür sein Fleisch abnehmen. Schon diese Zufuhr vermehrt die Accise, die noch durch stärkern Absatz der Getränke erhöht wird. Der gemeine Mann gewinnt gute Nahrungsmittel durch wohlfeilen Einkauf und diese kleine Erfahrung ist Lehrmeisterin, wieviel die Menge dadurch verliert, daß geschlossene Gewercke beim Verkaufe des Fleisches und Brodts ein gewisses Monopol üben. Wohlfeilere Preise der Lebensmittel würden wahrscheinlich durchs Gegentheil und hiedurch zugleich die Bevölkerung vermehrt

werden. Die niedrigen Preise von Fleisch und Fisch, die bequeme Lage zur Schiffahrt, und die geringe Entfernung von Königsberg machen den Gedanken sehr natürlich, daß Labiau eine Fabrikstadt werden könnte. Der Besitzer des benachbarten Guths Grabenhoff hat diesen Gedanken schon aufgefaßt und eine Fabrike von weisser Stärke angelegt. Die Leichtigkeit, womit man hier Leder und Talg aufkaufen kann, lassen es hoffen, daß eine Lederfabrike, Lichtzieherey und Seifensiederey hier mit Vortheil angelegt werden könnte. Wälder sind in der Nachbarschaft der Stadt, und das Holz, welches nach Königsberg geht, muß hier vorbeygeflößt werden und dürfte folglich auf jeden Fall wohlfeiler als in der Hauptstadt seyn. Von Labiau bis Königsberg sind sechs Meilen. Die Gegend ist niedrig, der Weg daher an einigen Orten gepflastert, und mit Alleen von Linden, Ebereschen, Pappeln und Weiden eingefaßt. Die grösse und kleine Bau, zwey Tannenwälder lieferten mir nichts von Belange. In einem Dorfe aber, unter so eben bearbeiteten Eichenholze, fand ich zahlreich Callid: Arcua-

kam. Ich näherte mich jezt den mir bekann-
ten Lustörtern um Königsberg. Bei dem lez-
ten Dorfe, die Liebe, ist ein Erlenbruch, wor-
in man den Pap: Lardice Schn: Cethosia Fabr.,
wenn man die Zeit beobachtet, nicht selten fin-
det. Er scheinet einige Tage später, als der
hier gemeine Paphia, mit dem er hernach glei-
che Blumen besucht. Das Weibchen unter-
scheidet sich ausser dem Mangel der dicken schwar-
zen Adern in der Mitte der Oberflügel, noch
vorzüglich durch einen grossen weissen Punckt
am dicken Rande, nahe an der Flügelspitze.
Das Mänchen erscheint stets einige Tage frü-
her, und wenn man zwei oder drei schöne Ta-
ge in der Paarungszeit versäumt, so darf man
sich keine Rechnung mehr machen, gute Exem-
plare einzufangen. Kurz vor Königsberg liegt
der Kupferteich, ein Kirchhof, wo hinge-
richtete und dürftige Personen beerdigt werden.
Dieser hat seinen Namen von einem nahe da-
bei gelegenen Teiche, welcher einen Kupferham-
mer treibt, und ist, wie mehrere Kirchhöfe
Preussens, mit Maulbeerbäumen besezt. Herz-
lichen Dank verdient jeder, der dem Lande ei-

ne neue Nahrungsquelle zu verschaffen sucht. Ob dieses aber jemals der Seidenbau in Preussen werden könne, wird von mir deshalb bezweifelt, weil der Maulbeerbaum im schönsten Boden, vor scharfen Winden gedeckt, und bei guter Wartung niemahls recht gedeiht, sondern sich nur immer niedrig und krüpplicht erhält. Wir haben überdem noch nicht Menschen genug zum Seidenbau. Von Kindern betrieben, bleibt er nur immer Spielwerk, und der Flachs, eine Pflanze, die hier in Preussen so vorzüglich gedeiht, giebt auch den Kindern auf dem Lande hinreichende Beschäftigung. Das Spinnen und Weben ist überdem noch lange nicht so weit getrieben, als in einigen Gegenden Deutschlands, und wir sollten daher vorzüglich doch zuerst an Vervollkommnung unserer Landesproducte denken. Zum Beschlusse theile ich hier noch ein Verzeichniß der mir bekannten preussischen Schmetterlinge mit, wobey ich zugleich ihre grössere oder geringere Seltenheit bemerke.

Tagvögel.

1. Pap. Podalirius selten.
2. — Machaon nicht selten.
3. — Mnemosyne ist nur einmal in Prökoben bei Memel gefangen.
4. — Rhamni gemein.
5. — Hyale sehr selten.
6. — Palaeno in manchen Jahren häufig.
7. — Europome nicht s.
8. — Crataegi }
9. — Brassicae } gemein.
10. — Napi }
11. — Rapae }
12. — Sinapis nicht s.
13. — Cardamines ziemlich häufig. Das Weibchen macht sich seltener, weil es in der Ferne nicht so auffällt, und von den andern Weißlingen nicht so leicht zu unterscheiden ist.
14. — Daplidice nicht gemein.
15. — Semele nicht g.

16. Pap. Alcyone in Fichtenwäldern nicht selten; bei Königsberg gar nicht.
17. — Hermione s. s.
18. — Hyperanthus gemein.
19. — Aethiops so wie Nr. 16.
20. — Maera nicht gemein.
21. — Megaera bei Königsberg gar nicht, im Kulmischen nicht gemein.
22. — Deianira häufig.
23. — Ianira gemein.
24. — Eudora s.
25. — Tiphon nicht s.
26. — Philoxenus nicht gemein.
27. — Hero ziemlich häufig.
28. — Arcanius gemein.
29. — Pamphilus eben so.
30. — Iris eben nicht selten, nur ist die Zeit seiner Erscheinung kurz und er ist bald abgeflattert. Das Weibchen selten.
31. — Ilia wie der vorige.
32. — Clythia s. s.
33. — Populi wie No. 30. Die mit der helleren Binde ist das Weibchen.

34. Pap. Sibilla ist leicht zu erziehen.
35. — Prorsa häufig.
36. — Levana selten.
37. — Cardui } häufig.
38. — Atalanta }
39. — Antiopa nicht eben häufig.
40 — Io selten.
41 — Urticae gemein.
42. — Polichloros gemein.
43. — L. album nur einmal in Klein Haide gefangen.
44. — C. album nicht s.
45. — Paphia häufig, die graue Varietät selten.
46. — Pandora nur einmal bei Königsberg gefangen.
47. — Laodice nicht selten, doch auch nicht gemein.
48. — Aglaia ziemlich häufig.
49. — Niobe nicht selten, die Varietät ohne Silber ist eben so häufig als die mit Silber.
50. — Adippe nur in Baranowen bei Nikolaiken gefangen.

51. Pap. Lathonia häufig.
52. — Selene gemein.
53. — Arsilache nur im Bruch bei Friedrichstein.
54. — Dia s. s.
55. — Thalia Hüb: nur einmahl im Fluge in der Gesellschaft des Ino gefangen.
56. — Ino häufig.
57. — Maturna (Lye) nicht s.
58. — Cinthia nicht gemein.
59. — Pilosellae häufig.
60. — Athalia gemein.
61. — Dictynna } nicht gemein.
62. — Betulae }
63. — Ilicis häufig.
64. — W. Latinum s. s.
65. — Pruni selten.
66. — Quercus nicht gemein.
67. — Tiresias s.
68. — Rubi häufig.
69. — Virgaureae häufig.
70. — Hippothoe s. s.
71. — Euridice s. Chryseis nicht s.

72. Pap. Alciphron s.
73. — Phlaeas gemein.
74. — Phocas s. s.
75. — Amphidamas s.
76. — Bellargus s. s.
77. — Coridon s.
78. — Hylas in Baranaven zum erstenmal gefangen.
79. — Icarus gemein.
80. — Medon s. s.
81. — Argus nicht gem.
82. — Aegon häufig.
83. — Optilete nicht s.
84. — Arion } nicht gemein.
85. — Cleobis }
86. — Argiolus nicht s.
87. — Comma }
88. — Thaumas } häufig.
89. — Trittillum }
90. — Malvae }
91. — Tages s.
92. — Steropes noch seltener.

Schwär-

Schwärmer.

1. Sphinx Felipendulae häufig.
2. — Lonicerae s. s.
3. — Scabiosae bloß in der Johannisburgschen Haide gefunden.
4. — Statices häufig.
5. — Pruni s.
6. — Culici formis s.
7. — Asili formis s.
8. — Api formis nicht gem.
9. — Tipuli formis nicht s.
10. — Typhiae formis s.
11. — Formicae formis s.
12. — Spheci formis s.
13. — Bombyli formis der mit braunem Rande oder Fuci formis ist bei uns gar nicht, jener nicht selten.
14. — Stellatorum nicht gem.
15. — Oenotherae ist von Herrn D. Hagen einmal erzogen.
16. — Porcellus } nicht gem.
17. — Elpenor }
18. — Nerii einmal bei Memel gefangen.
19. — Euphorbiae s. s.

20\. Sphinx *Gallii* die Raupe nicht selten.
21\. — *Atropos* wurde nur 1793 als P[…]pe von Schmoditten bei Pr. […]lau gebracht.
22\. — Ligustri } selten.
23\. — Convolvuli } selten.
24\. — Pinastri nicht s.
25\. — Ocellata } gemein.
26\. — Populi } gemein.
27\. — Tiliae } gemein.

Spinner.

1\. Bomb. Carpini nur immer aus der Rau[pe] erzogen.
2\. — Tau s.
3\. — Versicolora s.
4\. — Mori wird nicht häufig gezogen.
5\. — Quercifolia s.
6\. — Pruni s. s.
7\. — Pini s.
8\. — Quercus } nicht gemein.
9\. — Potatoria } nicht gemein.
10\. — Rubi die Raupe gemein, d[er] Schmetterling selten.

11. Bomb. Neustria gemein.
12. — Lanestris s.
13. — Crataegi die Raupe eben nicht s.
14. — Populi s.
15. — Humuli s. s.
16. — Hecta nicht gemein.
17. — Caia gemein.
18. — Hebe s. s.
19. — Plantaginis ziemlich häufig. Das Weibchen hat immer rothe Unterflügel, das Männchen bald gelbe bald weiße. Die Hospita ist nichts als Varietät.
20. — Villica häufig.
21. — Fuliginosa } nicht s.
22. — Dominula }
23. — Ancilla s.
24. — Russula }
25. — Lubricipeda } häufig.
26. — Menthastri }
27. — Mendica s. s.
28. — Luctifera nur bei Memel.
29. — Rosea ziemlich häufig.
30. — Quadra häufig.

31. Bomb. Complana
32. — Unita
33. — Muscerda
34. — Ebrina
35. — Rubricollis
36. — Iacobaea
37. — Vestita
38. — Atra
39. — Salias
40. — Chrysorrhoea
41. — Auriflua

(31–41: nicht selten.)

42. — Bicoloria nur einmal im Baumwalde.
43. — Leporina
44. — Monacha

(43–44: nicht s.)

45. — Coenobita s. s.
46. — Fascelina s. s.
47. — Pudibunda häufig.
48. — Dispar gemein.
49. — Abietis s. s.
50. — Coryli s. s.

51. Bomb. Gonoſtigma }
52. — Antiqua } nicht ſelten
53. — Curtula }
54. — Anachoreta }
55. — Recluſa ſ.
56. — Bucephala } häufig.
57. — Caeruleocephala }
58. — Coſſus häufig.
59. — Aeſculi ſ. ſ.
60. — Vinula } nicht ſ.
61. — Furcula }
62. — Fagi ſ. ſ.
63. — Palpina nicht ſ.
64. — Tremulae ſ.
65. — Trepida ſ.
66. — Camelina nicht ſ.
67. — Ziczac ſ.
68. — Dromedarius ſ.
69. — Libatrix nicht ſ.
70. — Teſtudo nicht ſ.
71. — Aſella ſ.

Eulen.

1. Noct. Fraxini s. s.
2. — Elocata s.
3. — Nupta häufig.
4. — Pacta s. s.
5. — Electa s.
6. — Sponsa s.
7. — Promissa nicht s.
8. — Paranympha s.
9. — Parthenias nicht gemein.
10. — Puella s.
11. — Glyphica gemein.
12. — Mi nicht s.
13. — Alchemista s. s.
14. — Dipsacea s. s.
15. — Myrtilli s. s.
16. — Pronuba nicht s.
17. — Subsequa s.
18. — Fimbria s. s.
19. — Ligustri s.
20. — Aprilina nicht gem.
21. — Runica nicht s.
22. — Comta s. s.

23. Noct. Conſperſa ſ.
24. — Oxyacanthae nicht gemein.
25. — Batis bloß aus der Raupe erzogen.
26. — Perſicariae gemein.
27. — Strigilis ſ.
28. — Fuſcula nicht ſ.
29. — Pyramidea nicht ſ.
30. — Birivia ſ.
31. — Simulans nicht ſ.
32. — Cubicularis nicht gem.
33. — Aceris gemein.
34. — Megacephala nicht ſ.
35. — Euphorbiae ſ.
36. — Pſi } nicht ſelten.
37. — Tridens }
38. — Rumicis }
39. — Chi ſ.
40. — Abſinthii nicht gemein.
41. — Abrotani ſ.
42. — Artemiſiae ſ. ſ.
43. — Tanaceti ſ.
44. — Verbasci häufig.
45. — Exſoleta nicht gemein.

46. Noct. Petrificata s.
47. — Putris s.
48. — Conformis s.
49. — Cucubali s.
50. — Capsincola nicht s.
51. — Lucipora nicht gemein.
52. — Thalassina nicht s.
53. — Protea nicht gemein.
54. — Meticulosa s.
55. — Pinastri nicht gemein.
56. — Lolii s.
57. — Typica s.
58. — Lecophaea s.
59. — Chenopodii nicht s.
60. — Graminis nicht gemein.
61. — Praeceps s. s.
62. — Atriplicis nicht s.
63. — Piniperda s. s.
64. — Pisi nicht s.
65. — Oleracea nicht s.
66. — Nictitans s.
67. — Didyma s.
68. — Lateritia gemein.

69. Noct. Plecta s.
70. — Gothica s.
71. — Basilinea s.
72. — Occulta nicht gemein.
73. — Exola marionis nicht s.
74. — Suffusa nicht gemein.
75. — Valligera nicht s.
76. — Cursoria nicht gemein.
77. — Fuscosa s.
78. — Thapsi s.
79. — Radicea nicht gemein.
80. — Sordida s.
81. — Brasficae häufig.
82. — Instabilis s.
83. — Lota nicht gemein.
84. — Flavicornis nicht häufig.
85. — Trapezina häufig.
86. — Delphinii s. s.
87. — Oo nicht gemein.
88. — Sulphurago nicht gemein.
89. — Croceago s.
90. — Gilvago s.
91. — Turca s. s.

92. Noct. Conigera nicht gemein.
93. — Trilinea s. s.
94. — Virens nicht gemein.
95. — Pallens nicht s.
96. — Tragopoginis gemein.
97. — Satellitia nicht gemein.
98. — Vaccinii s.
99. — Triplasia s.
100. — Chrysitis häufig.
101. — Festucae s.
102. — Gamma gemein.
103. — Ain s. s.
104. — Interrogationis s. s.
105. — Unca nicht gemein.
106. — Sulphurea häufig.
107. — Landsbergica s.
108. — Menganthidis s. s.
109. — Ixpustulata s.
110. — Campestris s. s.
111. — Geometrica nicht gemein.

Phalänen.

1. Phal. Aescularia s.
2. — Albicillata nicht gemein.
3. — Alniaria } nicht gemein.
4. — Angularia } nicht gemein.
5. — Annularia } nicht gemein.
6. — Amataria s.
7. — Atomaria nicht s.
8. — Alchemillata nicht s.
9. — Betularia nicht gemein.
10. — Brumata nicht s.
11. — Brunneata häufig.
12. — Consobrinaria nicht gemein.
13. — Carbonaria häufig.
14. — Centrata s.
15. — Crataegata s.
16. — Crenaria s.
17. — Centumnotata nicht gemein.
18. — Chenopodiata nicht s.
19. — Cherophyllata gemein.
20. — Clathrata s.
21. — Dealbata gemein.
22. — Defoliaria nicht gemein.

23.	Phal.	Dolabraria ſ.	
24.	—	Elinguaria ſ.	
25.	—	Fasciaria nicht ſ.	
26.	—	3 Fasciata nicht gemein.	
27.	—	Fluctuata ſ.	
28.	—	Ferrugata nicht ſ.	
29.	—	Frangulata nicht ſ.	
30.	—	Gilvaria ſ.	
31.	—	Grosſulariata gemein.	
32.	—	Hexaptera	} nicht gemein.
33.	—	Hirtaria	
34.	—	Lacertinaria	} nicht gemein.
35.	—	Lichenaria	
36.	—	Lunaria ſ.	
37.	—	Lemnata	} häufig.
38.	—	2 Lineata	
39.	—	Marginata	
40.	—	Matutina ſ.	
41.	—	Macularia ſ.	
42.	—	Melanaria ſ. ſ.	
43.	—	2 Maculata nicht gemein.	
44.	—	Notata nicht gemein.	
45.	—	Nymphaeta gemein.	

46. Phal. Ornata nicht gemein.
47. — Plagiata s.
48. — Prunaria } nicht selten.
49. — Purpuraria } nicht selten.
50. — Punctaria } nicht selten.
51. — Papilionaria nicht gemein.
52. — Pinnaria s.
53. — Piniaria nicht gemein.
54. — Pectinataria nicht gemein.
55. — Plumbiginata nicht s.
56. — Pusaria häufig.
57. — Quercinaria nicht gemein.
58. — Roboraria s.
59. — Remutata nicht s.
60. — Rectangulata nicht gemein.
61. — Reticulata s.
62. — Rubiginata nicht gemein.
63. — Rupestrata häufig.
64. — Sericata häufig.
65. — Sordiata s.
66. — Syringaria s. s.
67. — Tristata s.
68. — Thimiaria nicht gemein.

69. Phal. Urticata häufig.
70. — Undulata ſ.
71. — Undulataria nicht ſ.
72. — Ventilata ſ. ſ.
73. — Viridata gemein.
74. — Wawaria gemein.

Reise

durch

einen Theil Preussens,

von

Ludwig von Baczko,

Professor der Geschichte bei der Artillerie-Akademie
zu Königsberg.

Zweites Bändchen.

Hamburg und Altona,
bei Gottfried Vollmer.
1800.

Nankes
Wanderungen durch Preussen.

Herausgegeben

von

Ludwig von Baczko,

Professor der Geschichte bei der Artillerie-Akademie
zu Königsberg.

Zweites Bändchen.

Hamburg und Altona,
bei Gottfried Vollmer.
1800.

Vorrede.

Unaufhörlich strebte ich mein Vaterland kennen zu lernen, und ich suchte dies zugleich bei einer Reise, deren Veranlassung ich hier im Eingange erzähle. Auf manches machte mich noch mein Begleiter, Herr Alert, aufmerksam, der sich mit Baukunst und Malerei häufig beschäftigt hatte, und deshalb bei dieser Gelegenheit den Mangel meiner Augen um so mehr ersetzen konnte.

An jedem Orte, den ich auch nur berührte, hatte ich schon Bekannte oder erhielt sie bei dieser Gelegenheit. Und da ich diese Gegend schon zum drittenmal durchreiste, so war mir vieles nicht mehr neu. Ich konnte folglich Fragen vorlegen, und an Ort und Stelle durch sachkundige Männer beantworten lassen. Manche darunter hatten die Güte meine schon

geordneten Nachrichten noch zu berichten:
Und deshalb glaube ich dieser Reisebeschreibung eine Zuverlässigkeit verschafft zu haben, die derjenige, welcher eine Gegend bloß durchreist, seiner Arbeit bei minder günstigen Umständen unmöglich schaffen kann.

Noch muß ich dankbar eines Hülfsmittels erwähnen. Dies war eine Sammlung von Nachrichten und statistischen Notizen aus dem Jahre 1791, die mir von einem Manne mitgetheilt war, der die Provinz Westpreussen äusserst genau kannte. Ich habe mich aber, so schätzbar mir diese Nachrichten sind, dennoch nur alsdenn an sie gehalten, wenn es mir nicht möglich war, neuere, gleich zuverlässige Nachrichten aufzutreiben. Und deshalb habe ich auch die Jahrzahlen so häufig angeführt.

Reise durch einen Theil Preussens.

Mancherlei Gefühle erwachen in meiner Seele, wenn ich an die Veranlassung zu dieser Reise denke; ihre Erzählung erweckt vielleicht so manches Mitgefühl; und hierdurch vermehrte Unterhaltung.

Gebeugt, aber nicht unterdrückt durch mein widriges Schicksal, strebte ich den Uebeln, die mir mein Körper und meine Blindheit verursachten, entgegen zu wirken. Schriftstellerei war beim Mangel des Vermögens die einzige, mir übriggelassene Erwerbsquelle. Bei der Achtung, die ich für mich selbst und für meine Nebenmenschen hege, erwachte zugleich das Streben, in jedem Zeitpunkte soviel zu leisten, als mir durch das Maaß meiner Kräfte ver-

gönnt war. Dieses, verbunden mit den Hindernissen, welche Blindheit den Schriftsteller entgegen setzt, mußte in Verhältniß zu der Zeit, ob ich gleich von jeden 24 Stunden meines Lebens 14 auf meine Arbeit verwandte, keine Bogenzahl erzeugen, die mit der darauf verwandten Mühe im Verhältniß stand. Nicht muthlos machte mich dieser kärgliche Erwerb; aber, gezwungen, mich nach der Laune des Lesers und dem Modetone zu richten, konnte ich nicht einmal nach meinem eigenen Geschmacke mit Vergnügen arbeiten; und mit der Schüchternheit, womit ich jederzeit meine Kräfte betrachtete, war ich weit von jenem Wohlbehagen entfernt, welches so manchen Schriftsteller für die Mühseligkeiten bei seiner Arbeit durch die Freude daran schadlos hält.

Sklavendienst war also meine schriftstellerische Arbeit, wozu mich Pflicht und Nothwendigkeit aufforderten. Die Bedürfnisse der Meinigen stiegen mit ihren Jahren. Jede mögliche Einschränkung hatte bereits statt gefunden. Mein Körper unterlag der Anstren-

gung. Trübsinn stumpfte meinen Geist ab. Und mit Wehmuth blickte ich auf alles, was mich umgab, und auf mein herannahendes Alter.

Eine leise Hoffnung schlummerte noch in meinem Herzen. Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm der Zweite hatten für mich zu sorgen versprochen. Ihre wohlthätigen Absichten waren bis jetzt unerfüllt geblieben, und nur schüchtern wagte ichs, einen Monarchen, zu dem von allen Seiten Hülfsbedürftige ihre Zuflucht nehmen, nachdem ich beinahe zehn Jahre lang geschwiegen hatte, noch einmal zu erinnern. Schon waren ein Paar Monate seitdem verstrichen. Ich erwartete nichts mehr. Und, weil fehlgeschlagene Hoffnung doppelt niederbeugt, hatte ich mich selbst jeder Hoffnung entschlagen.

In dieser Gemüthsstimmung saß ich eines Tages bei meinen Arbeiten, als mir des Minister Freiherrn von Schrötter Excellenz schriftlich die Nachricht mittheilten, daß mir durch die Gnade des Königs, das im Dorfe Lissewo im Amte Gollub liegende Gratialgut Lissewo

erb- und eigenthümlich geschenkt sey. Es trug nach der Angabe des vorigen Besitzers nur 118 Thaler, war aber auch schon in dieser Lage als sicheres Einkommen und gewisses Erbe meiner Kinder ein glänzendes Glück. Die Nachricht betäubte mich. Ich wollte schriftlich danken; aber ich konnte mich nicht fassen. „Schildern Sie dem Minister meine Gemüthsstimmung und daß ich in diesem Augenblicke weder schreiben noch danken kann!“ war alles was ich dem Ueberbringer sagte. Und nach einigen Tagen machte ich Anstalten zur Besitznehmung des neuerlangten Eigenthums.

Ich verließ Königsberg, indem ich die Poststraße nach Heiligenbeil einschlug. Gleich der Haberbergsche Kirchhof, der vor dem brandenburgischen Thore liegt, erinnerte mich an die große Ausbeute, welche diese Gegend Freunden der Naturgeschichte gewährt. Meine ehemalige Sammlung von Versteinerungen, welche jetzt das Joachimsthalische Gymnasium zu Ber-

lin besitzt, enthielt einen auf diesem Kirchhofe gefundenen Fischabdruck und verschiedene Muscheln in Kalkstein, einen Elephantenzahn, der nahe vor dem brandenburgischen Thore gefunden war, und ein Sternstein (Astroetes Madrepora) aus der Nachbarschaft des ohnweit dem Thore liegenden Dorfes Ronart. Alles dieses bestätigt jene Muthmaßung, die ich in meiner Geschichte Preussens weitläuftiger auseinander zu setzen strebte, daß diese Gegenden vormals ganz mit Wasser bedeckt gewesen sind. Der Boden ist sandig und die Aussicht gewinnt nur durch die Nachbarschaft des Hafes. Das Ufer ist mit Gehäusen von Schalthieren bedeckt; und im flachen Wasser findet man jene kleine bunte Neriten, die uns Rapolt unter dem Namen der Schnecken, die ihre Jungen auf dem Rücken ausbrüten, bekannt gemacht hat. Ich erhielt auch aus diesen Gegenden eine Ente und eine Schnepfe, die Linee für Nordamerikaner erklärt, und wovor er die erste Anas bucephala, und die letzte Scolopax hemestica nennt. Die Sandberge neben dem Hafe geben dem Ganzen einen gewissen öden

Anblick, der hinter Brandenburg noch mehr auffällt. Dieser Flecken erhielt seinen Namen von einem Schlosse, das nur durch einige Spuren des alten Gemäuers den Ort seiner ehemaligen Lage verräth. Sein Erbauer war Marggraf Otto von Brandenburg, dem zu Ehren Schloß und Flecken den Namen Brandenburg erhielt. Es war im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sehr gewöhnlich, daß Fürsten nach Preussen zogen, die Grenzen des deutschen Ordens zu erweitern, und entweder, um sich zu entsündigen oder zu Ehre Gottes und der Heiligen, Heiden würgten. Selbst in den Zeiten, worin der Orden die Grenzen Litthauens in eine Wüste verwandelt hatte und keine bleibende Eroberung dort mehr zu gründen hoffte, wurde, wenn ein vornehmer Gast nach Preussen kam, eine Heidenjagd angestellt, indem ihn einige hundert Streiter nach Litthauen begleiteten, die Männer ermordeten, die Weiber schändeten und die Kinder als Sklaven fortführten. Alles, wie die Chronikenschreiber versichern, zur Ehre Gottes und zur Vergebung ihrer Sünden.

In der älteren Preussischen Geschichte ist diese Gegend merkwürdig durch eine Menge kriegerischer Begebenheiten. Auch wurde hier der Abgott Curcho verehrt, den man für den Gott der Erndte, des Essens und Trinkens erklärte, und dem die alten Preussen jährlich einmal nach der Erndte ein neues Bildniß errichteten. Man ehrte ihn vielleicht in dieser wüsten, wenig fruchtbaren Gegend, weil der Mensch gewöhnlich, was er am häufigsten entbehrt, am höchsten schätzt, vielleicht auch, weil man von der Macht dieses Gottes, der Gegend die Fruchtbarkeit zu verschaffen hoffte, woran es ihr gebrach. Weil die Preussen ihre Götter auf hohen Bäumen verehrten; so ist's jetzt gewöhnlich, Bäume von seltner Dicke für heilige Bäume unserer Vorfahren zu erklären, wobei denn bloß der kleine Anachronismus statt findet, daß diese jetzt dicken und großen Bäume bloß ohngefähr 500 Jahre älter geworden sind, als sie es zur Zeit des Heidenthums waren; und ein Baum, der jetzt ungeheuer ist, war deshalb vor 500 Jahren ein unbeträchtlicher Stamm. Ich bin daher auch nicht ge-

neigt, die Eiche zu Romannsgut, Amts Balga, für einen heiligen Baum unserer Vorfahren zu erklären, wenn gleich ihr Durchmesser von acht Fuß beträchtlich ist. Das hier genannte Amt Balga liegt rechts von der Landstraße entfernt, und war eine von den Hauptvestungen des deutschen Ordens. Die Preussen hatten hier schon einen vesten Posten, vielleicht ähnlicher einem neuseeländischen Hippa als einer heutigen Vestung. Er hieß damals Honeda, wurde vom deutschen Orden 1239 erobert, und erhielt wahrscheinlich seine neue Benennung von dem Namen des damaligen Landmeister, Herrmann Balke und durch Verstümmelung den heutigen Namen Balga. Der Orden bauete auf dieser Stelle eine ganz neue Burg, von der jetzt nur noch Spuren übrig sind. Die Ueberreste der äussern Mauer zeigen, daß sie 700 Fuß lang und 9 Fuß dick war. Von der Vorburg, welche nahe am Hofe lag, stehen noch Ueberreste der Mauer, deren Höhe wohl 150 Fuß betragen kann. Diese Vorburg, ein Aussenwerk nach der damaligen Bevestigungskunst, war durch einen Gra-

ben vom Schlosse getrennt, über den vormals eine Zugbrücke führte, und ein dreifacher Wall deckte das Schloß von der Landseite. Doch wurden diese Verschanzungen nicht gleich bei Errichtung des Schlosses, sondern erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts angelegt, als der deutsche Orden, der damals seine Unabhängigkeit von den Polen zu erkämpfen strebte, Balga nach dem Zeugnisse Grunaus stärker befestigte und es zum Waffenplatze machte, aus dem er seine Angriffe gegen das Ermeland unterstützen wollte. In den ältern Zeiten war Balga selbst, von der Landseite durch einen Sumpf gedeckt, über den nur ein Damm führte, dessen Eingang durch ein andres Aussenwerk vertheidigt wurde, welches der Schneckenberg heißt. Es herrscht noch die Muthmaßung, daß ein unterirrdischer Weg, dessen Eingang in der Vorburg nur erst seit einigen zwanzig Jahren verfallen ist, nach diesem Schneckenberge führte; und folglich diese ganze Bevestigung eine dem Feinde unbekannte Verbindung hatte, wodurch die Besatzung sich ablösen, verstärken, und im Nothfall aus de-

nem Werk ins andre entweichen konnte. Jetzt sind nur noch vom Schlosse selbst die Kirche übrig, die in einem Getreideboden verwandelt ist, und ein Brunnen in der Vorburg, der von ausserordentlicher Tiefe war, jetzt aber größtentheils verschüttet ist. Die gehauenen, durch Blei verbundenen Steine, womit dieser Brunnen ausgesetzt ist, so wie die hohe Mauer von Feldsteinen, welche den Berg, auf dem das Schloß stand, umschließt, zeigen den Fleiß und die mühsame Bauart unserer Vorfahren.

Im Amte Balga liegt auch das Flüßchen Wolitte, welches einem Dorfe den nämlichen Namen giebt. Durch an beiden Seiten hervorspringende Berge vor dem Winde gedeckt, lagen vormals in der erweiterten Mündung des Flusses, die bewaffneten Fahrzeuge des Deutschen Ordens, um, so wie es der Vortheil desselben erforderte, die Schiffahrt auf dem frischen Hafe zu decken oder unsicher zu machen. Eine halbe Meile von Balga, bei dem Dorfe Grünwalde, verräth noch ein-

Berg die Spuren einer ehemaligen Burg, vielleicht auch eines Klosters. Die Gewölbe, welche man in ihm antrifft, geben uns, so wie der Name des Lateiner Berges, bei dem Stillschweigen der Geschichtschreiber, keinen nähern Aufschluß über seine vormalige Bestimmung. Die Aussicht zu Balga, die sich bis Fischhausen, Lachstädt und Pillau erstreckt, gehört zu den vorzüglichsten in Preussen; und das benachbarte Ufer des Hafes liefert dem Freunde der Naturgeschichte Muschelabdrücke von Kalkstein und versteinertes Holz. Ob die Gattung des Adlers (Falco Melanaetus. L.) und die lappländische Eule (Strix Scandiaca. L.) die mir aus dieser Gegend hier zugeschickt wurden, auch hier nisten, war ich zu prüfen nicht im Stande.

Die nächste Stadt ist Heiligenbeil, die von Werner durch seine Beschreibung nicht hinreichend bekannt machte, weil diese in wenig Exemplaren abgedruckte Schrift jetzt selbst eine Seltenheit ist. Die Stadt liegt am Zusammenfluß der beiden kleinen Flüsse, Jaste

und Bahnau. Vor Ankunft des Ordens lag in dieser Gegend die Stadt Swentomest. Da aber dieser Name offenbar polnisch ist und so viel als heilige Stadt heißt; so glaube ich, daß die polnischen Schriftsteller uns nicht den altpreussischen Namen dieser Stadt, sondern die Benennung, die sie von den Polen erhielt, aufbehalten haben. Ob die Stadt, bei der der altpreussische Gott Curcho unter einer heiligen Eiche verehrt wurde, den Namen von dem altdeutschen Wort Buel (Hügel) erhalten habe, und soviel als heiliger Hügel heisse, oder ob ein Beil, womit der ermländische Bischof Anselm die heilige Eiche umzuhauen anfing, ihr den Namen gab, darüber haben sich unsere Vorfahren den Streit recht sauer werden lassen. Ich begnüge mich, den Lesern zu erzählen, daß die Stadt 345 Häuser und 1828 Einwohner enthält, und die Kirche, welche vor einigen Jahren vom Blitze angezündet wurde, ist seit 1794 mit einem Blitzableiter versehen.

In dem Amte Carben, nahe bei Heiligenbeil, welches auch im Ganzen vortrefflich

bewirthschaftet wird, fand ich zum erstenmal hier in Preussen Gärten, die bloß zum Anbau des Kümmels benutzt wurden. Er wird im Großen an die Brandweinbrenner abgesetzt, und giebt im Verhältnisse zu dem Lande und der Arbeit, einen sehr reichlichen Ertrag. Sobald man den Fuß in Ermeland setzt, bemerkt man nicht bloß an den Kreutzen und heiligen Bildern, sondern selbst an Physiognomie, Kleidern und Dialekt der Einwohner die Verschiedenheit, welche Religion und die vormalige Absonderung von dem übrigen Preussen, hervorbrachte.

Braunsberg ist noch immer ein sehr ansehnlicher Ort; denn er enthielt im Jahr 1798 — 667 Feuerstellen und die Frauen und Kinder der Beurlaubten mitgerechnet 5101 Einwohner. Er gehörte zur Zeit des deutschen Ordens zu den sieben großen Städten Preussens. Als Ermeland noch mit Polen verbunden war, trieb Braunsberg einen sehr beträchtlichen Handel mit Elbing und Danzig und auch wohl einen nicht unbeträchtlichen Schleich-

handel mit Ostpreussen. Die Lage der Dinge hat sich verändert, aber Braunbergs Garnhandel bleibt noch immer von großer Wichtigkeit; denn Ermland ist derjenige Theil Preussens, worin die Spinnerei vorzüglich getrieben wird. Der vielen Feiertage ungeachtet, welche die Einwohner als Catholicken beobachten, kann man es als ausgemacht annehmen, daß eine ermländische Familie wenigstens ein Sechstheil, oft ein Drittel mehr spinnt, als eine eben so starke Familie in Ostpreussen. Deshalb ist jener Tadel neuer Schriftsteller, welche die Ermländer einer Faulheit und eines Mangels der Industrie beschuldigt um so ungegründeter, da die deutschen Einwohner Ermelands sich durch Fleiß und Thätigkeit vor dem benachbarten Ostpreussen auszeichnen. Dies galt nicht erst seit der preussischen Besitznehmung, sondern schon vor einigen dreissig Jahren. Deshalb suchte auch mein Vater, der an der Grenze wohnte, Gesinde aus dem Ermelande zu erhalten, weil er solches wegen seines Fleisses vorzüglich schätzte.

Ein redender Beweiß des Fleisses ist Braunsbergs Ausfuhr. Sie betrug im Jahr 1797 eine Million Thaler. Die Einfuhr hingegen nur 400,000 Thaler. Die Ausfuhr-Artikel waren Masten, Schiffbauholz, Flachs, Getreide, Federn, Borsten, Pferdehaar, gebleichtes und ungebleichtes Leinen und vieles Garn. Dieses Garn wird größtentheils in Schottland und Irrland zum Aufzug halb wollener Zeuge verbraucht. Auch sollen daraus grobe Kleidungsstücke für die Negersklaven in Holland und Großbrittanien verfertigt werden. Die Masten und das Schiffbauholz kommen aus den benachbarten Waldungen, woran das Ermeland keinen Mangel hat, die aber zum Theil deshalb nicht hinlänglich benutzt werden können, weil sie von schiffbaren Gewässern entfernt liegen.

Braunsberg, welches durch diesen Handel lebhaft wird, hat vier catholische Kirchen, wovon die eine, nemlich die Kreuzkirche ausserhalb der Stadt liegt, und eine lutherische Kirche. Es ist hier ein Wittwenstift, und je-

de darin aufgenommene Wittwe erhält ausser freier Wohnung 50 Thaler jährlich. Auch sind hier drei Hospitäler. Von den vormaligen drei Klöstern hat sich das Nonnenkloster erhalten. Das Jesuiter-Collegium ist nach Aufhörung des Ordens als eine Lehranstalt geblieben, welche den Namen des Schulinstitut führt, und alle dabei angestellten Lehrer sind jetzt nicht mehr Jesuiten, sondern Weltgeistliche.

Bei der großen Sorgfalt, die der preussische Staat auf Erziehung seiner Bürger wendet, scheint vielleicht das Ermeland deshalb in seiner Schulverfassung zurückgeblieben zu seyn, weil diese nicht hinlänglich bekannt ist; und es scheint deshalb Pflicht, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand rege zu machen. Auf dem Lande wählen die Pfarrer mit Zuziehung der Kirchenväter den Schulmeister, und manche entlegenen Dörfer setzen auch für einen besondern Schulmeister, wozu sie gewöhnlich einen verarmten Handwerker oder Taglöhner nehmen, ein bestimmtes Einkommen fest. Friedrich der Große warf für einige Schulmeister

einen

einen besseren Gehalt aus und die Besetzung dieser wenigen Stellen hängt nun von der Regierung ab. Die Gesetze, welche in Ostpreussen die Kinder der Landleute zur Besuchung der Schulen vermögen, werden im Ermlande nicht beobachtet. Die Schulmeister haben keine allgemeine Vorschrift in Betreff des Unterrichts, und das Schulwesen auf dem platten Lande hängt daher ganz von der Aufmerksamkeit des Pfarrers ab, der auch jährlich einmal vom Erzpriester visitirt wird. Letzterer aber ist zuweilen der deutschen Sprache gar nicht kundig, und mancher Pfarrer ist ein Domherr, der seine Stelle durch einen Vicar verwalten läßt. In den kleinen Städten findet man gewöhnlich einen, zuweilen auch zwei Schullehrer. Wie schlecht das Gehalt dieser Leute sey, kann man daraus urtheilen, daß diese beiden Leute in Braunsberg von der Cämmerei 64 Gulden und von der Kirche 100 Thaler bekommen. Jedes Kind giebt wöchentlich einen Groschen Schulgeld und ausserdem haben die Lehrer noch einige Einkünfte von den Leichen. Dieses Leichenbegleiten unterbricht

oft die Lehrstunden, welche nur Vormittags von 8 bis 10, Nachmittags von 1 bis 3 Uhr statt finden. Die Hauptbeschäftigung für Lehrer und Schüler bleibt also der Kirchendienst. In Braunsberg müssen die Knaben dreimal des Morgens um 6, des Sonntags des Morgens um 5 Uhr in die Kirche und sie müssen Nachmittags noch die Vesper singen. Kenntniß des Choralgesanges wird hiedurch die erste Eigenschaft des Lehrers in Bürgerschulen. Er wird keiner besondern Prüfung unterworfen, sondern vom Erzpriester oder Pröbst mit Zuziehung des Kirchenprovisors angenommen. Die Ordnung des Schulunterrichts, so wie Methode und Disciplin ist ihm ganz überlassen. Daher lernen auch die Knaben nichts weiter als Lesen; die vorzüglichern eine Periode aus schlechtem Deutsch, wenn ihnen die lateinischen Vocabeln dazu dictirt werden, in noch schlechteres Latein übersetzen. Auf Schön- und Rechtschreiben wird beinahe gar keine Rücksicht genommen. Ein Ermeländer schreibt daher auch nur selten eine schöne Hand. Die Lehrer aber können nicht mehr leisten, weil sie selbst

in ihrer Bildung vernachlässigt sind. Eine Beschreibung der höhern Schulen mag zum Beweise dienen. Die wichtigste darunter ist zu Braunsberg. Die fünf Professoren sind Weltgeistliche und wohnen mit einem sechsten, der Rector heißt, in einem Gebäude. Letzterer sorgt für den Gottesdienst in der ehemaligen Jesuiterkirche, besorgt auch den gemeinschaftlichen Tisch, wofür ihm für jeden Professor 200 Gulden vergütet werden. Dieser Rector und die Professoren der Theologie bekommen jeder jährlich 150 Thaler; der Professor der Philosophie bekömmt 130, und der Professor der Rhetorik, so wie der Professor der untern Klassen 120 Thaler. Diese Schulen stehen unter der Oberaufsicht des Fürst Bischof Grafen von Hohenzollern, der einen Director studii litterii ernennt. Letzterer hat die speciellere Aufsicht darüber und ersetzt auch die erledigte Professorstelle. In den untern Klassen werden die Schüler aus den Pfarrschulen aufgenommen. Bei dem Unterricht in der lateinischen Sprache, welcher Hauptsache ist, gilt das Lehrbuch des Emanuel Alvarus, wor-

in die Regeln in lateinischer Sprache abgefaßt, folglich dem Lernenden ganz unverständlich sind. Ausserdem werden die Rudimenta historica, welches ein Auszug aus der Kirchengeschichte ist, die Anfangsgründe des Rechnens und oberflächlich auch etwas Geographie gelehrt. In der poetischen Klasse, werden Ovid und Virgil, so wie in der Rhetorik die Werke des Cicero auswendig gelernt. Auch wird der Jugend das lateinische Versmachen und die Nachahmung der Reden des Cicero gelehrt. In der Philosophie wird das Werk des Exjesuiten Horvath, in der Theologie das des Exjesuiten Mondschein zum Grunde gelegt. In den oberen Klassen werden 2, in den unteren 4 Stunden täglich gehalten. Dabei aber sind wöchentlich zwei Tage Ferien. Weihnachten und Ostern werden 14 Tage und in den höhern Klassen während des Julius und Augusts, in den niedern Klassen aber nur während des Augusts Ferien gehalten. Es sind daher 10 bis 13 Jahre erforderlich, um sich durch diese Klassen zu arbeiten. Die, welche aus der philosophischen Klasse nach Königsberg auf die

Akademie kommen, bringen beinahe nichts als eine mäßige Kenntniß der lateinischen Sprache mit. Geistliche aber, die sich ganz in diesen Schulen gebildet haben, gestehen, daß sie ihre theologischen und homeiletischen Kenntnisse beinahe einzig dem eignen Fleisse verdanken. Das Gehalt der Professoren, wird von dem Ertrage der vom Staate eingezogenen Güther des vormaligen Jesuiter-Ordens gereicht; und die Schüler zahlen jährlich nicht mehr als 36 Groschen an Holzgeld. Und wenn daher eine Verbesserung der Schulen statt finden sollte, so würde Mangel des Fonds das erste aufzuhebende Hinderniß seyn.

Hier zu Braunsberg ist auch das bischöfliche Seminarium, worin einige junge Leute auf bischöfliche Kosten aufgenommen und zu Geistlichen erzogen werden; andere zahlen für ihre Aufnahme ein gewisses Kostgeld. Das päbstliche Alumnat hat im Jahr 1798 sein Ende erreicht, weil nach Errichtung der römischen Republick der päbstliche Zuschub aufhörte. Vier unter den Zöglingen waren, wie man mir

erzählte, Graeci ritus, d. h. sie wurden zu Basilianern oder Geistlichen der mit der römischen Kirche unirten Griechen erzogen. Der römische Hof zahlte für diese Leute und für noch zwölf andere, welche den Namen der päbstlichen Alumnen führten, und eine besondere geistliche Uniform hatten, jährlich, wie ich hörte, 2500 Scudi, die durch den päbstlichen Nuntius zu Warschau entrichtet wurden. Zu diesem Alumnat hatten Protestanten, die sich zur römischen Kirche bekennen, ein vorzügliches Recht. Sie wurden, wenn sie hier studirt hatten, nach Rom gesandt, dort weiter gebildet und nachher vortheilhaft versorgt. Diese Versorgungen waren zum Theil so ansehnlich, daß vor einem halben Jahrhunderte, auch noch später, Studirende aus Königsberg ins Ermeland einwanderten, und, um in diese Anstalt aufgenommen zu werden, sich zur römischen Kirche bekannten.

Als ich in die Pfarrkirche ging, wurde mir eine an der Mauer befestigte und auf dem hiesigen Kirchhofe gefundene Rippe eines Riesen

gezeigt. Sie war vorzüglich an den beiden Enden beschädigt, verrieth aber deutlich genug, daß sie einem Wallfische gehört hatte, und wahrscheinlich in ältern Zeiten durch große Wasserfluthen hiehergebracht war. In der Kirche ist, so wie in der der ehemaligen Jesuiten, Vergoldung, Altäre und Schnitzwerk zur Gnüge, aber wenig ächte Kunst. Unter den Gemählden schien ein Kopf des heiligen Laurentius und eine Hinrichtung des heiligen Jacobs Aufmerksamkeit zu verdienen. Die Stadt enthält auch noch ein Paar Kapellen, die eine davon ist in einem Nonnenkloster und eine andere in einem Frauenzimmerstifte. Auch gehört zu den Merkwürdigkeiten der Stadt eine ungeheure Linde im Garten des Herrn General-Chirurgus Seliger. Sie ist so gezogen, daß die Aeste drei Gallerien über einander bilden, und sie erhielt den Beifall Peter des Großen bei seiner Durchreise.

Unter den Einwohnern scheint eine besondere Denkungsart zu herrschen. Die Altgläubigen seufzen mit der Geistlichkeit über den

Verfall der Religion, und, wie sie sich ausdrücken, über das Verluthern der Jugend. Ein großer Theil der jungen Leute ist durch den Spott der Protestanten über mancherlei Religionsgebräuche schüchtern gemacht. Sie spielen öffentlich in gewisser Art den Freidenker, essen z. B. an irgend einem Fasttage in Gegenwart der Protestanten Fleisch; ermangeln aber auch nicht, diese Sünde am folgenden Tage zu beichten. Besonders soll das Militair beim schönen Geschlecht viel Toleranz bewirkt haben. Ein aufgeklärter Mann versicherte mich, das Niederreißen mancher Vorurtheile habe hier traurige Wirkungen erzeugt. Der große Haufen, unfähig zu unterscheiden, wie viel entbehrlich sey, werfe zugleich mit dem Aberglauben alles hinweg, welches vormals seine Leidenschaft im Zaum hielt; und daher nehme eine Zügellosigkeit und ein Mangel an Treue und Glauben überhand. Er behauptete (wofür ich nicht Bürgschaft leisten will) es sey ausgemacht gewiß, daß unter bischöflicher Regierung in zehn Jahren ein Kindermord in Ermelande verübt worden sey; gegenwärtig

aber könne man im Durchschnitte jährlich zwei Kindermorde annehmen. Es war Feiertag. Man legte in dem Hause, worin ich wohnte, die Gebetbücher aufs Fenster. Ich durchblätterte zwei derselben, und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß es hier die gewöhnlichsten sind. Das eine war ein Himmelsschlüssel des Pater Martin Cahem, dieses possierlichen Mönchs, den Blumauer in seiner Aeneide zum Mundkoche des Satans macht. Dies Buch ist mit Kupferstichen ausgeziert, die nicht grotesker seyn können. Da giebt es Teufel von aller möglichen Art, die bei Sterbebetten stehen, und ein gewaltiges Contobuch der Sünden zeigen, die armen Seelen im Fegfeuer mit stachlichten Keulen zerbläuen, und was solches Unfugs mehr ist. Damit man nun die armen Seelen davon erretten möge; so ist hier ein hinreichender Vorrath von Gebeten zusammengetragen. Und um jeden begreiflich zu machen, wie nothwendig es sey, zu solchen Gebeten seine Zuflucht zu nehmen, ist dem Buche die Erzählung von demjenigen vorgedruckt, welches der heilige Patrick, ein Irrländer, selbst im

Fegfeuer sah; und es ist gar erschrecklich zu lesen, wie die armen Seelen zerhackt und wieder zusammengesetzt, gekocht und gebraten werden. Die sonderbarste aller hier ganz ernstlich erzählten Operationen schien mir diejenige zu seyn, daß einige, von den Teufeln ganz klein zusammengehämmerte Seelen plötzlich über einige Morgen Landes ausgedehnt wurden. Beinahe noch ärger ist das Gertrudenbuch. Da wird erzählt, wie die heilige Gertrud in der Verzückung gesehen, wie sich jedes ihrer Worte im Himmel in ein silbernes Glöcklein verwandelt, und dort gar schön und lieblich geklingelt habe. Das Leben der heiligen Gertrude und Mächtildis ist dem Buche vorgedruckt und enthält die abentheuerlichsten Dinge. Ein dieser Stadt ganz eigenthümliches Gebetbuch führt den nachstehenden Titel: Lebensbaum, gepflanzet bei dem Wasser, dessen Frucht sehr süß ist, denen, so sich unter seinen Schatten begeben, und daselbst in herzlicher Verehrung des bittern Leidens Christi und seines allersüßesten Herzens ergötzen. Die Andacht zu Jesu dem gekreuzigten und dessen allerheiligsten Herzen,

wobei eine historische Erzählung von dem nahe bei der Stadt Braunsberg im Ermelande befindlichen Gnadenbilde des heiligen Kreutzes und der an diesem heiligen Orte errichteten trostreichen Brüderschaft des allerheiligsten Herzens Jesu. Mit Erlaubniß der Obern. Braunsberg, im Collegio Societatis Jesu 1750. — Die Veranlassung hiezu gab die Belagerung Braunsbergs, durch König Gustav Adolph von Schweden im Jahr 1626 am 10ten Julius, während welcher ein hölzernes in der Kreutzkirche stehendes Crucifix drei Schüsse erhielt, und noch werden Hart- und Festgläubige den Zweifel, daß Blut aus diesen Wunden geflossen, für eine Sünde gegen den heil. Geist erklären. Zur Verherrlichung des in der That nicht geringen Wunders, indem aus einem verdorrten Product des Pflanzenreichs, die nur in einem lebenden Erzeugniß des Thierreichs cirkulirenden Säfte flossen, wurden allen Gläubigen, welche täglich fünf Vater Unser und fünf englische Grüße zu Ehren der fünf Wunden Christi und der fünf Schmerzen Mariä beten würden, ein Ablaß von 10,000

Jahren zugesagt. Weil man im Verhältniß zu einer so langwierigen Strafe eine beträchtliche Zahl Sünden begehen kann, so können Ablässe dieser Art bei jedem unwissenden und leichtsinnigen Menschen ein neuer Reitz zum Sündigen werden, und selbst die Vorwürfe des Gewissens betäuben.

Höchst nachtheilig für die Moralität fand ich den vielen Gebetbüchern beigedruckten Bußspiegel. Dies ist ein Verzeichniß aller Sünden, damit jeder, der zur Beichte geht, sich daraus belehren könne. Und mir fiel bei dieser Gelegenheit die Marquise aus den liaisons dangereuses ein, welche durch die Fragen und Ermahnung ihres Beichtvaters Sünden kennen lernte, wovon sie vorher keinen deutlichen Begriff hatten. Der Bußspiegel kann gewiß ähnliche Folgen veranlassen; und wie sehr muß das Schaamgefühl der Jugend leiden, wenn ihre andächtige Empfindungen, ehe sie zur Beichte geht, durch ein Verzeichniß aller Sünden und Laster, welche man ihr zur Selbstprüfung in die Hände giebt, unterbrochen wird.

Der beträchtliche Handel machte einige Familien zu Braunsberg so wohlhabend, daß ihnen der damalige Fürstbischof Grabowski den polnischen Adel auswirkte. Einige haben sich seit der Zeit ganz als Adeliche betragen; andere ohne Rücksicht auf den leeren Titel ihre bürgerlichen Gewerbe fortgesetzt. Der Handel gewinnt durch die vorbeifliessende Passarge, die freilich keine ausserordentliche Tiefe hat; aber doch kleine Fahrzeuge trägt, durch welche Braunsberg seine Waaren zu Wasser, nach Elbing, Danzig, Pillau und Königsberg sendet. Ich traf hier eben einen englischen Schiffs-Capitain an, der, weil Braunsberg auch seine Waaren direct nach England verschifft, eine Ladung nach Hull suchte, und mich versicherte, daß er nur vor wenig Wochen eine Ladung von hier erhalten habe.

Von Braunsberg rechnet man nur eine Meile bis Frauenburg. Dieß kleine Städtchen, das in den Kriegen, welche der deutsche Orden mit Polen führte, verschiedentlich beim Angriffe der zuweilen bevestigten

Domkirche abgebrannt wurde, schließt ausser den Spuren der Wasserleitung des Copernikus nichts Merkwürdiges in sich. Die Domkirche liegt auf einem hohen Berge, und fällt gut ins Auge, nur kann sie nicht als vorzügliches Werk der Baukunst betrachtet werden. Auch der Freund der Mahlerei wird im innern nicht befriedigt. Das Hochaltarblatt von Torelli zeichnet sich aus, wenn gleich das Colorit viel gelitten hat. Es ist eine Himmelfahrt Mariens, und es ist kein schlechter Gedanke des Künstlers, daß Maria, indem sie in den Wolken aufsteigt, noch einen freundlichen Blick auf die unten stehenden Apostel wirft, indem sie zugleich diesen ihren Freunden zum letzten Andenken einige Rosen herabfallen läßt. In den Gesichtern der Apostel ist feierlicher Ernst, Staunen, zum Theil Anbetung. Mehrerer Aufmerksamkeit hielt mein Führer einen Christus mit der Dornenkrone würdig, ein Geschenk des Fürstbischof Krasicki, eines bekannten Kenners der bildenden Künste. Wir fanden bloß den geduldig Leidenden, aber jenes Erhabene, jene himmlische Majestät, die nicht

bloß Mitleiden, sondern auch Ehrfurcht für den unschuldig Leidenden einflößt; diese schien der Künstler verfehlt zu haben. Noch wies man uns eine Speisung der 500 Mann und ein Gemählde der Judith; beide aber hingen so hoch, daß sich darüber nichts bestimmtes sagen läßt. Ueberhaupt scheint mir die Geschichte der Judith kein schicklicher Gegenstand für die bildende Kunst. Ihre Handlung bleibt, man sage auch was man wolle, ein vorsetzlicher Meuchelmord, und ein Weib, bei einer so grausamen That, empört. Müßte ich als Künstler diese Geschichte darstellen; so würde ich den Augenblick wählen, wo Judith nach dem Schwerdt des Holofernes greift und zitternd, mit ihrem Blick auf dem Himmel gewandt, den Beistand zu einer That erfleht, die nach ihren religiösen Begriffen gerecht und verdienstlich war.

Unter den Kirchenschätzen sind ein heiliger Andreas und Florianus ganz von Gold, wenn gleich hohl, doch beträchtlich, und die Menge der Kirchengefäße von Gold und Silber und

der Meßgewänder von den reichsten Stoffen mit ächten Perlen, Rubinen und dergleichen besetzt, ist ansehnlich. Um die Kirche liegen die Wohnungen der Domherren, die man Curien nennt, nicht schöne aber bequemliche Gebäude. Jeder Domherr hat eine eigne Wohnung und trägt an einem rothen Bande den heiligen Andreas, als Zeichen seiner Würde, und seit dem 15ten Mai 1795 auch einen Stern auf der linken Seite, den König Friedrich Wilhelm der Zweite diesem Kapitel auf Ansuchen des Bischofs ertheilte. Jeder Domherr bekömmt jetzt ein Gehalt von 800 Thalern. Fromme Seelen oder große Sünder, denen vor dem Fegfeuer recht bange war, bestimmten diesen Herren für jedes Gebet ein gewisses Geld, und wer nur zur Erlösung dieser armen Seelen fleissig beten will, kann sich noch jährlich einige hundert Thaler verdienen.

Ehe das Land preussisch wurde, hatte das Kapitel von seinen Gütern beträchtliche Einkünfte, so daß ein Domherr sich oft über 5000 Thaler stand. Zur Linderung des Ver-

lustes

kustes suchen sie jetzt die Stellen als Pfarrer und Erzpriester, welche sie durch Vikare verwalten lassen. Die Kanonikate vergiebt jetzt einzig der Fürstbischof. Jeder Domherr aber soll noch bei Erlangung seiner Würde eine Summe an den Pabst zahlen müssen, die über 1000 Thaler betragen soll. Vormals hatte auch der Pabst und der König von Polen Theil an der Besetzung dieser Stellen, und ich konnte mich nicht des Wunsches enthalten, daß auch unser Monarch sich die Besetzung vorbehalten haben möchte: denn es wäre eine herrliche Gelegenheit, gelehrte Männer zu pensioniren. Die bequeme Wohnung auf einer Anhöhe, wo man freie Luft athmet, hinter derselben ein Gärtchen, das über die Stadt eine freie ländliche Aussicht gewährt, und ein Gehalt, das vor Nahrungssorgen schützt: wie müßte dies alles das Studieren begünstigen! Ob es unter den catholischen Einwohnern des preussischen Staats so viel Gelehrte gebe, diese sechszehn Domherren-Stellen zu besetzen, dürfte vielleicht mancher bezweifeln. Aber der Pabst sandte Italiener und der König von Polen seine Unter-

thanen hieher. Folglich gehören diese Stellen nicht ausschließend dem Einländer. Und könnte hier nicht in gewisser Art eine Akademie der Wissenschaften entstehen, wenn hier gelehrte catholische Geistliche auch aus dem Auslande herberufen und versorgt würden? Jeder hält sich jetzt einen Vikar. Er würde diesen als Gelehrter durch Umgang und Lektüre bilden und schon dieses müßte auf die ganze Geistlichkeit im Ermelande einen vortheilhaften Einfluß haben, und ohne alle Kosten des Staats Wissenschaften und Cultur verbreiten.

Im sechzehnten Jahrhundert gab es hier einen Mann, dessen Namen Europa noch mit Achtung nennt. Er war der Sohn eines Chirurgus zu Thorn, von deutscher Abkunft, und hieß eigentlich Copernik. Das Gewerbe seines Vaters hatte bei ihm wahrscheinlich auch Anhänglichkeit für die Medizin erzeugt. Er hatte sie deshalb auch studiert, und wer ihn als Arzt zu Rathe zog, der erhielt seinen Beistand, und die von ihm verordneten Arzneimittel unentgeldlich. Diesen Zug von der Her-

zensgüte des grossen Nikolaus Copernikus habe ich in manchen seiner Biographien nicht gefunden. Es wäre zu wünschen, daß ein patriotisch denkender Preusse der Plutarch seines Vaterlandes würde. Es gab hier so viele große Männer, wie in irgend einer deutschen Provinz, und dem fleissigen Sammler könnten so leicht nicht Materialien fehlen. Der Fürstbischof Krasicki hatte die Absicht, den Copernikus ein Monument in der Domkirche zu errichten. Die Verminderung seiner Einkünfte hinderte diesen Entschluß. Fürst Jablonowski hatte ihn wahrscheinlich erfahren, und erbot sich nun beim Magistrate der Stadt Thorn zu Errichtung eines solchen Denkmals. Mit Freuden ward dies angenommen, und nun erschien ein Fußgestelle von Krakauer Marmor mit einem Brustbilde, welches jedem andern eben so viel als dem Copernikus glich, und eine Inschrift sagte viel zum Lobe des Beförderers der Wissenschaften des Fürsten Jablonowski, und gedachte zugleich nebenbei eines berühmten Polen, der Copernikus hieß. Der Magistrat zu Thorn glaubte, den großen Mann

thanen hieher. Folglich gehören diese Stellen nicht ausschließend dem Einländer. Und könnte hier nicht in gewisser Art eine Akademie der Wissenschaften entstehen, wenn hier gelehrte catholische Geistliche auch aus dem Auslande herberufen und versorgt würden? Jeder hält sich jetzt einen Vikar. Er würde diesen als Gelehrter durch Umgang und Lektüre bilden und schon dieses müßte auf die ganze Geistlichkeit im Ermelande einen vortheilhaften Einfluß haben, und ohne alle Kosten des Staats Wissenschaften und Cultur verbreiten.

Im sechzehnten Jahrhundert gab es hier einen Mann, dessen Namen Europa noch mit Achtung nennt. Er war der Sohn eines Chirurgus zu Thorn, von deutscher Abkunft, und hieß eigentlich Copernik. Das Gewerbe seines Vaters hatte bei ihm wahrscheinlich auch Anhänglichkeit für die Medizin erzeugt. Er hatte sie deshalb auch studiert, und wer ihn als Arzt zu Rathe zog, der erhielt seinen Beistand, und die von ihm verordneten Arzneimittel unentgeldlich. Diesen Zug von der Her-

zensgüte des großen Nikolaus Copernikus habe ich in manchen seiner Biographien nicht gefunden. Es wäre zu wünschen, daß ein patriotisch denkender Preusse der Plutarch seines Vaterlandes würde. Es gab hier so viele große Männer, wie in irgend einer deutschen Provinz, und dem fleissigen Sammler könnten so leicht nicht Materialien fehlen. Der Fürstbischof Krasicki hatte die Absicht, den Copernikus ein Monument in der Domkirche zu errichten. Die Verminderung seiner Einkünfte hinderte diesen Entschluß. Fürst Jablonowski hatte ihn wahrscheinlich erfahren, und erbot sich nun beim Magistrate der Stadt Thorn zu Errichtung eines solchen Denkmals. Mit Freuden ward dies angenommen, und nun erschien ein Fußgestelle von Krakauer Marmor mit einem Brustbilde, welches jedem andern eben so viel als dem Copernikus glich, und eine Inschrift sagte viel zum Lobe des Beförderers der Wissenschaften des Fürsten Jablonowski, und gedachte zugleich nebenbei eines berühmten Polen, der Copernikus hieß. Der Magistrat zu Thorn glaubte, den großen Mann

durch Errichtung eines solchen Denkmals nicht zu ehren, und so ward es, wie billig, vergessen. Möchte doch ein andres Denkmal dieses großen Mannes nicht so ganz verfallen. Er leitete vermittelst eines Dammes die Passarge dergestalt, daß ihr Wasser auf einen Thurm stieg, auf dem ein großes kupfernes Behältniß war, und aus diesem wurde es durch unterirrdische Röhren auf den Berg geleitet, auf welchen die Wohnungen der Domherren stehen. Hier theilten sich die Röhren und versorgten das Haus jedes Domherrn mit Wasser. Noch steht der Thurm, auf welchen dankbare Nachkommen die Inschrift setzten, daß Copernikus hier durch seine Kunst die Natur überwunden habe. Es ist wahrscheinlich, daß mit verhältnißmässig geringen Kosten alles wieder herzustellen wäre, und mir scheint es verdienstlicher, wenn ein dankbares Vaterland das Werk eines großen Mannes durch eine Subscription zu erhalten sucht, als wenn es ihm eine Ehrensäule setzt. Ersteres macht uns die Verdienste des großen Mannes immer aufs neue anschaulich, indeß uns letztere zugleich diejenigen, wel-

che sie errichteten, mit ins Gedächtniß zurück- führt, und gerade aus diesem Grunde der menschlichen Eitelkeit mehr schmeichelt. — Guter Copernikus! Die Ueberreste deiner Wasserleitung werden verfallen, aber dein Weltsystem wird nicht untergehen. Es ist ein trauriger Gedanke, daß so manche gute Sache aus Mangel an Gemeinsinn, wie hier die Wasserleitung des Copernikus, zerfällt; und dieser Mangel an Gemeinsinn scheint in Preussen häufiger als in irgend einem andern Lande zu seyn. Wie selten wird hier ein aufkeimendes Talent unterstützt. Die Gelehrten, Wilkens, Grabe, Reiffenstein, Herder, Leß und Forster, Reichard, der Tonkünstler, und die Kupferstecher, Chodowiecki und John, wären hier in Preussen gewiß unberühmte Männer geblieben. Daß zuweilen von einer ganzen Gesellschaft edeldenkender und guter Menschen, wie z. B. von Freimäurer-Orden einzelne Personen unterstützt wurden, dies ist Geist des Ordens; oder wenn die Kaufmannszunft zu Königsberg etwas edles that, eine einzelne Zunft sich ihrer Mitglieder annahm: denn kann die-

ser Gemeinsinn einer Zunft oder einer einzelnen Bürgerklasse, nicht für Gemeinsinn des ganzen Volks gelten. Weil dieser Gemeinsinn fehlt, haben wir in Königsberg und Danzig kein stehendes Theater, und erst in neuern Zeiten gelangen kaufmännische Unternehmungen, wie die Zucker-Rafinerie und die Tobaks-Fabriken zu Königsberg durch das Zusammentreten von Acktionairs, weil es bis dahin gar nicht möglich schien, daß sich bei uns viel Personen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden könnten. Selbst bei litterarischen Unternehmungen ist dies der Fall. Es entstehen, so bald sich einige hierzu verbinden, Spaltungen und Gegenpartheien; und daher kann hier in Preussen keine periodische Schrift ein gewisses Glück machen. Ein Hauptgrund, daß man in Preussen so wenig Gemeinsinn findet, liegt wohl im verschiedenen Ursprunge der Eingebornen. Der deutsche Orden fand alte Preussen, Litthauer und Polen, die drei verschiedene Sprachen redeten. Die Colonisten, welche er nach Preussen führte, waren aus allen Gegenden Deutschlands. Die Baiern, wel-

che ein Dorf bevölkerten, fühlten wenig Anhänglichkeit für die Brandenburger, welche das nächste Dorf gebaut hatten, und von ihnen durch Mundart und Lebensweise verschieden waren. Unter den Fürsten aus dem Hause Brandenburg kamen allmälig mehrere Colonisten ins Land, hierunter nicht bloß Deutsche, sondern selbst Niederländer und Franzosen. Der Handel zog viele Ausländer nach Preussen. Dies that auch die Vergrößerung des Heeres und die noch immer bestehenden Werbungen. Selten giebt es einen Preussen aus den höhern Klassen des Bürgerstandes, der bis zum Großvater hinauf, nur lauter eingeborne Preussen unter seine Vorfahren zählen kann; und dies gilt auch bei dem preussischen Adel. Daher kann hier nicht, wie in den Reichsstädten, ein einziger Patrizier hunderte von Verwandten in Bewegung setzen; und daher ist im Ganzen der Zusammenhang nicht, den man in solchen Ländern findet, wo die Einwohner Jahrhunderte lang mit Fremden unvermischt blieben.

Mancherlei Umstände hinderten auch in Preussen den blühenden Wohlstand. Wäre in

Preussen der Sitz des Landesfürsten, so daß alle Einkünfte des Fürsten in der Provinz blieben. Giengen nicht seit der Errichtung unseres landschaftlichen Creditsystems jährlich ein beträchtliches baares Geld als Zinsen für von Ausländern gekaufte Pfandbriefe ausserhalb der Provinz, wäre Preussens Handel nicht zum Theil auch deshalb eingeschränkt, um die Fabriken anderer Provinzen zu erhalten; wäre Preussen, was es in Hinsicht seiner Lage seyn könnte, dasjenige an der Ostsee, was Holland an der Nordsee ist; kämen Danzig und Königsberg zu den nördlichen Ländern in ein solches Verhältniß, worin Hamburg und Lübeck in Betreff ihres Handels mit Deutschland stehen: dann müßte auch mehr Reichthum, hierdurch mehr Geschmack, mehr Theilnahme an Künsten und Wissenschaften, wenigstens mehr Liebhaberei im Lande seyn. Man bemerkt dies vorzüglich zwischen Danzig und Königsberg. Der Kaufmann zu Danzig, der sich jeden Vortheil des Handels eigen zu machen wußte, kennt schon die Liebhaberei, welche die müßigen Stunden des wohlhabenden füllt. Sammlun-

gen von Gemählden, Kupferstichen, Naturalien, Münzen und jene Menge, zum Theil kostbarer Gärten, welche Danzig umgeben, dienen davon zum Beweise, und man wird Dinge dieser Art in Königsberg ungleich seltener, ja beinahe gar nicht mehr finden. Die Verbindung Ost- und Westpreussens wird freilich den Ton beider Provinzen einander nähern; aber die polnische Sprache und die catholische Religion, welche im größten Theil Westpreussens herrschen, werden, so wie die Verschiedenheit der Sitten unter den Einwohnern, noch lange einen Preussen von dem andern trennen. Schwerlich wird daher in Preussen etwas einen Fortgang gewinnen, wozu die Uebereinstimmung vieler nothwendig ist.

Diese Gedanken beschäftigten mich auch auf meinem Wege nach Elbing, den die vielen Berge und der steinigte Boden sehr unangenehm macht. Jetzt hatten die starken Regengüsse noch mehr gethan. Sie hatten selbst die Brücke über einen kleinen Fluß hinweggerissen, und ich mußte deshalb meinen Weg

nicht ohne Gefahr durch eine Furth nach Elbing nehmen. Dieser Ort war in ältern Zeiten nicht unbeträchtlich, stand im hanseatischen Bunde und gehörte zu den sieben großen Städten Preussens. Doch gelangte er nie zu den großen Vortheilen, welche der Handel den beiden Städten, Danzig und Königsberg, verschaffte, die beide durch große schiffbare Flüsse begünstigt werden. Die Reformation fand hier bald Eingang, und man sieht es offenbar, daß der Mensch, befreit vom Joche des Aberglaubens und der Clerisei, auch im gemeinen Leben mit geübtern Kräften zu Werke geht. Dieses war auch vielleicht zu Elbing der Grund, daß nicht alle Arbeitsamkeit, aller Handelsfleiß selbst in jenem traurigen Zeitpunkte völlig niedergedruckt wurde, worin es unter Polens Herrschaft stand, denn die polnische Nation, die nur aus dem herrschenden Adel und den alles erduldenden Leibeignen bestand, hatte eigentlich keinen Bürgerstand. Die Klasse der Kaufleute und Handwerker bestand entweder aus verarmten Edelleuten, welche durch Treibung solcher Gewerbe ihren Adel verloren,

aus freigelassenen Leibeigenen und größtentheils aus Fremden. Daher auch in Warschau jene Menge von deutschen und französischen Handwerkern; und manche Handwerke, besonders die des Kirschners und Posamentierers, wurden in Polen auch häufig von Juden getrieben. Die meisten Städte standen unter adelicher Gerichtsbarkeit. Man fand daher gegen den Druck des Großen wenig oder gar keinen Schutz. Keine Polizey sorgte dafür, daß die Arbeit von gehöriger Güte verfertigt wurde. Fabriken kannte Polen beinahe gar nicht, und einige Versuche, wie z. B. die des Grafen Tiesenhausen, verunglückten gänzlich. Alles konnte daher in Polen eingeführt werden, denn eigentlichen Handel hatte Polen gar nicht. Die Kaufleute blieben größtentheils nur Krämer, und verkauften im Kleinen was sie aus Preussen, in spätern Zeiten auch von Leipzig und Frankfurt hergeholt hatten. Bloß die preussischen Städte, welche unter polnischer Oberherrschaft standen, machten davon eine Ausnahme; aber in den kleinern Städten zerstörte Polens Anarchie und die Gewaltthätigkei

ten der Großen die ehemalige deutsche Einrichtung. Polnische Sprache und Sitte fand in Westpreussen Eingang, mit ihnen auch polnische Denkungsart, nur Thorn, Elbing und Danzig behielten ihre ehemalige deutsche Verfassung, wenn diese auch gleich oft von den Polen angegriffen wurde. Daher hat denn Elbing noch das Ansehen mancher deutschen Handelsstädte: enge Straßen, Häuser mit dem Giebel nach vorne, hohe Austritte vor den Thüren und gewölbte Eingänge, die man Lauben, in Niedersachsen Löwden nennt; neugebaute Häuser machen hievon eine Ausnahme. Besonders verräth sich in denjenigen Häusern ein guter Geschmack, die seit der preussischen Besitznehmung gebaut wurden. Diese wurde für Elbing in jeder Hinsicht vortheilhaft. Preussen suchte Danzigs Handel dahin zu leiten, indem die Waaren, welche von Polen nach Danzig gingen, zehn Procent mehr an Abgaben entrichten mußten. Dies bewegte freilich viele Polen, lieber den Weg auf der Nogat nach Elbing, als den auf der Weichsel nach Danzig zu wählen. Aber doch hatte Elbing hierdurch

nicht so ausserordentliche Vortheile, als man es hätte glauben sollen. Danzigs reelle Handlungshäuser besaßen das Zutrauen des Ausländers. Er gab ihnen mehr Credit, wußte, daß er ihn dort sicher erhalten konnte, zweifelte nicht daran, daß jeder seiner Aufträge leicht befriedigt werden würde, ein Zutrauen, welches der neuangesetzte Kaufmann in Elbing erst erwerben mußte. Der Pole, der einmal seine zehn Procent bezahlt hatte, verkaufte nun in Danzig ohne weitere Umstände, und konnte dort leicht wieder jedes seiner Bedürfnisse erkaufen. Dieser Fall war in Elbing nicht. Er mußte dort sich den preussischen Accise- und Licent-Einrichtungen unterwerfen, weil er dagegen oft verstieß und nicht recht Bescheid damit wußte, mußte er sich dabei Gehülfen und Dollmetscher nehmen, bezahlte diese Leute beträchtlich, und machte oft Geschenke, wo er es nicht nöthig hatte, und dies veranlaßte schon einige Kosten. Der Elbinger muß sein Getreide erst auf Kähnen nach Pillau schicken. Er schlägt dies wieder auf die Waaren. Der Danziger, der diesen langen Transport bis

an die Schiffe nicht nöthig hat, konnte daher das Getreide besser bezahlen, und der Elbinger war nicht im Stande, wegen der vielen Handelsverböte, dem Polen alle Artikel, so wie er sie wünschte und gewohnt war, zu verschaffen. Die wenigen hier befindlichen großen Waarenlager hielten auf hohe Preise; dahingegen die Concurrenz zu Danzig die Preise der nämlichen Waaren zuweilen herabsetzte. Der Pole, an das schlechte Geld zu Danzig gewöhnt, glaubte schon hierdurch merklich zu gewinnen, und wußte sich wegen des andern Verhältnisses des preussischen Courant gegen die Dukaten in Elbing nicht zu helfen. Alle diese Umstände zogen, ungeachtet der hohen Abgabe, viele Polen nach Danzig, von dem Elbing nur immer eine mäßige Nebenbuhlerin bleibt. Die Danziger behaupten, die Schiffahrt nach Elbing sey dadurch begünstigt worden, daß man die Montauer Spitze gegen die Weichsel zu verlängert habe. Diese Montauer Spitze ist an der Stelle, wo sich die Weichsel und Nogat theilen, aus großen Balken errichtet, und dient hier zu einem Bollwerke, welches den Strom

am Abspühlen der Erde hindert. Das Wasser der Weichsel nimmt beinahe jährlich ab, und im Jahr 1797 sollte eine Commission prüfen, ob das Wasser der Weichsel daher abnehme, daß es durch Verlängerung dieser Spitze in die Nogat geleitet werde, oder ob nach der Behauptung der Elbinger das Wasser deshalb nach der Nogat ströme, weil dieser Fluß ein tieferes Bett als der Hauptstrom selbst habe. Ich legte diese Frage im gesellschaftlichen Gespräche einem sachkundigen Manne vor, und dieser sagte: die Nogat habe wirklich ein tieferes Flußbett erhalten, seitdem durch die Beschränkung der Weichsel das Wasser der Nogat eine stärkere Strömung erhalten habe; und dieses dürfte auch jetzt, da Danzig unter preussische Obrigkeit gekommen ist, den Handel der Stadt Elbing noch immer erhalten, wenn er gleich, da jetzt die Abgaben in Danzig und Elbing gleich sind, in mancher Hinsicht zum Vortheile Danzigs verlieren würde.

Die Stadt wird durch den Fluß Elbing in zwei Hauptabtheilungen, in die Alt- und Neu-

stadt abgetheilt, die zu polnischen Zeiten durch besondere Bevestigungswerke getrennt waren. Diese Vestungswerke sind nach dem Jahre 1772 abgetragen, und der vormals verschiedene Magistrat beider Städte ist jetzt vereinigt. In der Stadt selbst sind in den Häusern mehrentheils nur zwei Stockwerke zu Zimmern, die übrigen zu Getreideboden eingerichtet. Jetzt werden neue Häuser in besserem Geschmacke erbaut, und vorzüglich zeichnet sich der neue Markt als der schönste Theil Elbings aus. Allein es ist zu bedauren, daß viele der neuen Häuser auf Spekulation erbaut, äusserst hinfällig sind, ob sie gleich erst wenige Jahre stehen. Die Zahl der Häuser vermehrt sich noch jährlich. Im Jahr 1791 wurden 44 Häuser neu gebaut, und die Stadt enthielt nebst den Vorstädten 1406 Häuser mit Ziegeldächern und 549 mit Stroh- und Schindeldächern, 175 Scheunen und 11 wüste Stellen. Von diesen Häusern hatten 157 das Privilegium der Brauerei, welches aber von den Eigenthümern verkauft und verpachtet werden kann. Und da die Mälzenbräuerzunft diese Privilegien gern

an

an sich kauft, so nimmt hiedurch die Zahl der Brauhäuser jährlich ab, indem zugleich das Gewerbe der übrigen steigt.

Von ihren Vorstädten wird die Speicherinsel wichtig, die von dem Flusse Elbing und dem Stadtgraben umschlossen ist, und auch den Packhof enthält, auf welchem die ankommenden Waaren, so lange bis die Königlichen Abgaben entrichtet sind, aufbewahret werden. Die Sorgfalt für diese viele Waaren hat die Verordnung erzeugt, daß auf der ganzen Speicherinsel, die Königlichen Wachen ausgenommen, niemand Feuer machen darf. Und daher sind diejenigen Einwohner, welche hier ihre Gärten haben, bei dem Genusse derselben sehr eingeschränkt. Die Vorstadt Grubenhagen, welche hinter der Speicherinsel liegt, besteht aus Garten und Gartenhäuser und versorgt die Stadt mit Gemüse. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind das Rathhaus. Es ist ansehnlich; der Thurm aber verhältnißmässig zu niedrig. Es sollte auf ihm vor kurzem eine Uhr angebracht werden, welches aber, da

man bei dem Bau nicht hinreichend für den Platz gesorgt hatte, unmöglich wurde. Die Kirchen sind: die catholische Kirche zu St. Nikolai, welche viel durch Feuerschaden gelitten hat, die Marienkirche in der Altstadt, eben daselbst die heilige Geistkirche bei einem Hospitale gleiches Namens, von der die St. Elisabethskirche, bei dem Hospitale dieses Namens ein Filial ist; die heilige drei Königskirche in der Neustadt; in der Vorstadt, die Kirche zum heiligen Leichnam; auf dem heiligen Leichnamsdamm, die Kirche zu St. Annen, auf dem Mühlendamm; die St. Georgenkirche liegt auf dem Georgendamm, gehört zu dem Hospitale gleiches Namens und ist ein Filial der heiligen drei Königskirche. In der St. Georgen- und Elisabethskirche wird nur alle Vierteljahr, wenn Communion bei den Hospitaliten ist, Gottesdienst gehalten; und deshalb fällt es auf, daß keine dieser Kirchen den Reformirten eingeräumt wird, welche im Hause ihres Predigers Gottesdienst halten. Nach der ärgerlichen Anekdote in den Peripatetikern, die mir von einem reformirten Elbinger als

Wahrheit bestätiget wurde, sollte ich beinahe muthmaßen, daß hier gegen die Reformirten noch nicht ganz christliche Bruderliebe geübt werde. Doch die Achtung, womit man von dem Prediger Rogge, dem Feldprediger Meyer und dem catholischen Prediger Groß spricht, die nicht trockene Dogmatik zum Gegenstande ihrer Predigt machen, sondern durch ihre Kanzelvorträge Tugend und Sittlichkeit zu verbreiten streben; die Achtung dieser Männer bei den gebildeten Einwohnern Elbings ist auch von der Ueberzeugung unzertrennlich, daß wahre Aufklärung auch hier geliebt und befördert werde. In der heiligen Geistkirche hält das hier in Garnison liegende Regiment von Kalkreuth seinen Gottesdienst. Die Mennoniten versammeln sich in einem Privathause, und die Juden haben zu ihrem Gottesdienst ein Zimmer im Hause eines hiesigen Schutzjuden eingerichtet.

Das hiesige Gymnasium war vor Alters eine der ersten Schulanstalten und 24 kleine Zimmer unter dem Dache wurden vormals un-

entgeldlich als Wohnung an die Ausländer gegeben, welche dies Gymnasium besuchten. Das Gebäude des Gymnasiums selbst ist ansehnlich und liegt an einem mit Linden besetzten Platze. Der gegenwärtige Rektor Hartwich hat sich als technologischer Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht. Die vier ältesten Lehrer haben den Titel als Professoren. Die übrigen heißen Canditaten und letztere genießen auch eine freie Wohnung im Gymnasio. Eingeborne Elbinger, oder solche, welche dieses Gymnasium besucht haben und Theologie studierten, werden nach ihrer Rückkehr als Candidaten in das Elbingsche Ministerium aufgenommen und zu den Pfarrerstellen befördert, die der Magistrat vergiebt. Sie gelangen dazu nach der Zeitfolge, in welcher sie aufgenommen sind, und werden immer aus den schlechteren Pfarrstellen in die bessern befördert. Der blühende Zustand des Gymnasiums hat sich seit einiger Zeit sehr vermindert. Der emporsteigende Handel veranlaßte schon dadurch eine Verminderung der Schüler, weil sich viele frühzeitig dem Kaufmannsstande widmeten, und andere

wieder in dieser Absicht zur Erlernung der polnischen Sprache schon als Knaben nach Polen gesandt wurden. Auch war es den jungen Leuten unwillkommen, so lange auf diesem Gymnasio zu bleiben; sondern sie suchten die akademischen Studien, die hier getrieben werden, lieber auf den Akademien zu erlernen. Viel schadet aber auch, von der andern Seite, die ängstliche Beibehaltung jeder veralteten Gewohnheit. So gingen die Primaner mit Degen, die Secundaner mit blauen Mänteln zur Schule, und die ganze Schule folgt jeder ansehnlichen Leiche; der Aufwand von Zeit aber wird wohl schwerlich durch Betrachtung der Sterblichkeit bei den langsam nebenher wandernden Schüler und durch 15 Groschen ersetzt werden, welche an 6 Schüler erster Klasse für jede Leiche entrichtet werden. Wie sehr man an jedem veralteten hängt, davon zeigt eine Streitigkeit, die kürzlich einer der geschicktesten Candidaten hier hatte. Er hielt, als ihm die vierte Klasse übergeben wurde, eine Rede von der zweckmäßigen Einrichtung einer Schule. Man kann es sich wohl leicht

denken, daß er, ein Ankömmling bei dieser Lehranstalt, unmöglich die Absicht haben konnte, seine Collegen und die Vorgesetzten höherer Klassen zu beleidigen, da er doch nicht vermögend war, irgend eine Verbesserung im Ganzen einzuführen. Seine Collegen ahnden so etwas und forderten das Manuskript seiner Rede. Der Candidat trug Bedenken ihnen solches zu geben, und wurde deshalb beim Magistrat belangt, dem er das Manuskript einhändigte und die Sache hat für ihn keine nachtheilige Folgen gehabt.

Die Candidaten Elbings haben ausser dem Gymnasio zwei Erwerbsquellen, nemlich Privat-Information und das Anlegen kleiner Schulen. Dieses letztere hat für Elbing den Nutzen, daß nicht, wie es in manchen andern Städten der Fall ist, alte Weiber und invalide Soldaten, den Kindern die Anfangsgründe des Lesens und Christenthums einbläuen, und sie hiedurch mit Widerwillen gegen die ganze Sache erfüllen.

Als Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit dient die Bibliothek des Gymnasiums. Sie enthält einige schätzbare Sachen aus der vaterländischen Geschichte; und ich habe selbst Beweise der vorzüglichen Gefälligkeit erhalten, womit sie den Gebrauch gestattet. Die Sammlung von Münzen, Naturalien und Kunstsachen wird wenig benutzt. Ein ehemaliger Zögling des Gymnasiums, der hernach zu Tranquebar lebte, hat viele ostindische Seltenheiten hieher gesandt, wovon mir einiges völlig neu war. Nur schade ist's! daß er selbst seinen Geschenken keine Erläuterung beifügte. Der Kaufmann Abraham Grübnau hatte eine sehr vollständige Sammlung von preussischen und polnischen Münzen und Geschichtschreibern, worunter sich viele gute Handschriften befinden. Der Mechanikus Enders, der das Talent seines Vaters geerbt hat, würde gleich ihm, wahrscheinlich allgemein bekannt und geschätzt seyn, wenn er auch hier Aufmunterung und Erwerb fände. Er und seine Instrumente verdienen deshalb wenigstens diese öffentliche Anzeige und Empfehlung.

Die Stadt liegt, wie oben erzählt ist, am Flusse Elbing, der seinen Namen der Stadt gab. Denn schon im neunten Jahrhundert nannten uns Other und Wulfstan, zwei Angelsachsen, die auf Befehl Alfred des Großen eine Reise nach der Ostsee unternommen hatten, den Fluß Ilfing, welcher aus einem stehenden Wasser, dem Trusenmeere entsprang. Wir finden diesen letzten Namen im Drausensee wieder, aus welchem der Fluß Elbing entspringt. Die Einwohner der Niederung versorgen auf diesem Flusse Elbing mit Lebensmittel; zur Erleichterung des Handels aber ist er durch einen Canal, der die Krafohl heißt, mit der Nogat, einem Arme der Weichsel verbunden. Dieser Canal enthält zwei Schleusen, zu deren Unterhalt die durchgehenden Schiffe eine Abgabe erlegen müssen, welche von jeder Last Getreide ungefähr den zehnten Theil eines Thalers beträgt. Der Fluß Elbing hat indeß nicht solche Tiefe, daß Seeschiffe auf ihm einlaufen können, und im Jahr 1793 besaß Elbing 51 Bordinge oder kleine den Schiffen ähnlich erbaute Fahrzeuge und 25 Böte, durch

welche die Schiffe zu Pillau von Elbing aus Fracht erhielten, und die für Elbing bestimmten Waaren dahin geschafft wurden. Es war Gegenstand eines langen Streites, wo die Fracht mit den zu Pillau liegenden Schiffen abgeschlossen werden sollte. Endlich behauptete sich Königsberg im Besitz dieses Rechts, wozu Professor Krause durch eine Deduktion zum Vortheile Königsbergs, welcher diesen Gegenstand sehr gut und gründlich abhandelte, vieles beitrug. Der Fluß Elbing versorgt auch die Prauhäuser der Stadt mit Wasser. Dieses thut auch zum Theil ein Canal, den die Hannel heißt, welcher auch die Mühlen bei der Stadt treibt. Er wird jährlich einmal im Augustmonat gereinigt und ausgebessert, hat aber doch im trockenen Sommer wenig Wasser. Dies wurde vorzüglich im Jahr 1797, da die Mühlen häufig still standen, der Stadt sehr lästig. Um dies für die Zukunft zu hindern, wurde ein neuer Canal aus dem eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Seeteiche angelegt, der aber das Uebel nicht völlig hebt.

In unsern Zeiten ist Elbing vorzüglich durch seinen Handel, der seit der preussischen Besitznehmung so schnell empor gehoben wurde, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. Die Stadt war schon zur Zeit des deutschen Ordens durch Handel blühend, war wie schon oben gesagt ist, eine von Preussens sieben großen Städten, und gehörte zum hanseatischen Bunde. Unter polnischer Oberherrschaft stieg ihr Handel durch eine englische Societät, welche hier im Jahr 1577 entstand. Mancherlei Umstände waren indeß dem Handel nachtheilig, hierunter auch der Bann, welcher im Jahr 1615 über Elbing ausgesprochen wurde, weil die Protestanten die den Catholiken abgenommene Kirchen, vorzüglich die Kirche St. Nikolai, nicht wieder herausgeben wollten. Die Besitznehmung Elbings durch die Schweden im Kriege mit den Polen wurde dem Handel nachtheilig; bleibend aber war der Nachtheil, den Elbing durch den Mangel eines eignen Hafens drückte. Denn ob sich die Stadt gleich des Hafens zu Pillau bedienen konnte, so wirkten doch Verdingsfracht

und Zölle unvortheilhaft auf das Ganze des Handels. Da hier auch Familien-Verbindungen die Kaufmannschaft zusammenhielten, und jedem Fremden die Erlangung des Bürgerrechts erschwert wurde; so blieb schon aus diesem Grunde so manches zurück, welches seit der preussischen Besitznehmung im Jahr 1772 neues Leben erhielt. Eine Menge von Fremden wurde jetzt in die Stadt aufgenommen, alle Waaren, welche nach Danzig gingen, oder von daher kamen, mußten zehn Procent mehr als die Elbingschen Waaren und die nach Elbing gehenden Schiffe bei dem Fordanschen Zolle erlegen. Die Polen klagten (ob mit oder ohne Grund wagt der Verfasser dieser Nachrichten nicht zu entscheiden) daß manche Waaren besonders Holz oft unendlich weit über den wahren Werth geschätzt wurden. In dem Jahre 1787 behauptete gegen mich ein Consul einer Seemacht zu Danzig, daß die Abgabe von einem Holz-Transport zu fordern, durch die willkührliche Schätzung 75 Procent über den wahren Werth betragen habe. Die Wasserbauten sowohl an der Montauer Spitze als am Elbing-

schen Fahrwasser wurden mit der größten Aufmerksamkeit betrieben, und letzteres zwischen den Jahren 1775 bis 1778 völlig in Stand gesetzt. In diesem letzteren Jahre wurde auch das Banco-Comtoir in Elbing errichtet und den Kaufleuten hiedurch Gelegenheit verschafft, durch Aufnehmung von Capitalien und Verpfändung ihrer Waarenlager neue Fonds zur Ankaufung der polnischen Waaren aufzutreiben. Im Jahr 1786 gab mit Königlicher Bewilligung die Bank ein Capital von 40,000 Thalern zu 3 Procent, welches in getheilten Summen aus der Kaufmanns-Casse bis zum Jahre 1798 abgetragen werden sollte, zur Vertiefung des Fahrwassers, und durch eine Commission vom Magistrate und der Kaufmannschaft wurde mit Zuziehung von Bauverständigen dieses Geschäft besorgt.

So lange Elbing unter polnischer Oberherrschaft stand, strebte man nicht sowohl Elbings Handel durch innern Fleiß und Benutzung aller Vortheile, als vielmehr durch Gesetze und Privilegien zu heben. Das wichtigste hierun-

ter erfolgte am 14ten Julius 1556 und verlieh der Stadt das Stapelrecht, so daß keine Strom aufwärts gekommene Güter von hier zurückgeführt werden sollten, ohne drei Tage lang in Elbing Markt gehalten zu haben. Aber wichtiger als diese Begünstigung war der Nachtheil den Elbing im Jahr 1577 erlitt, als Danzig, welches den Stephan Bathori nicht für seinen König erkennen wollte, sondern es mit Maximilian von Oestreich hielt, mit Polen in einen förmlichen Krieg gerieth. Stephan suchte, um sich zu rächen, allen Handel von Danzig auf Elbing zu leiten. Als er aber die Belagerung von Danzig aufheben mußte, rächten sich die Danziger an Elbing durch Verbrennung der Speicher, plünderten das Elbingsche Gebiet, und suchten den Elbingern allen Handel zu rauben, indem sie einige Fahrzeuge in der Mündung des Flusses Elbing versenkten. Der König von Polen strebte durch einige Begünstigungen die Elbinger zu entschädigen. Mehr geschah solches durch eine Handelsgesellschaft, die sich in England nach dem Muster der deutschen Häuser gebildet hatte, und die sich wäh-

rend dieser Unruhen von Danzig nach Elbing zog, wo des hanseatischen Bundes und der Danziger Neid sie häufig, aber fruchtlos zu stöhren suchte, und Elbing endlich dahin bewegten, im Jahr 1600 durch eine förmliche Erklärung des Raths aus dem hanseatischen Bunde zu treten. So fruchtlos waren die Versuche, den englischen Handel von Elbing abzuleiten. Da aber auf dieser Stadt, die ihre Hauptkirche den Catholiken nicht einräumen wollte, von den Jahren 1612 bis 1616 der Bann ruhte und den Polen aller Handel mit Elbing untersagt war, so sank hiedurch zugleich der Absatz der Engländer, doch schien den Danzigern nicht der gehoffte Gewinn zu Theil zu werden, vielmehr schien den Danzigern die Drohung der Engländer, sich von Elbing nach Königsberg zu ziehen, höchst nachtheilig. Sie fielen daher auf eine neue Wendung, indem sie dem Könige von Polen eine vergrößerte Zolleinnahme hoffen ließen, wenn alle englische wollne Waaren mit dem Danziger Stempel versehen würden. Sie erreichten diesen Zweck im Jahr 1628, nachdem El-

bing, zwei Jahre vorher von den Schweden eingenommen war, und beförderten diese ihnen vortheilhafte Bestimmung des polnischen Reichstages durch verschiedene den Engländern in Danzig zugestandenen Vortheile. Im Jahr 1617 wurde zwar jedem preussischen Hafen der Tuchstempel zugestanden; allein Danzig wußte während des schwedischen Krieges im Jahr 1659 wieder sein altes Monopol zu erreichen, ohne daß der Olivische Frieden vom Jahre 1660, welcher den Städten Preussens ihre vormaligen Rechte zusicherte, den Handel nach Elbing zurückwandte, denn die Gestalt des Englischen Handels hatte sich jetzt sehr verändert. Die englischen Wollenwaaren wurden nicht roh nach Preussen gebracht und hier gefärbet und bereitet; sondern jede Waare kam jetzt völlig zubereitet. Der Handel wurde nicht mehr durch eine Compagnie, sondern durch einzelne Kaufleute betrieben, die ihren Aufenthalt nach Gutbefinden wählten, und hier nicht bloß die Fabrikwaaren ihres Vaterlandes abzusetzen suchten; sondern auch preussische und polnische Produkte einhandelten. Indeß war doch viel-

leicht die Erinnerung an die englische Societät eine Veranlassung dazu, daß in den Jahren 1756 und 1763 von französischen Hofe der Entwurf gemacht wurde, eine Handels-Societät in Elbing zu errichten. Der Tod des Königs von Polen, das darauf folgende Interregnum, die Schicksale Polens unter Stanislaus Augusts, und Frankreichs eigne Verhältnisse machten indeß, daß alles beim bloßen Entwurfe blieb.

Mehr als alles dieses wirkte die preussische Besitznehmung zum Vortheil Elbings, wohin sich aus den angezeigten Gründen ein großer Theil des ehemaligen Danziger Handels zog. Wie blühend dieser sey, beweisen die Aus- und Einfuhr-Listen. Auffallend ist es aber, daß im Verhältniß zu der großen Einfuhr aus dem ehemaligen Polen die Einfuhr derjenigen Waaren, deren Zurückfracht nach Polen unentbehrlich ist, wenigstens vormals unentbehrlich war, nicht verhältnißmäßig groß ist. Elbings Wollen-Fabriken haben sich auch nicht sonderlich gehoben. Im Jahr 1791 wurden

nur

nur 1740 kleine Stein Wolle zu eilf Pfund verarbeitet. Jetzt im Jahr 1798 enthält Elbing noch folgende Fabriken: die Tabaks-Fabrike des Kaufmann Alsen; die Seif- und Licht-Fabrike des Kaufmann Baumgärten, die Kraftmehl- oder Amidam-Fabriken des Stadtrath Passilger und der Commissionsräthin Römer, die Weedasche-Fabriken des Bürgermeister Hennig und des Commissionsrath Römer, und die von verschiedenen Theilnehmern angelegte Zucker-Fabrike.

Jetzt wird viel über die Frage gesprochen, ob Elbings Handel nach der Verbindung Danzigs mit dem preussischen Staate sich vollkommen erhalten werde. Die Elbinger bejahen, die Danziger verneinen diese Frage. Die Wahrscheinlichkeit scheint mir auf Seiten der letztern zu seyn; Gewißheit aber kann nur die Zukunft gewähren. So könnte ein Krieg, bey dem Danzig von der Seeseite angegriffen, hingegen das im innern des Landes mehr gedeckt liegende Elbing verschont bliebe, Wirkungen hervorbringen, die jetzt niemand berechnen kann.

Wenn mich gleich mein Weg dreimal durch Elbing führte; so war doch mein Aufenthalt zu kurz, um über den Ton und herrschenden Charakter gründlich urtheilen zu können. Doch wurde mir die Achtung für alles Englische auffallend. Die Nachahmungssucht schien mir etwas weit zu gehen: denn als mein Begleiter über einen Mann, der mit der Brill auf der Nase uns auf der Straße begegnete, sein Befremden äusserte, versicherte uns ein Eingeborner, daß man hier auch wohl einen Reuter zu Pferde und einen Tänzer in der Angloise mit der Brill auf der Nase sehen könne. Eingeborne klagten über den Luxus, der sich zugleich mit dem Handel vermehrt habe. Allgemein aber rühmte man die Wohlthätigkeit als einen herrschenden Charakterzug.

Das Gebiet von Elbing beträgt etwas über vier Quadrat-Meilen und ist wegen seiner großen Fruchtbarkeit allgemein bekannt. Die Gegend auf der Ost- und Nordseite der Stadt zeichnet sich durch ihre schöne Lage aus: denn hier fängt sich die mit Wald besetzte Höhe

an. Die Aussicht erstreckt sich über das Haf und bei heiterer Witterung erblickt man selbst Danzig in der Ferne. Die Süd- und Westseite ist jene fruchtbare Gegend, die den Namen des Werder führt. Ich eilte durch einen Theil derselben während der Nacht nach Marienburg.

Diese Stadt, zur Zeit, da Preussen dem deutschen Orden gehorchte, die Residenz des Hochmeisters, hat jetzt in seinem alten Schlosse noch Spuren des ehemaligen Ansehens. Sie liegt an den hohen Ufern der Nogat eines Arms der Weichsel, die sich anderthalb Meilen oberhalb Marienburg in zwei Arme theilt. Der linke behält den Namen des Hauptstroms der rechte, der sich ins frische Haf ergießt, erhält den Namen Nogat. Zwischen diesen beiden Armen liegt vorne das große marienburgische Werder, hinten aber das tiegenhöfsche, bahrenhöffsche Werder, und das elbingsche Stadtgebiet, nebst der nach Danzig gehörigen Scharpau oder dem scharbauischen Werder. Die Nogat ist voll von Sandbänken,

die man hier Sandhacken nennt. Sie verändern sich jährlich, vorzüglich durch den Eisgang, und dies erschwert die Schiffahrt, welche hier nur mit kleinen Fahrzeugen betrieben wird. Eine Brücke aus Prahmen gebaut, nur für den Sommer brauchbar, weil sie im späten Herbste abgenommen werden muß, führt über diesen Fluß, der beim Eisgange zu reißend ist, als daß die Wiederaufbauung einer stehenden Brücke, die sich vormals hier befand, jetzt wieder anzurathen wäre; um so mehr, da man, wenn selbst die gegenwärtige Brücke abgenommen werden muß, mit Prahmen über den Fluß gelangen kann. Die Brücke selbst gehört der Cämmerey und ist gegenwärtig verpachtet. Die Einwohner sind, wenn sie sich dieser Brücke bedienen, von allen Abgaben frey, von allen übrigen Personen, wenn sie darüber gehen, muß 1 Fl., von jedem Pferd oder Stück Rindvieh 3 Gr., und von jedem Gefäße, welches durch gelassen wird, nach Verhältniß seiner Größe 18 Gr. bis einen Thaler erlegt werden. Am Ufer des Flusses findet man viel Belemniten auch Muscheln und Knochen versteinert, wovon ich

aber, weil mir nichts vorgezeigt wurde, nic
näheres bestimmen kann. Die Stadt, wel
an der Ostseite der Nogat liegt, ist in eine
länglichten Vierecke, welches sich von Süden
nach Norden erstreckt, neben dem Flusse in ge-
rader Linie fortlaufend erbaut, und durch die
Vorstädte fließt der Mühlengraben, der hier in
die Nogat fällt. Ein großes Werk der alten
Baukunst, wovon hier in Preussen sich noch
Ueberreste erhalten haben, die der größten Auf-
merksamkeit des Kenners würdig sind. Allein
die Liebe zum Ausländischen macht, daß selbst
der Eingeborne die Gegenstände, die ihn um-
geben, vergißt. Wir staunen über den Canal
des Herzogs von Bridgewater und vergessen,
daß wir ein ähnliches Werk zu Danzig haben,
wo ein Fluß über den andern geleitet ist; und
der Marienburgsche Mühlengraben, ein Werk,
beinahe einer alten römischen Wasserleitung
gleich, ist zum Theil wohl aus dem Grunde,
weil er bei Marienburg durch seine geringe
Breite gar nicht auffällt, wie mancher brave
Mann unsers Vaterlands, der bloß im Stillen
wirkt, so vergessen, daß eine weitläuftige Aus-

einanderſetzung vielleicht ſchon deshalb nicht Misfallen erregt, weil ſie eine Art von Neuigkeit enthält.

Ein niedriges Stück Landes, jetzt die Letten genannt, im Amts Stuhm, halb nach Peterswalde, halb nach Görgendorf gehörig, und von den Einſaaſſen dieſer Dörfer für vier Huben und dreizehn Morgen cullmiſch verzinſet, lag zur Zeit des deutſchen Ordens wahrſcheinlich unter Waſſer, welches, da man jetzt nicht mehr den Waſſerſtand genau angeben kann, vielleicht auch einiges angrenzende Land bedeckte. Um dieſes Waſſer abzuleiten, legte der deutſche Orden einen Canal an, der ſich bei dem Dorfe Schrop in verſchiedene Abwäſſerungs-Canäle des kleinen Werders verliert. Dieſer Canal iſt zu manchen Zeiten, beſonders im Frühlinge, ſo tief, daß er mit Handkähnen befahren wird, und ungefähr eine Meile vom Dorfe Schrop, unweit Görgendorf, iſt darüber ein jetzt noch völlig unbeſchädigtes Gewölbe, zur Zeit des deutſchen Ordens erbaut. Dies Gewölbe hat 187 Fuß Länge, zwanzig Fuß Breite

re, und war, als es im Frühlinge 1797 gemessen wurde, sechs Fuß über der Wasserfläche. Oben über diesem Gewölbe geht ein zweiter Canal, der hier die Bache heißt, und der Marienburger Mühlen-Canal ist. Er nimmt in den gräflich stangenbergischen Gütern seinen Anfang, und geht fünf Meilen weit aus dem balauschen See bis in die Nogat, hat 25 Fuß Gefälle und treibet sechs Hauptmühlen und einige kleine Werke, wovon vier nebst einer Perlgraup- und Walkmühle um und bei Marienburg stehen. Bei seiner Anlegung hatte man große Hindernisse zu überwinden, es mußte nicht allein anderthalb Meilen von Marienburg das angezeigte Gewölbe erbauet, sondern Berge durchstochen und Thäler ausgefüllt werden. Aber alle Hindernisse schreckten die kühnen deutschen Männer nicht ab, deren anhaltendem Fleiße deshalb auch das Vorhaben gelingen mußte, Preussen, welches sie als eine Wüste voll Wälder und Sümpfe betraten, in eine der blühendsten und fruchtbarsten Provinzen des nördlichen Europa umzuschaffen.

In seiner alten ehrwürdigen äussern Gestalt hat das ehemalige Residenzschloß der Hochmeister, ebenfalls ein großes Werk der Baukunst, der Zeit, nicht aber der Hand der Oekonomen getrotzt. Es theilt sich in das alte und neue Schloß, wovon das erstere in Casernen verwandelt, das letztere zum Theil vom Herrn Baumeister Gylli in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg 1796 beschrieben ist. Jetzt sind der Architekt Rabe und der Kupferstecher Frick beschäftigt, die vorzüglichsten innern und äussern Theile dieses Schlosses zu zeichnen, die von ihnen in Kupfer gestochen und näher beschrieben werden sollen. Ich begnüge mich daher nur zu berühren, daß der größte Saal in diesem Gebäude 96 Fuß lang ist und auf 3 Säulen ruht, deren Schäfte aus Granit, 15 Zoll im Durchmesser, die Capitäler hingegen aus Marmor sind. Ob diese Steine vormals aus Schweden kamen, oder, ob sie sich hier im Lande vorfanden, ist ungewiß, das letztere aber wird wahrscheinlich, wenn man sich an den unbedeutenden Handel erinnert, der in dem Zeitalter, worin dies Schloß

erbaut wurde, zwischen Preussen und Schweden statt fand. Man findet auch hier in Preussen Kalksteine von beträchtlicher Größe, wie z. B. in der Gegend von Heiligenbeil, die über das frische Haf, auf der Nogat hieher gebracht werden konnten, und die großen Granitblöcke die man hin und wieder in den Sandbergen am Seeufer eingeschoben findet, können eben so leicht hieher gebracht seyn. Will man aber diese Steine nicht für preussisch gelten lassen, so können sie auch aus den gebirgigten Theilen Polens herrühren, und auf der Weichsel und Nogat hieher gebracht seyn. Jetzt dient dieser große Saal zum Exercierhause des hier in Garnison liegenden Regiments von Reinhard, und wird, weil darin bei der Besitznehmung Preussens der Eid geleistet wurde, gewöhnlich der Huldigungssaal genannt. Zur Zeit des deutschen Ordens diente er zur Haltung der großen Capitel, um derenwillen oft einige hundert Ordensbrüder zusammenkamen. Hier war es, wo der kriegerische Heinrich Reiß von Plauen und mehrere Hochmeister ihres Amts verlustig erklärt, Krieg und Frieden beschlos-

sen, und zu den Zeiten Ludwigs von Erlichshausen, aber nur einmal von den Ständen das große Landesgericht gehalten wurde, welches die Rechtsprüche des Ordens seiner Prüfung unterwarf. Ein anderes Zimmer, dessen Gewölbe auf einer einzigen Säule ruht, deren Schaft 18 Zoll im Durchmesser hat, ist jetzt zu acht Zimmern eingerichtet worden. Es war der Speisesaal des Hochmeisters und diente auch zu denen Versammlungen seines geheimen Raths. Hier wurde im Jahr 1410, als König Jagello von Polen, nach dem Siege bei Tannenberg, Marienburg belagerte, der verrätherische Plan gemacht, diese Säule durch einen Kanonenschuß umzustürzen, und durch den Einsturz des Gewölbes die versammelten Ritter, deren Muth sein Angriff hier nicht beugen konnte, zu zerschmettern. Ein verrätherischer Diener des Hochmeisters, legte der Säule gegen über, eine rothe Mütze auf das Fenster, damit der Büchsenmeister vom andern Ufer der Nogat, das Geschütz nach diesem Punkte richten und sogleich durch dieses Signal die Zeit der Versamlung erfahren könnte. Die

steinerne Stückkugel, welche noch in der Mauer gezeigt wird, gieng nur wenig Zoll bei dieser Säule vorüber. Eine Inschrift, welche das Andenken dieser Begebenheit enthielt, ist mit Kalk überstrichen, und hiedurch sind auch die alten Fresko-Malereien bedeckt; hin und wieder sieht man aber an den abgefallenen Stellen, daß auf einem hellfarbigten Grunde Figuren in ihrer natürlichen Größe abgemalt waren. Nach allen Ueberresten der Malerei in Preussen aus diesem Zeitalter, hat man nicht Ursache, den Verlust zu bedauren, und ein großes Marienbild, welches noch in einer vergoldeten Niesche ausserhalb dem Schlosse steht, beweißt daß der deutsche Orden für schöne Form und richtige Zeichnung keinen Sinn hatte. Die Nachbarschaft von Constantinopel, wo damals wahres Künstlertalent vernachlässigt wurde, konnte auf die Bildung des Ordens für Malerei und Bildhauerkunst, so lange er sich in Palästina aufhielt, keinen günstigen Eindruck machen. Die Schönheit der Farben und die Kostbarkeit des Materials gab nach der damaligen Meinung der Griechen den Kunstwerken

ihren Werth. Nur im Betreff der Baukunst hatten sich noch schöne Ueberreste des Alterthums erhalten, aber der arabische fälschlich gothische Styl in der Baukunst, verdrängte bei der freundschaftlichen Verbindung, worin Constantinopel mit den arabischen Califen in Spanien stand, und dem daher entspringenden Verkehr beider Völker, den richtigen Geschmack der Alten. Der kurze Aufenthalt des Ordens in Italien, war nicht hinreichend, seinen Geschmack zu verbessern. Er behielt die aus dem Orient mitgebrachte Bildung und neben der Hauptkirche zu Danzig, nach dem Muster der St. Sophienkirche in Constantinopel erbaut, entsprang eine Menge anderer Gebäude im gothischen Geschmack. Bei dem angezeigten Marienbilde sind die nackten Theile mit Farbe überstrichen, die Kleidung aber zeichnet sich durch Gold- Purpur und Lasurblau aus. Diese vortrefflich erhaltenen Farben, erregten allgemeine Bewunderung, bis man endlich den Grund entdeckte, der darin besteht, daß die ganze Kleidung eine mosaische Arbeit ist. Wahrscheinlich bekam der Orden durch seine

Verbindung mit Venedig, die kleinen gläsernen Prismen, aus welchen diese Figur besteht. Zwei Seiten dieser kleinen Glasstücke sind mit Gold und mit den angezeigten hellen Farben bezogen, welche durch die dritte unbedeckt gebliebene Seite durchschimmern. Die farbigten Seiten sind neben einander in den Kütt gedrückt, womit man diese Figur bestrichen hat, hiedurch bevestigt und zugleich vor den Wirkungen der Luft gesichert. Der Fleiß bei der Zusammensetzung war in der That groß, und beweist die klösterliche Geduld der Männer die sich damit beschäftigten. In einer Begräbniß-Capelle unter dem Schlosse zu Marienburg ist die Gruft der ehemaligen Hochmeister, welche den Namen der St. Annengruft führte. Jetzt sind die Meinungen getheilt, ob sie in dieser Capelle selbst beerdigt, und ihre Särge nebst ihren Gebeinen in der Folge von den Polen weggeschafft wurden, oder ob ihre Särge, wie die Sage geht, in einem tiefen gemauerten Brunnen versenkt wurden, der sich in dieser Capelle befindet, und mit einem großen Steine bedeckt ist, dessen Länge ungefähr 12,

seine Breite 7 Fuß beträgt. Die Schloß-capelle besitzt jetzt noch viel Silbergeräth und kostbare Gewänder, und über dem Altare ist jenes Marienbild, welches sich vormals in der zerstörten Capelle über dem Thor befand, die zu den Zeiten Gustav Adolphs, der sie bei einer Belagerung für hinderlich hielt, abgebrochen wurde, und seine Wunderkraft, die es ehedem reichlich bewies, jetzt völlig verloren hat. Die Pfarrkirche in der Stadt gehörte vormals den Lutheranern, die darüber vier Privilegien erhalten hatten. Dennoch wurde sie ihnen von der catholischen Geistlichkeit entrissen, hat aber jetzt durch die Länge der Zeit, durch Krieg und vorzüglich durch Wetterschläge gelitten. Der ansehnliche Kirchenschatz kann wohl einige Centner Silber betragen; nur schade! daß wahrscheinlich bald das Gebäude umgestürzt seyn wird, zu dessen Ausschmückung diese Menge von kostbaren Metallen bestimmt ist. Die Catholiken besitzen auch noch die St. Lorenz- und die Heiligegeist-Capelle, bei welcher letzteren ein Hospital ist. Vor Alters waren die Schloßcapelle und die Pfarrkirche

zu St. Hedwig zum Theil durch päbstliche Geschenke mit den seltensten Reliquien versorgt, die der Orden in den Zeiten der Noth für ansehnliche Summen verpfändete. Noch ist auf der Schloßbibliothek zu Königsberg eine Urkunde, woraus wir sehen, daß Balthasar, Herzog von Sagan, der dem Orden um das Jahr 1460 Hülfstruppen zugeführt hatte, als Unterpfand für den ihm schuldig gebliebenen Sold, ein Stück vom Kreutze Christi, ein Stück von unseres Herrgotts Rock, (so lauten die eignen Worte dieser Urkunde) und das Haupt der heiligen Barbara erhielt. Diesen heiligen Schädel hatte der Orden vom Pommerellischen Herzoge Swantopol erbeutet, und betrachtete ihn als Preussens Palladium. Jetzt haben die Lutheraner zu Marienburg ein Bethaus, worin in der Woche und von der Garnison Gottesdienst gehalten wird. Die im Jahr 1709 beinahe völlig neu erbauete lutherische St. Georgenkirche steht unter dem Patronate des Magistrats und der Gemeine, und es wird darin auch der Gottesdienst der Reformirten verrichtet. Die Orgel erhielt den

Beifall des hier durchreisenden Abts Vogler, und auf dem schönen Kirchhofe lag vor wenig Jahren ein sonderbarer Grabstein, auf welchem ein Skelet abgebildet war, welches auf einer Notentafel auf eine Pause deutete. Die Grabschrift: Hic iacet Iacobus Rudroff Cantor scholae Marienburgensis finale cecinit, war in Noten gesetzt, deren Linien aus Gebeinen bestanden, und statt den Köpfen der Noten dienten hier Todtenköpfe. Das Ganze schloß eine große Pause. Noch gehört zu den merkwürdigen Gebäuden Marienburgs der Buttermilchsthurm, von dem uns die Legende sagt, daß ihn die reichen Bauern des Dorfs Groß-Lichtenau zur Strafe ihres Ungehorsams und Muthwillens erbauen, zur Bereitung des Kalks statt Wasser Buttermilch nehmen, und als er vollendet war, ein Jahr lang darin gefangen sitzen mußten. Es ist möglich, daß die wohlhabenden Bauern dieser Gegend zur Strafe diesen Thurm erbauen mußten: allein daß man sich der Buttermilch zur Bereitung des Kalks bedient habe, klingt mährchenhaft. Der deutsche Orden bediente sich zur Bevestigung

des

des Mauerwerks keinesweges solcher Kunststücke, sondern die große Vestigkeit der Gewölbe zu Marienburg liegt wohl darin, daß sie nach der mir gegebenen Versicherung eines Bauverständigen größtentheils mit Gyps gemauert sind. Die Vestigkeit der Mauern aber hat in der Bereitung der Materialien und der Maurerarbeit selbst ihren Grund. Die Lage dieses runden Thurms an der Nogat, am äussersten Ende des Schlosses, die jetzt zum Theil verschütteten ausgemauerten Laufgraben, welche ihn umgeben, ob sie gleich jetzt gegen die Nogat zu hoch liegen, so wie seine sehr veste Bauart, mehr aber noch die oben angebrachten Einschnitte oder Brustwehren, machen es wahrscheinlich, daß er eher als Wachthurm zur Bevestigung dieses Orts als zum Gefängniß gedient habe. Die Bauart Marienburgs und aller Städte, die der Orden in Preussen anlegte, kommt derjenigen gleich, die man noch in einigen Städten Deutschlands findet. Die Giebel der Häuser stehen nach Vorne. Die Straßen sind enge und die untern Stockwerke deshalb dumpfig. Dies wird noch mehr durch

die Vorlauben der Häuser veranlaßt, welche auch den untern Zimmern zum Theil das Licht benehmen, und zu Marienburg sind diese Vorlauben bei den Häusern auf dem Markte allgemein, allein die Gewohnheit und der Vortheil hier im Trockenen gehen und Waaren feil halten zu können, hat sie auch wieder beliebt gemacht. Die Stadt enthält 814 Wohnhäuser, hierunter sind 140 Großbürgerhäuser, welche eine Viertel Hube Land haben, dieses ist verpachtet und trägt jedem Eigenthümer jährlich 17 bis 20 Thaler, 111 Buden oder solche Häuser, die weder Acker noch Braugerechtigkeit haben, liegen in den Ringmauern, und die Vorstädte enthalten 563 Häuser, 5 Gartenhäuser und 16 Scheunen. Ausserdem sind hier noch 10 Speicher, 14 Wagenschauer und 253 Ställe, 3 publike Malz- 3 publike Brauhäuser und 1 Brandhaus der Cämmerei gehörig. 526 Wohnhäuser sind mit Ziegeln, die übrigen mit Stroh gedeckt, und sämmtliche Gebäude stehen mit 182640 Thaler in der Feuerkasse. Ausser dem Flußwasser, welches zum Theil aus dem Mühlengraben durch Röh-

ren in die Stadt geleitet wird, erhalten verschiedene Brunnen ihr Wasser aus Quellen, und merkwürdig ist der sehr tiefe, gemauerte Brunnen des ehemaligen Schlosses oder der heutigen Casernen. Die Stadt besitzt 49 Huben und 5 Morgen. Auf diesen sind vier Dorfschaften und ein Vorwerk angelegt, und in diesen sind 591 Menschen befindlich. Die Cämmerei hat beträchtliche Einkünfte. Sie kommen aus dem Dorf Hoppenbruch, dem Dorf Vogelsang, dem Vorwerke Kuhbrache, dem Stadt-Malzhause, dem Stadt-Brauhause, dem Brandhause, der Brücke (und deren Zoll) über die Nogat, einigen Cämmerei-Huben, dem Grundzinse und dem Competenzgeldern. Gemäß dem Anschlage von den Jahren 1796 bis 1802 betragen die Cämmerei-Einkünfte jährlich 7681 Thaler, 45 Groschen, 4 Pfennige. Die sämmtliche Zahl der Einwohner beträgt 4784 Menschen mit Ausnahme der Garnison, die aus zwölf Compagnien des Infanterie-Regiments von Reinhard besteht, und die Zahl der Bedienten, Frauen und Kinder beträgt 892 Personen. Die Einwohner sind

beinahe durchgängig Deutsche; auf den Vorstädten aber findet man einige Polen. Der Religion nach zerfallen die Einwohner in 806 lutherische Familien, welche aus 3031 Seelen bestehen. Zwölf reformirte Familien enthalten nur 48 Personen. 511 catholische Familien bestehen aus 1534 Personen, und 173 Menschen sind in 39 Familien der Mennoniten enthalten. Diese letzteren haben ihr Bethaus ausserhalb der Stadt im Dorfe Heubude. Die Juden dürfen zu Marienburg gar nicht wohnen, weil schon der deutsche Orden diese Gegner des Christenthüms nicht in seinem Hauptsitz duldete, und diese Einrichtung hat sich in der Folge erhalten. Das Jahr 1796 war für die Bevölkerung nicht günstig. Es wurden 52 Paar getraut: allein es starben 228 Menschen und es wurden dagegen nur 173 geboren. Zur Erziehung der Einwohner sind 6 Schulen. Die lateinische Schule, welche auch zur Akademie vorbereitet, wird von mehr als hundert Schülern besucht, unter denen sich auch viele Auswärtige befinden, die um des Unterrichts willen hieher gegeben sind. Der dritte lutherische

Geistliche ist zugleich erster Lehrer. Ausserdem arbeiten an dieser Schule: ein Conrector, ein Collega und ein Schreib- und Rechenmeister, der zugleich die sechste Klasse unterrichtet. Die Schule hat sich jetzt vielen Beifall erworben. Die Zahl der Schüler vermehrt sich nach neuern Nachrichten, und auf den Vorschlag des jetzigen Prediger Jachmann ist mit der größten Bereitwilligkeit von den wohlthätigen Einwohnern eine Schulbibliothek angelegt worden, die auch eine Sammlung von Instrumenten und Naturalien enthält. Fünf kleine Schulen sind: die polnische oder Mädchenschule, die vorstädtische oder Küsterschule, die Königliche Freischule auf der Vorstadt, die Armen-Industrie-Schule und die sehr gut eingerichtete Regimentsschule. Die Catholiken haben hier eine besondre Schule, welche man gewöhnlich die Pfarrschule nennt, und es stehen daran zwei Lehrer. Allein sie gleicht den mehresten catholischen Schulen in Preussen, die schon wegen ihrer innern Beschaffenheit und der Bildung ihrer Lehrer nicht ganz zweckmäßig seyn können.

Die Collegien, welche sich in dieser Stadt befinden, sind: ausser dem Magistrate, der gegenwärtig aus zwei Bürgermeistern und sieben andern Rathsverwandten und Assessoren besteht: das Groß-Werder-Vogtei-Gericht, es hat die Gerichtsbarkeit über alle Cöllmer, Emphiteuten und Gerichtseinsaassen, des großen Werders und des Amts Tiegenhoff. Die des kleinen Werders stehen unter dem Justizamte und die Intendantur hat die Polizei-Aufsicht über alle Dörfer des Amtes Marienburg. Hier ist auch das Hebammen-Institut für Westpreussen und eine Salzniederlage. Die Nahrung der Einwohner war vormals weit lebhafter. Sie wurde durch manchen Zeitpunkt begünstigt; besonders während des siebenjährigen Krieges, da die Russen hier ihr Hauptquartier hatten, ihre Beute wohlfeil verkauften und ihre Bedürfnisse theuer bezahlten. Von einer Seite gewannen die Einwohner vorzüglich durch Lieferungen, an Wohlhabenheit; litten aber von der andern Seite, weil durch die Leichtigkeit des Erwerbs Luxus befördert und mühsamer Fleiß verringert wurde, eine Anga-

be, die von manchem Einheimischen behauptet, von andern aber völlig geleugnet wird und bei der man hoffentlich, wie überall, auf der Mittelstraße am sichersten geht. Jetzt sind die Nahrungsquellen der Einwohner ausser den gewöhnlichen Erwerb: Brauerei und Holzhandel. Die erstere ist deshalb beträchtlich, weil durch das Recht der Zwangsmeile 58 Krüge genöthigt werden, ihren Bedarf aus der Stadt zu nehmen. Im Jahr 1796 wurden daher 11265 Tonnen Bier gebraut und 920 Ohm Branntwein gebrannt, wovon vieles auch auswärts zum Theil nach Graudenz verführt wurde. Das Recht der Zwangsmeile, welches den kleinen Städten Westpreussens oft so vortheilhaft wird, bei den kleinen Städten Ostpreussens aber zum Theil verloren gegangen ist, besteht darin, daß eine Meile rund um die Stadt niemand Bier brauen darf, und dieses hat sich vorzüglich in Westpreussen dadurch erhalten, daß die kleinen Städte, als sie sich vom Orden trennten, sich dieses Privilegium von dem König von Polen ausdrücklich bestätigen ließen, welches nachher, gemäß dem in

Polen üblichen Verfahren, jedem neuen Kö-
nige zur Bestätigung vorgelegt und hiedurch
immer in der Ausübung erhalten wurde; ob
es gleich bei manchen kleinen Städten von pol-
nischen Großen und Gutsbesitzern häufig ange-
fochten. Das aus Polen kommende Holz, wel-
ches auf der Nogat hier vorüber geht, wird
zum Theil von den Einwohnern aufgekauft und
weiter verhandelt. Ob der vormalige Getrei-
de- und Viehhandel nach Danzig, welcher nach
mir gemachten mündlichen Erzählungen vor
Alters statt fand, und durch die hohen Zölle
vernichtet wurde, sich jetzt, da Danzig eben-
falls zum preussischen Staate gehört, allmäh-
lig wieder finden werde, dies muß die Zukunft
entscheiden. Der Getreidehandel kann indeß nie
beträchtlich werden, weil Marienburg bloß den
Einwohnern der Höhe ihr Getreide abkauft und
weiter verführt; hingegen die Einwohner der
Werder ihr Getreide immer für eigne Rech-
nung in Kähnen nach Elbing und Danzig ver-
schiffen. Jetzt beträgt der Werth des nach der
umliegenden Gegend und nach Elbing verführ-
ten Holzes jährlich 300,000 Thaler. An Vor-

sten und Federn werden jährlich von hier ungefähr für 70,000 Thaler ausgeführt, und von ganz und halb baumwollnen Zeugen, werden für 50000 Thaler größtentheils nach Südpreussen abgesetzt. Diese letzteren Waaren liefert die auf dem Schlosse von Privatpersonen errichtete Baumwollenfabrique, worin vier Meister und einige Gesellen arbeiten. 1398 Stein Wolle wurden im Jahr 1796 zu 219 Stück Rasch und zu andern wollenen Zeugen verarbeitet. Der Mühlenmeister und Mühleninspektor Menzel, ein Mann, der in seinem Fache viel Kenntnisse besitzt, läßt in der von ihm angelegten Graupmühle viel Perlgraupe verfertigen, welche vorzüglich guten Absatz nach Südpreussen, zum Theil auch nach Königsberg findet. Auch hat er seit kurzem eine Oelmühle angelegt. Ueberhaupt hat Marienburg eine vortreffliche Lage zur Fabrikstadt, durch die Fruchtbarkeit der benachbarten Gegend, und den schiffbaren Fluß, der es mit Südpreussen, Danzig und Elbing in Verbindung setzt.

Dasjenige aber, wodurch sich Marienburg vorzüglich auszeichnet, sind die musterhaften

Armenanstalten. Sie hätten freilich ihre gegenwärtige Gestalt nicht erreicht, wenn Wohlthätigkeit nicht ein herrschender Charakterzug der Einwohner wäre. Ueberhaupt haben die Marienburger durch die Fruchtbarkeit des benachbarten Bodens und durch Lebhaftigkeit der bürgerlichen Gewerbe, einen gewissen Wohlstand und hiedurch eine Cultur erhalten, die den Menschen immer geneigt macht zum Besten des Nächsten thätig zu seyn. Allein bei dieser vortheilhaften Stimmung verdient doch immer der, welcher diese Wohlthätigkeit zweckmäßig zu leiten wußte, eine ehrenvolle Erwähnung und die Sache deshalb weitläuftige Auseinandersetzung, weil sie noch in mancher Stadt mit Nutzen nachgeahmt werden könnte. Der Prediger Haynel bei der lutherischen Kirche zu Marienburg, fand bei seiner Ankunft, daß der fünf und zwanzigste Einwohner ein Bettler sey, und er am Ende des Jahres den sechszehnten Theil seines Einkommens an Bettler gegeben hätte. Er erhielt Beweise von der Wohlthätigkeit der Einwohner gegen die Bettler, vom Muthwillen der letztern, und den

fruchtlosen Versuchen diesem Uebel zu steuern. Dieses machte sein Nachdenken rege, und veranlaßte ihn zur Entwerfung eines Plans, den er jedem, der ihn sehen wollte, mittheilte. Manche gute Menschen nahmen für die Sache Theil, hierunter vorzüglich der Freiherr von Schröder, Präsident der Regierung zu Marienwerder, ein thätiger Beförderer alles Nützlichen und Guten, auch den Magistrat zu Marienburg zur Ausführung dieses Planes aufmunterte.

Am 1sten Februar 1789 wurden in einer Predigt die Einwohner zur Wohlthätigkeit aufgemuntert, und mit diesem Plane selbst bekannt gemacht. Mit einem Schreiben des Magistrats an die Bürgerschaft versehen, gingen die beiden lutherischen deutschen Prediger und zwei Mitglieder des Magistrats, in die Häuser der Einwohner, um sie dahin zu bewegen, wöchentlich einen bestimmten Beitrag zur Armencasse zu unterzeichnen. Es wurden hierdurch gleich anfänglich 3594 Gulden, 28 Groschen für das erste Jahr unterschrieben.

Jährlich sollte diese Unterschrift erneuert werden, damit jeder seinen veränderten Umständen gemäß den Beitrag erhöhen oder vermindern könnte. Die Häuser derjenigen von denen man befürchtete, daß der Beitrag für sie drückend werden könnte, gieng man vorüber, und selbst die, welche im ersten Feuer ansehnliche Beiträge unterzeichnen wollten, wurden zur Mäßigung ihrer Wohlthaten bewegt. Jetzt wurde ein Verzeichniß der Bettler entworfen, ihrer waren 164 Erwachsene und 59 Kinder. Hierunter waren 106 Catholische, 44 Lutherische und 1 Reformirter. Die Religion der übrigen war nicht angezeigt. Zwei Drittheil durften nur hiervon verpflegt werden: denn ein Drittheil bestand entweder aus jungen gesunden Leuten, die noch arbeiten konnten, oder aus solchen die nicht aus Marienburg gebürtig, und auch noch nicht drei Jahre in Marienburg einheimisch waren. Unter dem 8ten August 1789 ernannte die Westpreussische Regierung eine Armencommißion, welche aus dem Direktor des Groß-Werder-Vogtei-Gerichts Iverson, den Predigern Wunsch und Haynel,

dem Rathsverwandten Schmidt, und dem Stadtkämmerer Wegner, bestand. Von diesen Männern wurde jetzt der Haynelsche Plan ausgeführt, die Hausarmen gehörig unterstützt, dem Einwandern auswärtiger Armen entgegengewirkt, Spinnstuben angelegt, die im Winter geheitzt und erleuchtet wurden, und jedem Armen, der arbeiten wollte, Arbeit verschafften. Für die Kranken wurde ein Lazareth angelegt; für arme Kinder eine Industrieschule. Alle Armen wurden in besondre Klassen getheilt, und nach dem Verhältnisse ihres Unvermögens zur Arbeit unterstützt; hiedurch die Straßenbettelei völlig gesteuert, die Zahl der Armen vermindert, selbst bei manchem die völlige Verarmung verhütet und hierdurch der gesuchte Zweck völlig erreicht. Freilich fehlt noch manches, z. B. die Errichtung eines Krankenhauses für erkranktes Gesinde, ein L'homme barde, wodurch man gegen mäßige Zinsen auf ein Unterpfand Geld erhielte; aber da die Einwohner dies selbst für zweckmäßig anerkennen und wünschen, so läßt sich auch noch manches in der Folge hoffen.

Die Gegend um Marienburg schafft so manchem, der nur arbeiten will, einen reichlichen Erwerb. Sie wird das Werder genannt, und gehört ihrer Fruchtbarkeit nach zu den merkwürdigsten Gegenden Preussens. Das große Werder hält von Süden nach Norden 5 Meilen, von Osten nach Westen 2 Meilen. Das zweite oder kleine Werder hat von Süden nach Norden 2½ Meile, von Osten nach Westen 2 Meilen. Diese beiden Werder halten 6000 Huben in sich, werden durch sehr kostbare Dämme gegen die Ueberschwemmung der Weichsel und Nogat gesichert, und tragen dem Könige an Steuer und Grundzins jährlich über 80,000 Thaler. Mancher Bauer, vorzüglich im kleinen Werder, bewohnt ein so schönes Gebäude, und hat einen solchen Vorrath an Silbergeräth, daß der Ausländer dadurch zum Erstaunen gereizt wird. Allein die Hube des schlechtesten Ackers wird hier mit 2000, die des besten mit 8000 Thaler und zuweilen noch höher bezahlt, und daher ist der Eigenthümer von 10 Huben ein sehr ansehnlich begüterter Mann. Ungeachtet dieser ausserordentlichen

Fruchtbarkeit, ist die Niederung schlecht bevölkert, weil die Grundstücke zu groß sind, der Eigenthümer wegen Fruchtbarkeit des Bodens auf jede Handbreit Erde geitzt, dem Einsaassen nicht einmal ein kleines Gärtchen gerne einräumt, und schon ungern einen Flecken seines Bodens zu einem Gebäude bestimmt, daher kann auch der Eigenthümer die Arbeit nicht bestreiten, bezahlt jeden reichlich, der ihm hülfreiche Hand leistet, und dies lockt vorzüglich zur Erndtezeit ganze Schwärme von Taglöhnern aus Ost- und Südpreussen hieher. Mit diesen wird entweder der Abschnitt im Ganzen oder nach der Morgenzahl verabredet, und gewöhnlich bekommt der Arbeiter die freie Kost, 54 bis 60 Groschen für den Morgen cullmisch. Der Obstbau wird in dieser Gegend sehr hoch getrieben. Daß ein Obstgarten 500 Thaler Pacht trägt, ist häufig, und im Jahr 1796 trug ein Obstgarten zu Rothenbude hinter Marienwerder 1300 Thaler Pacht. Die Fruchtbarkeit in diesen Gegenden ist so ausserordentlich, daß bei einer schlechten Erndte der zwölf- in mittelmäßigen Jahren der zwanzig-

und bei vorzüglichen Erndten der dreißigfache Ertrag gewöhnlich ist. Bei diesen Herrlichkeiten auf der einen Seite haben die Einwohner auf der andern manches Ungemach. Die Beackerungskosten sind sehr hoch. Ein Knecht bekommt jährlich 40 Thaler und täglich dreimal Fleischspeisen. Der völlige Holzmangel, der bei unserem nördlichen Klima gewiß sehr drückend ist, zwingt die Menschen, sich der Stoppeln und selbst des getrockneten Kuhdüngers zur Feurung zu bedienen. Die niedrige Lage des Bodens macht kostbare Wasserleitungen nothwendig. In den niedrigsten Gegenden sieht man alle fünf- bis sechshundert Schritt eine Windmühle, welche ein Rad mit zwölf Wasserschaufeln treibt. Durch diese wird das Wasser vom Lande gehoben, oft von einer Mühle der andern und endlich den Abwässerungscanälen zugeführt. Die Unterhaltung der Dämme ist sehr kostbar und die Natural-Abgaben so wie die Dammfuhren haben einen ausserordentlichen Einfluß auf den Werth der Grundstücke, so daß zwei Grundstücke von gleicher Größe und Güte einen sehr verschiedenen

nen Preis haben, wenn eines darunter zu vielen Diensten bei entlegenen Dämmen verpflichtet ist. Diese Dammfuhren werden noch dadurch kostbar und beschwerlich, daß jeder Einwohner der Niederung gewöhnlich nur acht Pferde, die mit hartem Futter ernährt und täglich zur Beackerung gebraucht werden, bei seinem Hofe behält. Die übrigen Pferde werden auf Gemeinweiden gebracht, auch die Kühe werden im Sommer auf besondere Weideländer getrieben. Jeder Hof besitzt solche Länder am Drausensee, am Fluß Elbing und andern Orten, zuweilen in Entfernung von einigen Meilen. Hier werden die Kühe verpachtet, und die Pacht entweder in baarem Gelde oder in Butter und Käse entrichtet.

Nicht selten leiden die Werder durch die Ausbrüche der Weichsel, deren Eis zuweilen früher, als das der Nogat aufgeht; oder letzteres wird auch durch die engen Ufer oder vielen Krümmungen der Nogat aufgehalten. Das Wasser und Eis der Weichsel bringen mit Heftigkeit heran. Eine Eistafel schiebt sich auf

die andere, das Eis verstopft dann zuweilen die Nogat bis auf den Boden, und steht oft Anhöhen gleich zwischen den Dämmen. Diese werden alsdenn vom Wasser überströmt, weggespült oder durchrissen, und die niedrigen Gegenden sind alsdenn den schrecklichsten Verheerungen ausgesetzt. Ein schrecklicher Ausbruch ereignete sich im Jahr 1786. Die Weichsel durchriß den Damm bei Halbstadt. Ganze Dörfer wurden mit Menschen und Vieh fortgerissen. An einigen Stellen stand das Wasser vierzig Fuß hoch über dem vormals trockenen Lande. Und an manchen Stellen bedeckte der todte Sand siebenzehn Fuß hoch den vormals fruchtbaren Boden, so daß hiedurch Marschländer in Sandwüsten verwandelt wurden. Dieses Schicksal betraf auch die Dörfer Groß- und Klein-Usnitz im Amte Stuhm, die nach der Zeit nur zum Theil kümmerlich wieder erbaut wurden, und deren jetzige Einwohner sich kaum als Taglöhner ernähren können. Der große Friedrich endete sein für den preussischen Staat so wohlthätiges Leben, indem er zur Milderung dieses Unglücks 2,000000

Thaler Retablissementsgelder für Westpreussen anwies, wovon in der Folge nur 800000 Thaler ausgezahlt wurden. Wenn daher eine große Wasserfluth oder ein Eisgang entsteht, dann ist auf allen Gesichtern Angst und Besorgniß zu lesen. Ueberall sieht man dann Wachten und Vorkehrungsmittel gegen die zu befürchtende Gefahr. Um das Wasser gehörig zu leiten, ist da, wo sich die Weichsel und Nogat theilen, eine aus großen aneinander bevestigten Balken errichtete Spitze erbaut, welche dieser Gegend den Namen der Montauer Spitze giebt. Jezt steht hier der einzige in der Niederung befindliche Wald, der die Ruinen der Vestung Zanthier bedeckt, durch welche der pommerellische Herzog Swantopol dem deutschen Orden die Schiffahrt auf der Weichsel zu sperren suchte, und die nach den Muthmaßungen anderer auf dem dieser Spitze gegenüber liegenden weißen Berge stand. Ich werde diesen Ort, von dem die besten preussischen Käse, die von Liebhabern den holländischen vorgezogen werden, den Namen der Montauer Käse erhalten, in der Folge nochmals berüh-

ren, und kehre jezt zu den Einwohnern der Niederung zurück.

Die Wohlhabenheit der Einwohner macht, daß sie sich selbst nicht mit dem Ackerbau beschäftigen. Sie leben daher fast ohne alle Beschäftigung. Dieses gemächliche Wohlleben aber fesselt sie an ihren Stand. Ein Handwerk wählen sie nie; und nur selten widmet sich ein Eingeborner dem Kaufmannsstande. Daß sich hier, wie in der Schweiz, mancher Bauer mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen sollte, ist unerhört. Doch haben sich zuweilen Einwohner mit mechanischen Arbeiten beschäftigt, und vor wenig Jahren wurden noch gute forte pianos von Männern verfertigt, die zufällig dies Instrument gesehen hatten und es ohne Anleitung nachahmten. Ueberhaupt ist Musik bei den wohlhabenden Einwohnern beliebt, die auch gewöhnlich ihre Kinder darin unterrichten lassen. In manchen Stücken sind sie ihren alten Sitten treu geblieben. Doch haben sie schon vieles nach dem gegenwärtigen Luxus gemodelt, der hier in manchen Stücken

schon sehr groß ist. So erzählte man mir bei meiner Durchreise von einem Hochzeitfeste, wobei man bloß für Karpen vierzig Thaler ausgegeben hätte, und als ein charakteristischer Zug verdient die besondere Reinlichkeit angemerkt zu werden, die besonders bei den hölzernen Milchgefäßen gleich ins Auge fällt.

Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieser Gegend kann man es sich erklären, wie im vorigen Jahrhundert die schwedischen Könige Gustav Adolph und Carl Gustav, sich mit ihren ansehnlichen Heeren so lange hier behaupten und ernähren konnten. Bei Marienburg sieht man noch die Spuren vom Lager Gustav Adolphs. Sein rechter Flügel war an das westliche, der linke an das östliche Ufer der Nogat gelehnt, welche ihm zugleich durch die Krümmung, in welcher sie Marienburg umfließt, den Rücken deckte. Auf meinem Wege nach Stuhm, lag ohnfern der Landstraße, wahrscheinlich noch ein anderer Ueberrest aus diesem Kriege, und schien den ehemaligen Ruinen nach entweder eine Kirche oder ein Schloß

gewesen zu seyn. Der Vertrag zu Stuhms- dorf that diesem Kriege Einhalt, und ohnweit der Landstraße nahe bei dem Dorfe, liegt noch ein großer unbehauener Stein, worin das Jahr 1635, in welchem dieser Waffenstillstand ge- schlossen wurde, eingehauen ist.

Das Städtchen Stuhm liegt eine viertel Meile davon, und besteht gegenwärtig aus funf- zig Großbürger- und funfzehn Kleinbürger- Häusern, aus sieben und dreißig Scheunen und zwei und funfzig Ställen. Es ist hier eine catholische, eine lutherische Kirche und ein jü- disches Bethaus. Wie schlecht aber diese Ge- bäude sind, läßt sich daraus urtheilen, weil sie nur in der Feuerkasse mit 14,570 Thaler ver- sichert stehen. Der zur Stadt gehörige Acker beträgt sieben und vierzig Huben cullmisch. Die Einkünfte der Cämmerei sind jährlich 574 Thaler 58 Groschen 15½ Pfennig. Die jähr- lichen Ausgaben sind 474 Thaler 58 Groschen 15½ Pfennig. Der Ueberschuß wird zur Til- gung der Cämmerei-Schulden verwandt, wo- zu noch zehn Jahre erforderlich sind. Auf der

Stelle des ehemals vom deutschen Orden hier erbauten Schlosses, steht jetzt das Domainen-Amt. Zu den merkwürdigen Ueberresten gehört ein Brunnen, der 107 Fuß tief, und mit gehauenen Steinen, deren Klammern mit Blei ausgegossen sind, ausgesetzt ist. Brunnen dieser Art findet man in verschiedenen Schlössern, und man hat keinen Beweis, daß dieses Bley durch die Länge der Zeit und das Wasser in Schieferweis verwandelt, und hierdurch der Gesundheit der Menschen oder des Viehes nachtheilig geworden wäre. Es ist aber vielleicht auch nur in soweit angewandt, als die Steine nicht vom Wasser berührt werden. Der ganze Hof des Domainen-Amts tönt hohl, weil unter ihm Gewölbe enthalten sind, deren Eingänge zum Theil vergessen sind. Der gegenwärtige Domainen-Beamte ließ ein Paar dieser Gewölbe öffnen, ohne etwas darin zu finden, wodurch der ehemalige Gebrauch hätte erwiesen werden können. Ueberhaupt wurde mir häufig die Frage gemacht, wozu sich der Orden dieser vielen unterirrdischen Gewölbe bedient habe, die oft zwei bis drei unterirrdi-

sche Stockwerke bilden, wovon sich jeder noch im Schlosse zu Marienwerder überzeugen kann, wo sich diese übereinanderstehende Gewölbe noch unbeschädigt erhalten haben? Dieses würde wegen ihres festen Mauerwerks auch noch bei vielen andern Schlössern der Fall gewesen seyn, wenn man diese Gewölbe nicht, als jetzt unzweckmäßig völlig vernachläßigt, oder bei veränderter Bauart der Schlösser durch den Schutt dessen Abführungskosten man hierdurch zu ersparen suchte, verschüttet hätte.

Die Einbildungskraft so mancher Personen, die durch Ritterromane zum Schauerlichen gewöhnt wurden, erklärt diese unterirrdischen Gewölbe theils für die Herberge des Vorraths von Wein, der die ritterlichen Humpen füllte, theils für schreckliche Gefängnisse, worin die Unschuld schmachtete: aber keins von beiden fand hier bei den Ordensschlössern statt. Ein Burgverließ und Weinkeller waren freilich in jedem Schlosse, und wenn es viele Gefangene gab, so sperrte man sie auch wohl in ein solches unterirrdisches Gewölbe, so wie

heutiges Tages in die Casematten. In der Regel aber waren unsere Vorfahren nicht grausam. Sie hatten ungeschwächte Körper, stärkere Nerven, und waren folglich weniger reitzbar; aber so wenig ihre Phantasie in üppigen Bildern schwelgte, so wenig kannten sie auch überlegte Grausamkeit. Sie brachten den Verbrecher, den sie verabscheuten, und der durch sein Leugnen sie zum Zorne gereitzt hatte, in die Marterkammer. Der Mönch, der seinen Gott beleidigt glaubte, hielt keine Marter zu groß für den Feind der Gottheit. Allein der Ritter schlug bloß mit dem Schwerdte drein, wenn Kriegsgeschäfte es nothwendig machten oder seine Wuth gereitzt war, und überlegte planmäßige Grausamkeit, lange vorher erbaute schreckliche Gefängnisse waren nicht im Charakter dieser rohen — aber nicht entkräfteten Menschen, sondern gehören nur in das Zeitalter eines Tibers oder Caligula, Ludwig des eilften oder des vierzehnten, nemlich in das Zeitalter solcher Menschen, die Weichlichkeit und Wollust abgestumpft hat, worin der abgestumpfte Unterthan Thier ge-

nug geworden ist, solches zu dulden, und der abgestumpfte Fürst zu wenig Mensch geblieben ist, um sich das Gräßliche der Quaken zu denken, womit er den Elenden belegt. Die hier in Preussen bei den Ordensschlössern so häufige unterirrdischen Gewölbe, die sich oft bei kleinen Schlössern in großer Menge finden; die oft, wo diese Schlösser nicht mehr sind, wie dies zu Stuhm der Fall ist, sich unter der Erde in beträchtlichen Strecken fortdehnen; diese, dem Anscheine nach so schrecklichen Gewölbe müssen bei jedem guten Menschen dankbare Rührung und Seegen der Erbauer bewirken. Sie waren in dem damaligen Zeitalter eine sehr wohlthätige Anstalt und der Schutz des Schwachen. Wenn der wilde Litthauer und der durch häufige Niederlagen zur Wuth gereizte Pole einen Einfall in Preussen that, dann erlaubte er sich Brand, Mord und viehische Wollust. Gegen alle diese streifenden Partheien das Land zu decken, dies war dem deutschen Orden unmöglich, der überhaupt von unsern Grenzpostirungen keinen Begriff hatte, sondern dem Feinde schnell entgegen ging, ihn

aufsuchte und mehrentheils schlug. Die Grenzschlösser waren freilich eine Art von Postirungen, und es wurden immer von einem dieser Schlösser bis zum andern Patrouillen geschickt; sie konnten den Feind, der sie belagern wollte, aufhalten, aber nicht einer vorüberziehenden Armee im freien Felde entgegen oder nachrücken. Sie vertraten in einem solchen Falle die Stelle der Avisposten, und gaben durch Signale dem ganzen Lande die Nachricht vom feindlichen Einfalle. Sogleich floh der Landmann mit Weib, Kind, Vieh und allem was er fortbringen konnte, aufs nächste Schloß. In dem tiefsten und heimlichsten Gewölbe ward seine kostbare Habe aufbewahrt, und in dem darüber gelegenen sein Getreide-Vorrath, seine Kisten und Fässer; in den Gewölben, die mit Thorwegen versehen sind und zu denen keine Treppen, sondern eine Art von Damm hinabführt, wurde das Vieh getrieben und in den ungeheuren Schlössern selbst fand der Landmann ein sicheres Obdach. Daher hielt sich selbst kein edler Deutscher, der nach Preussen zog, erniedrigt, wenn ihm der deutsche Orden

in seiner Verschreibung den Dienst zur Pflicht machte, daß er Schlösser bauen und brechen helfen sollte. Und wenn nun der Orden seine Gefangenen, deren er, wie Lukas David erzählt: in manchem Zeitpunkte 70,000 bei seinen Gebäuden arbeiten ließ, zum Anbau solcher Schlösser brauchte, so handelte er gütiger gegen seine eigne Unterthanen und zweckmäßiger gegen die ganze Menschheit, als es in spätern Zeiten geschah, da man gefangene Feinde in ungesunde Provinzen sandte, oder sie, aller freien Luft beraubt, in Gefängnissen und Vestungen zusammenhäufte und sie hierdurch einem gewissen Tode entgegenschickte.

Die Stadt und das Schloß Stuhm, dessen Ueberreste ich hier beschrieb, gehörten zu den wichtigen Schlössern des deutschen Ordens, und wurden schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, nachdem schon Marggraf Heinrich von Meissen, der dem deutschen Orden zu Hülfe gekommen war, im Jahr 1236 eine hier liegende Bevestigung der alten Preussen zerstöhrt hatte. Die Natur hat die Vestig-

keit des Orts begünstigt; denn er liegt auf einer Insel, die von zwei fischreichen See'n gebildet wird, auf welchen jetzt die Fischerei für 50 Thaler verpachtet ist. Diese beiden Gewässer heissen jetzt der Barlewitzer- und Hirtersee, sind durch einen 18 Fuß breiten Damm getrennt, aber durch vier Canäle verbunden, welche diesen Damm durchschneiden. Jetzt sind über diese Canäle Gewölbe gemauert; vormals aber führten Zugbrücken darüber, und die jetzt abgebrochene Mauer um Stadt und Schloß hatte eine solche Höhe, daß selbst das hohe Schloß ausserhalb der Stadt nicht zu sehen war. Aber, wie jeder veste Platz, litt die Stadt viel durch Krieg und Belagerung; ausserdem noch durch Feuersbrünste. Man erzählt: sie sey in einem Jahrhundert fünfmal am Donnerstage vor Pfingsten abgebrannt. Daher wird dieser Tag von den Catholiken durch besondre Andachtsübungen und Prozessionen gefeiert. Die Stadt hat das sonderbare Gelübde gethan, an diesem Tage kein Feuer zu machen, und es wird noch jetzt mit solcher Strenge darauf gehalten, als ob man glaubte, daß

der Gottheit von den Menschen, durch den Genuß von kalter Küche gedient würde. Wohlstand und Bevölkerung aber haben durch manche dieser angezeigten Unfälle gelitten, so daß jetzt nur 382 Catholiken, 296 Lutheraner, 8 Mennoniten und 35 Juden in der Stadt enthalten sind, und die polnische Sprache ist unter den Einwohnern herrschend. Unter ihnen ist ein taubstummer Drechsler, Gaschke, merkwürdig. Er hat nie gesprochen, im vierzehnten Jahre das Gehör verloren; schreibt aber fertig, und ernährt sich mit Weib und Kind durch seine Arbeit. Die vielen Kalksteine, die man in der benachbarten Gegend findet, geben den Einwohnern des Dorfs Pestlien durch Kalkbrennerei einen Theil ihres Unterhalts. Auch liefert die Nachbarschaft vielen Torf, der wegen seiner Güte und wegen des Holzmangels in der Nachbarschaft reichlichen Absatz findet. 1440 Stücke, die man hier ein Viertel nennt, werden zu Marienburg mit 6 Thaler bezahlt. Auffallend war mir in dieser Gegend die Unbekanntheit mit dem venerischen Uebel. In Ostpreussen ist die Meinung allgemein, daß

dieses Uebel im siebenjährigen Kriege durch die Russen verbreitet worden sey. Hier zogen die Russen im nemlichen Zeitpunkte von Marienburg nach Marienwerder häufig durch, und doch versicherte mich der Domainen-Beamte: daß unter den 9600 Menschen, welche unter seiner Gerichtsbarkeit stehen, während den fünf Jahren seines dortigen Aufenthalts, kein Venerischer gewesen sey. Eine andre Merkwürdigkeit war, daß in der nehmlichen Zeit mit denen hier im Amte wohnenden Mennoniten, ob sie gleich aus mehr als 600 Personen bestehen, nie ein Streit gewesen sey. Alle Domainenbeamte und Geistliche, die ich hierüber frug, stimmen überein, daß diese Leute die gehorsamsten Unterthanen und die fleißigsten Ackerleute sind. Sie treiben ihr Gewerbe nicht bloß mechanisch, sondern mit vieler Einsicht, und wissen jeden localen Vortheil vorzüglich zu benutzen. Sie beschäftigen sich nur mit Ackerbau und Viehzucht. Das Spinnen und Weben wird selten von ihnen im Großen getrieben. Von den bürgerlichen Gewerben legen sie sich vorzüglich auf Brand-

weinbrennerei, und einige widmen sich auch dem Handel. Nur ist es eine gewisse Eigenthümlichkeit, daß sie sich nie in unfruchtbaren Gegenden niederlassen, gesetzt auch, daß es zur Evidenz gewiß wäre, daß ihnen die dort wohlfeil angekauften Ländereyen auf eine von ihnen gewöhnliche Weise bearbeitet, mehrere Procente im Verhältniß zum Kaufpreiße als die fruchtbarsten Aecker abwerfen würden. Sie nennen sich selbst nicht gerne Mennoniten, sondern Taufgesinnte, und wollen durchaus nicht mit den Wiedertäufern gleiches Ursprungs seyn, noch weniger von Thomas Münzer abstammen. Ich habe seit einigen Jahren die Absicht, einst eine Geschichte der Wiedertäufer und Taufgesinnten zu liefern, wovon schon ein großer Theil ausgearbeit ist, und glaube deshalb mit Gewißheit behaupten zu können, daß unsere heutige Taufgesinnte offenbar Abstämmlinge der Wiedertäufer sind. Allein die verschiedene Auslegung eines einzigen Lehrsatzes, erzeugte bey ihnen eine ausserordentliche Verschiedenheit. Beide glauben ein Reich Gottes und eine Gemeine der Gläubigen, unter einen ganz beson-

dern

dem unmittelbaren Schutze der Vorsehung. Die heftigen Wiedertäufer in Deutschland in einem Lande wo beständig Krieg wüthete, in einem Zeitalter entsprungen, worin die Reformation und der Bauernkrieg allgemeine Gährung erzeugt hatte, nahmen die Vorstellungen des alten Testaments an und dachten sich ihr Reich Gottes wie die jüdische Theokratie. Jeder heftige Kopf stand unter ihnen wie ein Richter in Israel auf, betrachtete seine Grillen als göttliche Eingebung und glaubte alle Fürsten, wie Josua die Könige der Moabiter und seine Gegner, so wie Israel die Völker Canaans behandeln zu können. Die erste Hitze, die bei religiösen und politischen Partheien gewöhnlich Ausschweifungen veranlaßte, verrauchte allmählig. Das traurige Schicksal der Wiedertäufer überzeugte einige Gegner der Kindertaufe, die ohne hierdurch hierrarchische Verfassung und ohne einen von allen ihren Partheien gleich verehrten Reformator auch noch nicht zu einem völlig gleichen Lehrbegrif gestimmt waren, ihr Heil auf einem andern Wege zu suchen. Bey den vielen Verfolgungen, die sie litten, suchten sie

Trost, verglichen sich mit den ersten Christen, fanden in der Geschichte derselben und in dem neuen Testament so manches Tröstliche, veränderten aus beiden ihre Begriffe, dachten sich unter Reich Gottes nur ein besonderes Wohlgefallen und Segen der Gottheit für die Gemeine der Gläubigen, worunter sie sich jetzt eine religiöse Verbindung nach dem Muster der ersten Christen dachten.

Hierdurch bildete sich eine Gesellschaft stiller arbeitsamer Menschen, die unter sich ihre Vorsteher wählen, deren Geschäft es ist, auf gottesdienstliche Ermahnungen und auch auf die Kirchenzucht zu halten. Weil sie wie ein guter Hausvater mit Zuziehung ihrer Aeltesten die ganze Gemeine übersehen, jedem Uebel im Entstehen vorbeugen, so erreichen sie auch den Zweck auf die Moralität der Gemeine wirken zu können, daher sagte mir einst einer ihrer Vorsteher, als ich ihn nach ihren Armenanstalten frug: wir haben keine Arme; denn wir sorgen dafür, daß niemand unter uns verarme; ein unverschuldetes Unglück eines Einzigen wird

wie ein Nachtheil betrachtet, dem die ganze Gemeine tragen muß, und ein verschuldetes Unglück wird durch Nachsicht und Schonung gemildert, so lange Besserung zu hoffen ist, wo nicht, so setzen wir den Unglücklichen in die Lage, sich und seinem Nächsten nicht mehr auf die nämliche Weise schaden zu können. Man hat mich auch versichert, daß wenn ein Grundeigenthümer seiner Wirthschaft schlecht vorstehe und zuviel Schulden mache, ihm sein Grundstück von der Gemeine abgenommen, und er genöthigt werde bei einem guten Wirth als Knecht zu dienen. Diese Strenge ist auch deshalb nothwendig, weil sie für die Abgaben in solidum haften und daher die Königliche Casse bei ihnen keinen Ausfall hat. Sie sind schon in dieser Hinsicht und in Betreff des guten Beispiels, welches sie durch Fleiß und gute Sitten geben, dem Staate nützlich. Man findet unter ihnen keine Säufer, hört von keinen wollüstigen Ausschweifungen. Ihre Streitigkeiten werden mehrentheils durch die Vorsteher gütlich geschlichtet. Von Betrügereien und Gezänk werden sie durch ihre Religionsbegrif-

se zurückgehalten. Nach ihren Grundsätzen ist ihnen die Leistung des Eides untersagt. Der Staat hat sie auch davon befreit, so daß auch ihre unbeschworne Aussage vor Gericht gilt. Lügen und besondere Winkelzüge sind bei ihnen höchst selten, und wenn sich einer und der andere solche erlaubt, so haben sie dabei einen listigen Vorbehalt. So erzählte man mir von zwei Mennoniten, die sich erzählten, daß einer eine Kuh, der andre ein Pferd nach der nächsten Stadt zum Jahrmarkt bringen wollte. „Nun, sagt der eine zum andern: wir werden uns wohl begegnen, wollt ihr mir nicht etwas auf mein Pferd bieten? Ich werde euch ein Anerbieten auf eure Kuh machen?“ Das kann geschehen! sagte der andre. Und beide begegneten sich auf dem Wege, jeder machte dem andern ein vortheilhaftes Anerbiethen; aber beide schlugen es aus, und stellten Pferd und Kuh auf dem Markte zum Verkauf und sagten jedem, der drum handelte, wieviel ihnen schon geboten sey. Die Käufer setzten zum Voraus, daß diese Mennoniten keine Unwahrheit sprächen und gaben ihnen daher noch etwas mehr.

Ich hörte in Westpreussen verschiedentlich den Ausdruck: Mennoniten-Witz. Ich frug nach Beispielen und einige davon zur Probe. Ein Mennonit frug den andern: was ist Concurs? ein Gastmal, erwiederte der andre, vom Vermögen des Schuldners ausgerichtet. Die Herren vom Gericht sitzen am Tisch mit großen Löffeln, und essen soviel als sie wollen und können. Die Gläubiger aber stehen laurend mit kleinen Löffeln in der Ferne, und erhalten hernach, was die Herren vom Gastmal übrig gelassen haben, vertheilt. Ein anderer frug: was sind Advokaten? „sie gleichen," war die Antwort, den beiden Theilen, woraus die Scheere besteht." Wer eine Scheere nie gesehen hat, und sie auf- und zumachen sieht, glaubt, eine Hälfte werde die andre beschädigen; wer aber eine Scheere kennt, der weiß, daß ihre beiden Hälften sich nie verletzen, sondern sich nur über dasjenige hermachen, was zwischen sie kommt. Ein Referendarius wurde abgeschickt eine wichtige Sache zu untersuchen. Er war ein junger, aber ein geschickter Mann. Ein Mennonit, den die Jugend des

Deputirten verdroß, sagte zum andern: sie hätten uns doch wohl einen alten erfahrnen Herrn schicken können. Murre doch nicht, erwiederte der andere: der liebe Gott ist ja beim Schwachen mächtig. Bruchstücke zur Geschichte der Mennoniten sind in unsern preussischen Geschichtschreibern, Ediktensammlungen und Gesetzbüchern enthalten, und Doktor Krichton hat hieraus eine Geschichte der Mennoniten in Preussen zusammengetragen. Es wird darin ihrer Moralität ein vorzügliches Zeichniß gegeben, und unter andern erzählt, daß kein Beispiel von einem Mennoniten bekannt sey, der zu Königsberg einen Criminal-Proceß gehabt habe. In der marienburgischen Gegend gab es im dreißig Jahren zwei Criminalverbrecher. Hierunter eine Kindermörderin, die aber für wahrsinnig erklärt wurde. Ganz im Widerspruche hiemit ist eine kleine Schrift, die ihr Verfasser für die Berliner Monatsschrift abgefaßt hatte, und die er, da sie hier nicht abgedruckt wurde, unter folgenden Titel bekannt machte;

„Etwas für das Publikum über die den lutherischen Geistlichen von den Mennoniten verweigerte Abgaben; von Bobrik, Inspekt. und Pred. zu Neuteich."

Der Verfasser hatte die Güte, mir diese Abhandlung mit einem Briefe zu übersenden, welcher folgende Stelle enthält: „Ich lebe schon über 42 Jahre mitten unter diesen Leuten und habe sie daher in ihrem vorigen unschuldigern, und jetzigen leider sehr verschlimmerten, moralischen Charakter kennen gelernt, und finde, daß sie das Fluchen, Betrügen, Streiten und besonders Unbarmherzigkeit, ich will nicht sagen, Grausamkeit, Hurerei und Ehebruch, so unter sich zur Mode gemacht haben, daß sie darin die Lutheraner und Catholiken sehr weit übertreffen. Die mehresten halten auch jetzo von der Religion wenig oder nichts, und die freigeisterischen Schriften sind bei ihnen die beliebtesten."

Dieses sehr harte Urtheil eines Mannes, der hier seit vielen Jahren wohnt, verdient allerdings Aufmerksamkeit; allein das Zeug-

nis aller meiner übrigen Bekannten, steht damit in Widerspruch; und der verstorbene Prediger Wunsch zu Neukirch, ein sehr achtungswerther Mann, versicherte mich, daß obgleich der Streit über die Abgaben an die Prediger, welcher auch die Bobrickſche Schrift veranlaßte, die Mennoniten erbittert hätte, so habe ihn dennoch nie ein Mennonit in seiner Gemeine diese Abgaben verweigert, weil er sie immer nur in der Güte von ihnen zu erhalten gesucht, und sie hätten ihm überdem noch manchen Beweiß der Liebe und des Wohlwollens gegeben. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß Reichthum und Luxus, auf den Charakter der Mennoniten nachtheilige Wirkungen hervorgebracht haben. Diese aber müßten doch in der Hauptstadt am sichtbarsten seyn, wo ich aber manchen vorzüglichen Charakterzug einzelner Mennoniten erfahren habe. So entlehnte ein mir bekannter Apotheker eine beträchtliche Geldsumme zum Ankaufe eines Hauses von einem Mennoniten. Er verpflichtete sich, die Zinsen so lange zu zahlen, bis er, wenn das Haus auf seinen Namen gebracht wäre, das Schuld-

dokument überreichen könnte. Es verzog sich mit letzteren einige Monate und der Schuldner wollte jetzt beim Empfang des Geldes die Zinsen für die verflossene Zeit zahlen. Der Mennonite besann sich einige Augenblicke. „Ich kann, sagte er, nach dem Gesetze die Zinsen nehmen. Das Recht ist auch auf meiner Seite, denn ich hatte das Geld für ihre Rechnung liegen. Allein sie hatten auch keinen Nutzen davon, sind ein Anfänger und ich bin, Gottlob, ein wohlhabender Mann. Soll also einer von uns etwas verlieren; so ists, der Billigkeit nach, meine Pflicht und ich entbehre folglich die Zinsen bis zum heutigen Tage."

Ich könnte mehrere ähnliche Anekdoten mittheilen, und ich glaube die sehr widersprechenden Urtheile über diese Religionspartheì dergestalt vereinigen zu können, daß vormals durchgängig bei den Mennoniten ein hoher Grad von Sittlichkeit herrschte; daß jetzt vermehrter Reichthum und böses Beispiel manche Abweichung von dem ursprünglichen Charakter erzeugt habe; und daß diese einzelnen Handlungen, denen, welche die vormals allgemei

nen unschuldigen Sitten kannten, wegen des Contrasts damit in einem desto gehässigerm Lichte erscheinen; und da dieser Unwille über den Verfall der Sittlichkeit um so lebhafter erzeugt wird, je größer die Liebe des Tadelnden zur Moralität ist, so verdient auch das härteste Urtheil wenigstens keinen Haß oder heftige Rüge.

Wenn die Mennoniten nach Preussen gekommen sind, läßt sich nicht genau bestimmen, weil man sie immer von den Wiedertäufern und Reformirten nicht gnugsam unterschied, sondern immer unter dem Schimpfnamen der Schwärmer und Sakramentirer mit einschloß, der schon im ersten Edikte Markgraf Albrechts 1525 vorkömmt. Friedrich von Heydeck soll die Wiedertäufer aus Liegnitz nach Preussen gebracht haben: und zu den Zeiten Kaiser Carl des Fünften, kamen viele ihrer Religion wegen verfolgte Niederländer nach Preussen, ohne daß uns diese ihre Religion näher bestimmt wird. Mit den Wiedertäufern wurde ein Religionsgespräch zu Rastenburg gehalten. Luther

rieth 1531 zu ihrer Vertreibung. Doch wurde in Preussen nicht mit Strenge wider sie verfahren, und so ging es denn auch während des siebenzehnten Jahrhunderts. In Westpreussen wurde ihnen selbst durch königliche Privilegien ihr Aufenthalt gesichert, und jetzt sind daselbst dreizehn Gemeinen. In Ostpreussen, wo man verschiedentlich ihre Vertreibung befohlen, aber nicht ganz strenge darauf gehalten hatte, wurden seit dem Jahre 1711 aus der Schweitz und seit 1713 aus dem Culmischen einwandernde Mennoniten in Litthauen aufgenommen, wo sich jetzt zwei aus vier und achtzig Familien bestehende Gemeinen befinden. Und seit dem Jahre 1722 erhielten sie durch ein Privilegium Friedrich Wilhelms I. freien Gottesdienst zu Königsberg, wo sie sich seit dem Jahre 1770 ihrer gegenwärtigen Kirche bedienen. Allein da es ihnen nach ihren Religionsgrundsätzen verboten ist, Waffen zu führen, und deshalb sich einige große Mennoniten nicht zum Militair bequemen wollten; so erschien 1732 ein Königlicher Befehl, daß die Mennoniten innerhalb drei Monaten, bei

Strafe der Karre, Preussen verlassen und an ihre Stelle gute, fromme Christen, die den Soldatenstand nicht verabscheuten, aufgenommen werden sollten. Bald legte sich der heftige Unwillen des Königs. Die Mennoniten übernahmen zu Königsberg die Anlegung einiger Fabriken und wurden nun im Stillen noch ferner geduldet. Durch Friedrich den Großen ward ihnen schon im Jahr 1740 ihr Daseyn in Preussen gesetzmäßig gesichert. Sie verpflichteten sich im Jahr 1773 jährlich 5000 Thaler an das culmische Cadettenhaus zu bezahlen, und erhielten am 29sten. März 1780 ein Privilegium, wodurch den Mennoniten in Ost- und Westpreussen die damals aus 12603 Personen bestanden, die freie Religionsübung und Befreiung von persönlichem Militairdienst sie zugesagt wurde. Es ist aber ihnen dennoch untersagt, neue Grundstücke anzukaufen oder sich abzubauen, welches letztere in der Niederung von großem Vortheil seyn würde, weil es eine Vertheilung der jetzt oft zu großen Grundstücke zur Folge haben würde. Wenn durch eine besondere Concession hiervon eine

Ausnahme gemacht wird; so muß derjenige Mennonite, der ein neues Grundstücke erlangt, eine Cantonpflichtige Familie anbauen und solche auch auf dem angebauten Orte erhalten.

Die Niederung, welche mich bei der Durchreise zu dieser Ausschweifung in Betreff ihrer Einwohner verleitete, übertrifft zwar durch ihre Fruchtbarkeit, die Nachbarschaft von Marienwerder, die aber auch noch immer zu den fruchtbarsten Gegenden Preussens gehört, und deshalb in den ältesten Zeiten allgemein, nach der Weichsel zu, die Marienwerdersche Niederung oder das Marienwerdersche Werder genannt wird. Bekanntlich gehört Marienwerder zu den ältesten Städten Preussens, und ist, laut Heneberger, schon im Jahr 1213 erbaut; im Jahr 1233 aber von einer Insel in der Weichsel, auf die gegenwärtige Stelle verlegt worden. Jetzt ist die Weichsel beträchtlich entfernt, floß aber vielleicht in jenem Zeitpunkte nahe vorbei, in welchem sie auch die Mauren der Stadt Culm bespülte, die jetzt durch be-

trächtliche Sandberge von dem Ufer der Weichsel entfernt liegen. Ob damals die austretende Weichsel das hochliegende Marienwerder zur Insel machte, ob dies durch Graben geschah, welche ihr Wasser aus der Weichsel und Nogat erhielten, oder ob Marienwerder anfänglich auf einer Insel in der Weichsel gebaut, und nachher an diesen Ort verlegt, den alten Namen beibehielt, dies mag ein anderer entscheiden. Genug der Name Marienwerder, bei dem alten Duisburg, (Insula mariana) deutet uns die ehemalige Lage der Stadt an. Der Orden scheint ihren Boden gegen das Einstürzen durch eine Mauer aus Feldsteinen von ohngefehr dreißig Fuß Höhe gesichert zu haben, die noch heutiges Tages den Fuß des Berges umzieht und zugleich Fundament der Kirche und des Schlosses wird. Die ungeheure Länge der Kirche, vorzüglich die große Höhe ihres Gewölbes ist bekannt. Achteckigte Säulen stützen dies Gewölbe, und jede Seite des Achtecks beträgt ohngefehr fünf Fuß. Ueber dem Eingang der Kirche ist Johannis aus mosaischer Arbeit. Wer hier schöne Zeichnung er-

wartet, wird getäuscht. Denn es gehört schon ein hoher Grad von Cultur dazu, an Schönheit der Form und der Zeichnung Geschmack zu finden. Dies fehlte dem nur zum Beten und Fechten geübten Orden, der bei seiner Verbindung mit Italien und seinen großen Einkünften, schon durch Größe seiner Gebäude und Schönheit der Farben seinem rohen Geschmacke genug that. Deshalb entstanden in Italien und Preussen mosaische Arbeiten, aus dem nämlichen Material, von so höchst verschiedener Form. Der heilige Johannes ist hier in einem Kessel abgebildet, worin er, der Legende zufolge, in Oel gesotten werden sollte, und sein Haupt ist während dieser Marterscene mit einer großen Bischofsmütze geschmückt. Das Ganze hat sich gut erhalten, bis auf eine kleine Verletzung, welche durch die Neugierde eines russischen Officiers entstand, der, um das Material kennen zu lernen, etwas davon abschlagen ließ. Von der Kirche selbst wird jetzt nur ein Drittel gebraucht. Sie hängt mit dem Schlosse, jetzt dem Sitze der Regierung zusammen, und von der Seite des Schlos-

ses, die nach der Niederung geht, läuft der Danziger den Berg herab, jetzt ein Criminalgefängniß, das aber erst vor einigen Jahren eingerichtet wurde.

Die frühere Bestimmung dieses Gebäudes ist unbekannt. Es besteht aus fünf Bogen, deren jeder nach dem Verhältniß seiner Entfernung vom Schlosse höher wird; der letzte, folglich der höchste dieser Bogen hat 120 bis 150 Fuß Höhe. Die Pfeiler, aus welchen sie bestehen, sind einander gleich. Es sind längliche Vierecke. Die beiden längern Seiten haben jeder zwanzig, die beiden kürzern jeder zwölf Fuß, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Pfeiler in der Mitte hohl sind. Am Ende des Gebäudes steht ein Thurm, der sich aber bloß durch viele kleine Schießscharten, als ein besonderes Vestungswerk kenntlich macht. Zu diesem Thurme geht, über die Bogen aus dem Schlosse, ein Gang von 20 Fuß Breite, und ohngefähr 250 Fuß Länge. In diesem Gange sind in zwei Stockwerken übereinander die Gefängnisse; jedes von ohngefehr 8 Fuß Breite

und

und 12 Fuß Länge; der übrige Theil des Ganges ist frei, und man kommt am Ende in ein Zimmer des Thurms, welches eine vortreffliche Aussicht über die Niederung gewährt. Die vormals größern Fenstern sind jetzt kleiner gemacht, und mit eisernen Stäben verwahrt. An den Wänden sind noch Spuren von Fresko Malerei, als Beweiß, daß dieses Zimmer nicht Gefängniß war. Das ganze Gebäude ist durchgehends von Ziegeln erbaut. Sachkundige versichern, daß jetzt kaum eine halbe Million von preussischen Gulden zur Erbauung eines solchen Gebäudes hinreichen würde. Die ehemalige Bestimmung bleibt eine schwer zu entscheidende Frage. Es ist offenbar, daß es nicht gleich anfänglich von dieser Größe erbaut wurde, sondern die zwei höchsten Bogen sind später angebaut. Ein ähnliches Gebäude, auf die nämliche Art gebaut; aber nur aus drei Bogen, die ein Thurm beschließt, steht auf der andern Seite des Schlosses, und im Thurm ist ein tiefer Brunnen angebracht. Hartknoch hat dem Henneberger das Mährchen nachgeschrieben: Ein ausschweifender Domherr habe

diesen Gang zum Kloak angelegt, und er muthmaßt, es sey dieses Nikolaus gewesen, der im Jahr 1463 Bischof geworden, und in der Domkirche zu Marienwerder mit einem umgekehrten Bischofsstabe gemalt sey. Es mag immerhin wahr seyn, daß dieser Nikolaus sich Verletzungen seiner Ordensgelübde schuldig gemacht habe, und zur Strafe seiner Ausschweifungen in dieser Stellung abgemalt sey. Das Zimmer im Thurm mag auch vielleicht für ihn zum Gefängnisse gedient haben. Aber es bloß zu diesem Zwecke zu erbauen, und dieses im Jahr 1463, da Preussen durch den dreizehnjährigen Krieg aufs äusserste erschöpft war: dies läßt sich kaum glauben. Denn in diesem Zeitalter mußte sich selbst der Hochmeister in seinen Vergnügungen äusserst einschränken, und eine alte Chronik erzählt, daß er kaum noch seinen Schalksnarren besolden konnte, da vorher doch jeder Comtur seinen Narren gehabt hatte. Daß folglich ein Bischof oder wohl gar ein Domherr in diesem Zeitalter aus Muthwillen ein solches Gebäude anlegen konnte, oder daß es bloß zum Gefängniß eines solchen Man-

nes erbaut sey, verdient keine Erwähnung. Daß man es bloß als Kloak angelegt, um die Unreinigkeit aus dem Schloß nach der Liebe abzuleiten; hierzu bedurfte es keines so kostbaren Gebäudes; denn es wäre viel leichter gewesen, einen solchen Abfluß nach dem Fuße des Berges durch unterirrdische Röhren zu bewerkstelligen. Eine Bauart, die dem deutschen Orden sehr wohl bekannt war, wie sich jeder an den Gewölben über dem Katzbach zu Königsberg überzeugen kann. Aus dem Anblick des Gebäudes selbst läßt sich wenig folgern, und jede Hypothese bleibt deshalb unsicher. Wahrscheinlich hatte dies Gebäude mehr als einen Zweck. Es vertrat die Stelle eines großen Strebepfeilers, um das hohe Fundament des Schlosses und der Kirche zu stützen. Unter dem Gebäude gieng vielleicht ein unterirrdischer Gang, durch welchen sich die Besatzung im Nothfall retten konnte. Und, da man durch unterirrdische Gänge und Minen in die Vestung zu kommen strebte, so hinderte dies Gebäude die Entdeckung des heimlichen Ganges, durch welchen die Besatzung selbst einen heim-

lichen Ausgang behielt, weil es der Feind nicht wagen konnte, seine Minen unter ein Gebäude zu leiten, dessen große und dicken Pfeiler, sobald ihr Fundament untergraben wurde, den Einsturz gewiß machten. Der Anbau neuen Bogen zeigt überdem, daß dies Gebäude nicht bloß Werk der Laune war, sondern daß es einen Nutzen haben mußte, der selbst seine Vergrößerung veranlaßte. Diese Vergrößerung fällt wahrscheinlich ins Jahr 1384, da die Bevestigungswerke der Kirche und des Schlosses zu Marienwerder angelegt oder erweitert wurden. Und wenn man auf das Verfahren bei Belagerungen der Alten einige Rücksicht nimmt, so läßt sich wohl der Nutzen eines solchen Bevestigungswerks erklären. Die Feinde, mit welchen der Orden zu kämpfen hatte, waren in der Belagerungskunst unerfahren. Sie warfen, wenn sie viel thaten, einen Wall rund um den Ort auf, den sie belagerten, und ein anderer Wall nebst einen Graben schützte wieder ihr Lager gegen den anrückenden Entsatz. Durch solche hervorspringende Aussenwerke wurde der Feind genöthigt, seine Verschanzungen weiter

auszudehnen, und folglich mußte er sich selbst durch diese Ausdehnung schwächen. Es konnte folglich der Entsatz, ja die Besatzung selbst schon bei einem Ausfalle die schwach besetzten Linien des Feindes leichter durchbrechen, und ein kleines Corps konnte nicht einmal die Einschliessung des Ortes übernehmen. Vielleicht fügte man noch die beiden letzten Bogen in dem Zeitalter hinzu, als die Polen den Gebrauch des Feuergewehrs kennen lernten. Wenn die Fenster des langen Ganges und des Thurmes mit Doppelhaken besetzt waren, so wurde es den Polen unmöglich, den Besatzungen des Schlosses und der Kirche, besonders den freistehenden Schildwachen, mit ihren Musketen zu schaden; weil der Hakenschütze, der sein Gewehr auf die Mauer sicher auflegen konnte, den Polen ungleich näher war, und einen sichern Schuß hatte. Dieses Aussenwerk diente also dazu, daß die ganze Besatzung des Schlosses mehr Ruhe hatte und nur ein Theil immer auf diesen Gängen die Wache verrichten durfte. Selbst beim Sturme flankirte die Besatzung die Stürmenden, welche auf diese

Weise in der Fronte und von der Flanke beschossen wurden. Diese Erklärung giebt zugleich den Grund an, daß ein Danziger von drei Bogen, zur Zeit, da man sich nur noch der Armbrüste, der Wurfspieße und des Bogens bediente, hinreichte, und weshalb er, da das weiter tragende Feuergewehr aufkam, verlängert werden mußte. Auch ergiebt es sich, weshalb man keine Lager zu Kanonen findet. Man verstand noch nicht so gut das Richten, kannte noch keine Kartätschen, und folglich hätte hier grobes Geschütz weniger genützt, als der Doppelhaken, mit dem man gut umzugehen wußte, und auf den die vielen Schießscharten eingerichtet sind.

Vorzüglich ward ich noch in dieser Meinung dadurch bestärkt, daß schon die Alten durch dergleichen lange hervorspringende Bevestigungswerke das Einschließen der Vestung zu hindern und den Zusammenhang der Circumvalations-Linien zu unterbrechen suchten. Wir finden ein Beispiel davon schon im peloponesischen Kriege, in welchem die Syracusaner, durch

solche Werke das Heer der Athenienser hinderten, Syracus mit einer Mauer zu umgeben und hierdurch auszuhungern. Es läßt sich also wohl folgern, daß der deutsche Orden, welcher den Widder, den beweglichen Thurm, den Catapulten und andere Kriegswerkzeuge der Alten nach Preussen brachte, auch diese ihre Bevestigungsweise nachgeahmt habe.

Es lassen sich freilich noch unweit mehr Muthmaßungen angeben, wozu dies Gebäude gedient haben könne; aber sie scheinen insgesamt den Zweck nicht so deutlich aus einander zu setzen. Bloß die Malerei in dem Zimmer des Thurms scheint in einem Aussenwerke unzweckmäßig zu seyn. Allein warum sollte auch nicht ein Hauptmann der Söldener, die der Orden vorzüglich gut bezahlte, sich diesen Luxus erlaubt haben, da wohl unter den Söldnern selbst ein Maler seyn konnte, der das Zimmer seines Hauptmanns auf diese Art schmückte. Vielleicht reitzte auch die schöne Aussicht die Domherrn, welche das Schloß zu Marienwerder bewohnten, diesen Ort in den Zeiten

des Friedens zu schmücken, und diese Malerei wurde, als das Zimmer wieder zu kriegerischem Gebrauche bestimmt ward, so vernichtet, wie man sie gegenwärtig findet. Woher der Name des Danzigers kommt, ob man bei der Bevestigung von Danzig oder des vormaligen (vor Jahrhunderten abgebrochenen Schlosses) zuerst sich dieser Aussenwerke bediente; ob ihr Erfinder oder Erbauer ein Danziger war; dieser Ursprung des Namens läßt sich jetzt nur muthmaßen, nicht bestimmen.

In dem kleinern Gebäude aus drei Bogen, liegt, wie oben gesagt ist, ein tiefer Brunnen, der das Schloß, wenn es belagert wurde, mit Wasser versah. Die hochligende Stadt empfängt ihr Wasser auch durch ein Werk des deutschen Ordens, durch einen Springbrunnen, dem sein Wasser von einer ausserhalb der Stadt liegenden Höhe zugeführt wird. Die Bauart ist so dauerhaft, daß, als vor einigen zwanzig Jahren einige Ausbesserung nothwendig war, niemand die Röhren, ja nicht einmal den Ort anzugeben wußte, von welchem die Stadt das

Wasser erhielt. Marienwerder hat einige vortreffliche Aussichten. Sehr romantisch ist die, aus dem Speisezimmer des Herrn Regierungspräsidenten, Freiherrn von Schröder, wo man durch die gewölbten Bogen des Danzigers und über die großen Ebenen der Niederung, die Berge von Graudenz, die Zinnen der Vestung und zuletzt die Montauerspitze, bei der sich die Weichsel und Nogat scheidet, mit dem darauf liegenden Wäldchen erblickt. Eine gleich vortreffliche Aussicht hat man vom Thurme des Danzigers und dem Schulgebäude.

Im Schlosse zu Marienwerder zeigt man noch das Gemach, worin die heilige Dorothea gewohnt haben soll. Sie wird als eine besondere Schutzheilige Preussens betrachtet, und ihr Gemälde ist in verschiedenen Kirchen aufbehalten. Die älteste ihrer Lebensbeschreibungen führt den Titel: Das Leben der zelygen Frawen Dorothee clewsenerynne yn der Thumkirchen tzu Marienwerder des Landes tzu prewssen. Dieses Buch, welches zu Marienburg im Jahr 1492, nach Hartknochs Mei-

nung aber im Jahr 1512 gedruckt wurde, ist in einer Handschrift auf Pergament auf der Schloßbibliothek zu Königsberg befindlich, wo man auch eine vollständige Abschrift derjenigen Akten antrifft, welche auf päbstlichen Befehl zur Canonisation der heiligen Dorothea in Preussen gesammlet wurden. Ihr grosser Verehrer, der Domherr Andreas von Linde, ließ 1702 das Leben der heiligen Dorothea, im Kloster zu Oliva, in lateinischer Sprache drukken. Dieser ließ auch auf seine Kosten schon im Jahr 1628 zu Thorn in deutscher Sprache gedrucktes Leben der heiligen Dorothea im Jahr 1698 neu auflegen, im Jahr 1609 wurde das Leben dieser Heiligen in lateinischer Sprache zu Krakau gedruckt, und im Jahr 1744 erschien eine Dissertation über das Leben der heiligen Dorothea. Sie war in dem Dorfe Montau im grossen Werder 1336 geboren, im siebenten Jahre mit siedenden Wasser verbrühet worden, und ihre Frömmigkeit hatte seit diesem Zeitpunkt zugenommen. In siebenzehnten Jahre hatte sie sich verheurathet, und wurde Mutter von acht Kindern, worunter

sieben Söhne schnell hinter einander an der Pest starben. Diese beiden Umstände gaben ihr wahrscheinlich die ganze Stimmung. Sie beschäftigte sich mit lauter Andachtsübungen; mit Fasten und allen Arten von Kasteiungen; wallfahrtete einigemal in entfernte Gegenden; schwächte ihren Körper, indem sie zugleich ihre Phantasie erhitzte, bekam nun heftige Krämpfe, wobei sie völlig erstarrte, und eine Zeitlang ohne Bewegung und Sprache blieb. In diesem Todeskrampfe (Tetanus) hatte sie ihre himmlischen Erscheinungen, sah alle Leidensscenen Christi und mehrere Begebenheiten der heiligen Geschichte; und diejenigen, welche daran nicht zweifelten, weil Dorothea eine sonst unwissende Frau, alles dabei mit der treffendsten Pünktlichkeit beschrieb, vergaßen, daß sie zu Rom und andern Wallfahrtsorten diese Begebenheiten oft in Gemälden erblickt hatte. Dorothea erzählte: daß sie von Christo an ihrem Körper verschiedentlich verwundet, und in ihrer Seele mit Lanzen und Pfeilen durchschossen worden. Endlich nahm ihr Christus das Herz aus dem Leibe, und setzte ihr

ein andres ein. Und daß durch eine Verän-derung dieses Muskels die ganze Seele verän-dert werden könne, war in diesem Zeitalter nicht unglaublich, weil in etwas frühern Zei-ten, sogar in Culm, einer andern Stadt Preussens, zwei Partheien der Geistlichen sich tödtlich verfolgt hatten, weil es die eine der andern nicht zugeben wollte, daß Maria Chri-stum während der Schwangerschaft im Her-zen getragen habe, sondern aus anatomischen Gründen widersprach. In einem solchen Zeit-alter war oft derjenige kein Betrüger, der solche abentheuerliche Dinge aufzeichnete, son-dern bloß ein schwacher, an den Vorurtheilen seiner Zeiten klebender Mann. Ein solcher scheint auch Johann Reymann, gewöhnlich Johann Marienwerder genannt, gewesen zu seyn, der uns viel, selbst possierliche Dinge von den himmlischen Erscheinungen und Ge-fühlen seiner Heiligen erzählt. Sie starb zu Marienwerder, wo sie im Jahr 1394 ein klei-nes Gemach neben der Kirche bezog, dessen Thüre vermauert wurde. Durch eine Oeff-nung aber erhielt sie ihre Bedürfnisse, lebte

hier noch vierzehn Monate, erschien nach ihrem Tode manchen gläubigen Seelen und verrichtete nicht unbeträchtliche Wunder. Zweimal wurde daher auch ihre förmliche Heiligsprechung in den Gang gebracht. Da aber bei den vielen Kriegen, die nun folgten, und bei dem zerrütteten Zustande Preussens niemand die beträchtlichen Kosten nach Rom senden wollte; so blieb auch die förmliche Bestallung der armen Dorothea zur Heiligen unausgefertigt, und jetzt ist sogar ihre Grabstätte vergessen.

In größerm Andenken steht die an dieser Kirche angebaute Begräbnißstätte des ehemaligen Amtshauptmann Otto Ludwig von der Gröben, bekannt durch seine Reisen in verschiedenen Ländern Europas, und in die Gegenden um das mittelländische Meer, mehr noch durch seine Reisen nach Guinea, wo er 1683 zur Zeit des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Großen, das Fort Friedrichsburg anlegte, durch welches der Churfürst einen bleibenden Handel nach Afrika zu sichern suchte. Mehrere Nachrichten von diesem Man-

ne habe ich in meinen kleinen Schriften bekannt gemacht. Er ist hier nebst seinen Gemahlinnen beerdigt. Allein sein Begräbniß, so wie die dabei angebrachte Bildhauerarbeit, verdient in artistischer Hinsicht keine Aufmerksamkeit.

Marienwerder hat sich über seinen vormaligen Zustand sehr erhoben. Hätte Friedrich der Größe einen Theil der Bauvergütungskosten, die er für manche Städte Westpreussens so reichlich festsetzte, für Marienwerder bestimmt; so würde diese Stadt in Betref der Gebäude, wahrscheinlich zu den schönsten Städten Westpreussens gehören. Allein der König glaubte, daß die vielen Offizianten, welche seit der Besitznehmung Westpreussens hier ihren Aufenthalt bekamen, sich hier auch ohne alle Unterstützung anbauen würden. Mancher, der eignes Vermögen besaß, hat dies freilich gethan. Aber bloß von seinem Gehalt, war dieses niemand an einem Orte im Stande, in welchem Baumaterialien und Grundeigenthum verhältnißmäßig sehr theuer sind. Daher wird jetzt

ein Großbürgerhaus zu Marienwerder, wenn seine innere Einrichtung bequem ist, mit 6000 Thalern und darüber bezahlt; und selbst unter diesen Bedingungen werden selten Häuser zum Verkauf ausgeboten: denn die Offizianten sind gezwungen für wenig Zimmer eine sehr hohe Miethe zu geben, und dieses sichert den Eigenthümern immer ein gutes Einkommen. Mehr steigen die Großbürgerhäuser, deren die Stadt zwei und siebenzig hat, durch das Privilegium des Handels und der Brauerei. Es ist auffallend, daß der Handel zu Marienwerder nicht wie im ganzen übrigen Preussen von einer Kaufmannszunft getrieben wird; sondern der Besitzer eines Großbürgerhauses erhält durch sein Grundstück das Recht zum Handel. Dies ist nicht einmal auf gewisse Handlungszweige eingeschränkt. So hörte ich zum Beispiel, daß ein Mennonit zugleich Gewürzkrämer und Getreidehändler wäre. Die Brauerei ist sehr wichtig geworden, seitdem der jetzige geheime Finanzrath Schulz, als er hier noch Steuerrath war, die Brauerei des Amts und den Verlag der Krüge den Bürgern

gegen eine jährliche Erpachtssumme, zuwande. Die Staatseinkünfte verloren hiebei nichts, und das bürgerliche Gewerbe gewann, so daß wohl die Meinung derjenigen Cammeralisten hierdurch bestätigt wird, welche behaupten: die Fabrikation der Getränke sey den Städten zu überlassen, weil mehrere Menschen hierbei einen Erwerb haben; der Staat aber bei der vermehrten Accise gewinnen würde, die nur der Städter vom Bierbrauen entrichtet.

Der Werth der Häuser steigt durch die Menge des Ackers: denn die Stadt hat 203 Huben, 3 Morgen und 11 Ruthen culmisch. Jedes Großbürgerhaus besitzt ein Höfchen in der Niederung, wovon manches bei der großen Fruchtbarkeit des Ackers gegen 200 Thaler Pacht trägt. Zu diesen Höfchen gehören auch einige Ländereien auf der Höhe und einige Theile des Stadtwaldes. Aus diesen Stadtäckern bestehen die Ländereien der vier Dörfer, Marese, Ziegellack, Oberfeld und Turpebrack. Vier dieser Höfe, so wie ein Großbürgerhaus und das Vorwerk Sechsfielen, gehört der

Cäm-

Cämmerei, und alle Stadtfelder zahlen gemäß ihren Privilegien geringe Abgaben. Diese angezeigten Dörfer sind stark bevölkert: denn auf denen zur Stadt gehörigen Ländereien wohnen 1132 Menschen. Die Bevölkerung der Stadt selbst aber betrug im Jahr 1796 nur 3067 Personen. Die Gebäude der Stadt bestanden aus 72 Großbürger, 10 Prediger- Schul- und Kirchenwohnungen, 225 Kleinbürger- und auf den Vorstädten belegenen Häusern, mit Ziegeldächern. In den Vorstädten aber sind noch 109 Häuser mit Stroh gedeckt, wenn man hiezu noch ein Privat-Brauhaus, ein Privat-Brandhaus und zwei der Stadt gehörige Malzhäuser rechnet; so beträgt die Zahl der sämmtlichen Häuser 421, die nebst mehr als 100 Scheunen und 5 Speichern durch die Feuerkasse mit mehr als 200000 Thalern assecurirt sind. Der Werth der Gebäude und die Bauart selbst haben seit den Jahren 1787 gewonnen, da König Friedrich Wilhelm der Stadt eine Summe zur Bauvergütung aussetzte, wovon während einigen Jahren dreissig Procent Bauvergütung gegeben werden

konnten. Fabriken enthält die Stadt nicht. Neben der Stadt liegt eine Papiermühle, welche jährlich etwa für 2900 Thaler Papier verfertigt, und mehr absetzen könnte, weil hier der Sitz vieler Landeskollegien, und auch die westpreussische Hofbuchdruckerei ist. Es giebt hier einige wenige Leinweber und funfzehn Tuchmacher, welche jährlich 12 bis 1500 Stein Wolle, jeden Stein zu 33 Berliner Pfund verarbeiten. Mehrere Nahrung erhalten die Einwohner noch durch die hiesigen Offizianten, weil Marienwerder seit 1773 der Sitz aller Landeskollegien für Westpreussen ist. Hier sind: die Regierung, die Kammer mit denen von ihnen abhängigen Collegien, nämlich Pupillen- und Criminal-Collegium, Officium fisci und Kammer-Justiz-Deputation. Seit dem Jahre 1787 ist auch hier die westpreussische Landschaft und das Landgestüt errichtet. Diese vielen Offizianten und die Reisenden, welche ihre Geschäfte bei den vielen Collegien herführen, machen den Ort lebhaft; aber auch theuer. Ohngeachtet der fruchtbaren Gegend sind die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens,

Obst und einige wenige Artikel ausgenommen, sechs bis zwölf Procent theurer als zu Königsberg; alle Artikel des Luxus aber, ohngeachtet sie zu Wasser von Danzig und Elbing herkommen können, um vieles theurer, als in diesen beiden Städten. Dieser Nachtheil, den die Zusammenhäufung der vielen Offizianten veranlaßt, erzeugt aber auch viele Vortheile. Es wird dadurch, daß alle diese Collegien an einem Orte sind, der Gang der Geschäfte erleichtert, demjenigen Offizianten, der keine Arbeit scheut, zuweilen die Gelegenheit verschafft, auch noch ein kleines Amt bei einem andern Collegium anzunehmen, und dies alles hat einen großen Einfluß auf Geistescultur und geselliges Leben. Man findet hier nicht in Gesellschaften die mannigfaltigen Mischungen von Militairpersonen, Offizianten, Gelehrten, Kaufleuten und Künstlern. Im Ganzen aber gewinnt dadurch der gesellschaftliche Ton. Es sind Leute von gleicher Cultur und daher ein lebhafter Umtausch, der durch Lektüre, Nachdenken und Geschäften erlangten Ideen. Da kein so ausserordentlicher Unterschied des Stan-

des und des Vermögens, wie in Residenz- und Handelsstädten, hier statt findet, so gilt auch hier nicht, in Betreff des Luxus jener traurige Wetteifer, der schon zu Königsberg die Ruhe manches Hausvaters stöhrt und oft den innern Frieden ganzer Familien und ihre häusliche Glückseligkeit zu Grunde richtet. Es that mir recht wohl in den Zirkeln, worin ich während meines hiesigen Aufenthalts Eintritt erhielt, diese Bemerkung machen zu können. Und da die Geschäfte, welche mich hier aufhielten, Streitigkeiten wegen der Grenzen und einer sehr lästigen Servitut, meines neuerlangten Grundstücks betrafen; so bat ich mir die Erlaubniß aus, auf den Registraturen, was mein Gut anbeträfe, nachsehen zu dürfen. Mir wurde diese Erlaubniß ertheilt, und die ausserordentliche Bereitwilligkeit vieler Personen, die ich hiebei erst kennen lernte, brachte mir von der Humanität im Allgemeinen einen sehr vortheilhaften Begriff bei. Bei dieser Gelegenheit machte man mich auch auf eine nicht unbeträchtliche Anzahl griechischer Goldmünzen aufmerksam. Sie waren größtentheils vom

Kaiser Anastasius, und vor Kurzem unweit Danzig im Acker gefunden und der Cammer abgeliefert worden. Da mein verwickelter Rechtshandel mir am Herzen lag, machte ich zuweilen meinen Rechtshandel zum Gegenstande des Gesprächs, und freute mich nicht selten über die ausserordentliche Gesetzkunde und die Schnelligkeit, womit manche Männer sie selbst unter dem gesellschaftlichen Geräusch höchst treffend anzuwenden wußten. Angenehm überraschte es mich noch, zu hören, daß bei diesen vielen Collegien nur drei Justizcommissarien in Thätigkeit sind. Dieses hat zum Theil in einer vortrefflichen Einrichtung hiesiger Regierung seinen Grund. Es werden nämlich die Referendarien nicht bloß den Dürftigen, sondern in solchen Sachen, die nicht von der ausserordentlichen Wichtigkeit sind, den Partheien als Assistenten zugeordnet. Die Partheien gewinnen hierdurch an den Prozeßkosten; die Referendarien aber in Betreff ihrer Bildung, weil sie nicht bloß protokolliren und instruiren, sondern über einzelne Fälle nachzudenken und nachzulesen gezwungen werden, und hierdurch

mit einer richtigen Anwendung der Gesetze vertraut werden. Auffallend war mir, daß rund um Marienwerder kein einziger zum Vergnügen der Spatziergehenden zweckmäßig eingerichteter Lüstort war. Der Grund scheint mir darin zu liegen, daß die schönen Aussichten, welche man aus der Stadt selbst genießt, das Auge verwöhnen, und man daher von den Schönheiten eines Lustorts zu viel fordert. Von der andern Seite trägt dies wohl viel dazu bei, daß die Equipagen hier höchst selten sind, weil in dem kleinen Städtchen jeder seine Gänge leicht zu Fuß macht. Nach vollbrachten Geschäften hat nur noch der Jüngling Kraft und Lust zum entfernten Spatziergehen. Der ältere hingegen will seiner Familie leben, kann oft nicht viele Stunden seinem Vergnügen widmen. Aus diesem Grunde, und weil man sich von seinem Instrumente jeden Augenblick, wenn es erforderlich ist, entfernen kann; scheint hier die Musik das Lieblingsvergnügen geworden zu seyn.

Die Schnelligkeit, womit ich von Marienwerder nach Graudens fuhr, waren

jeder Bemerkung hinderlich. Schöne Aussichten sind aber in diesen Gegenden so häufig, und verlieren so viel im Allgemeinen durch die Beschreibung, daß ich dabei nur selten zu verweilen wage. In Graudens selbst wechselte ich nur die Pferde: allein da ich an diesem Orte schon zum viertenmal war; so bin ich dennoch folgendes davon aufzuzeichnen im Stande. Die Stadt liegt am östlichen Ufer der Weichsel. Die daranstoßende Gegend ist von Bergen umgeben, von da man über die jenseit der Weichsel liegende Niederung eine vortreffliche Aussicht hat. Seit dem Frühlinge 1798 ist hier über diesen Fluß eine Brücke angelegt. Sie ist 2700 Fuß lang, 16 Fuß breit und besteht aus 64 Pontons. Fußgänger zahlen einen Zoll von vier Schillingen. Und für jedes Pferd werden vier Groschen preussisch bezahlt. Und wenn dieser Zoll zur Unterhaltung der Brücke hinreicht, so soll sie, jeden Frühling aufgeschlagen und beim Eisgange abgenommen werden. Durch die hohen Bauvergütungen, welche Friedrich der Große dieser Stadt aussetzte, und durch die Lebhaftigkeit,

welche alle bürgerliche Gewerbe während des Westungsbaues erhielten, haben sich Anbau und Bevölkerung vermehrt, obgleich die Stadt nur 9 Huben 18 Morgen culmisch, folglich unbedeutende Stadtäcker besitzt. Manche Häuser zeichnen sich selbst durch schöne Bauart aus, und von den alten Unfällen, den häufigen Pesten und der Zerstörung dieser Stadt im vorigen Jahrhunderte, während des Krieges der Schweden und Polen, ist jetzt keine Spur mehr übrig. Die Stadt enthält gegenwärtig mit Inbegriff der drei Vorstädte, welche die Thorner Vorstadt, Fiewo und Fretta heissen, 518 Häuser, wovon aber noch 127 mit Stroh und Schindel gedeckt sind. Zur Stadt gehören noch 35 Scheunen, 124 Häuser treiben die Braunahrung, und die Brandweinbrennerei wird durch 15 Brandtweinblasen betrieben. Die Hauptkirche der Stadt wurde gleich nach der Reformation den Protestanten abgetreten, den sie aber die Catholiken im Jahr 1598 wieder entzogen. Die Protestanten hielten nun ihren Gottesdienst auf dem Rathhause, bis ihnen Friedrich der Große 1781 — 8000 Tha-

ler zum Kirchenbau schenkte, und nun wurde 1784 der Bau einer lutherischen Kirche, auf dem Markte, neben dem Rathhause, vollendet. Der frühe Gottesdienst wird hier in polnischer Sprache, der übrige aber in deutscher Sprache verrichtet. Seit dem Jahre 1635 befindet sich zu Graudens ein Kloster von Benediktiner Nonnen. Seit dem Jahr 1647 erhielten hier die Jesuiten ein ansehnliches Collegium, welches seit dem Jahr 1781 in ein catholisches Gymnasium verwandelt wurde, bei dem jetzt drei Lehrer angestellt sind. Und das Kloster der Franziskaner Reformaten wurde erst 1752 erbaut. Die sämtlichen hier angezeigten Gebäude sind mit 313,870 Thaler versichert, und die Stadt selbst ist mit einer steinernen Mauer umgeben. Die Seite nach der Weichsel zu ausgenommen, an welcher einige hohe massive Speicher stehen, aus welchen die Fahrzeuge auf der Weichsel sehr leicht mit Getreide befrachtet werden können. Dieser Getreidehandel ist für Graudens wichtig, obgleich wegen der vielen Sandbänke in der Weichsel nur kleine Fahrzeuge gebraucht werden können. Dies

Getreide geht mehrentheils nach Danzig. Und da an diesem verhältnißmäßig kleinen Orte, 31 Kaufleute sind; so erhalten sich wegen dieser Concurrenz die Getreidepreise gewöhnlich um etwas höher als zu Thorn; so, daß ich selbst in der Nachbarschaft von Gollup von den Landleuten hörte, daß sie ihr Getreide lieber nach Graudens als nach dem ungleich näher liegenden Thorn verführten. Nach Königsberg ist der Handel nicht beträchtlich. Es werden dahin nur vieles Obst und Käse versandt. Die Butter, welche man in der benachbarten Niederung gewinnt, wird größtentheils in der Nachbarschaft nach den höher liegenden Gegenden abgesetzt.

Es giebt zu Graudens eine Tobaks- und eine Wagen-Fabrike. Die erstere gewinnt vorzüglich dadurch, weil bei Graudens selbst guter Tobak gebaut wird. Man nimmt im Durchschnitt an, daß diese beiden Fabriken für 12,200 Thaler rohe Materialien bedürfen, und für die Bearbeitung jährlich ungefähr 10,000 Thaler erhalten. Von der Güte des

dortigen Tobaksbaues kann man sich dadurch einen Begriff machen, daß ein Morgen Culmisch von dem oft eine Familie lebt, wenn er von ihr zum Tobaksbau bequem angewendet werden kann, für 25 bis 30 Thaler jährlich gepachtet wird. Von Wollenarbeiter sind hier fünf Tuchmacher, ein Strumpfweber und sechs Hutmacher, die im Jahr 1796, 549 Stein Wolle, jeden zu 33 Pfund verarbeiteten. Und von den Tuchmachern wird besonders viel Boi verfertigt. Eine vorzügliche Nahrungsquelle ist hier die Bierbrauerei und Branndtweinbrennerei, weil die Stadt diese Bereitung der Getränke, welche sonst auf dem Amte getrieben wurde, und zugleich den Verlag in den Amtsdörfern für eine jährlich zu entrichtende Summe von 1500 Thaler in Erbpacht erhalten hat. Die Zahl der sämtlichen Einwohner beträgt 4317. Unter diesen sind 235 Meister von 47 verschiedenen Professionen.

Zu den Merkwürdigkeiten von Graudenz gehören die von Actioneurs angelegte Weinberge. Die Trauben gerathen vortrefflich und

im Jahr 1797 wurden zwei Ohm Wein gekeltert, dem aber ein reiner Geschmack fehlte, weil die Trauben nicht sorgfältig genug sortirt waren. Daß Preussens Klima dem Weinbau nicht günstig sey, ist bekannt. Da aber doch mehrentheils der Herbst in Preussen eine gute Witterung hat, so gerathen auch die frühen Gattungen der Weintrauben in unsern Gärten vorzüglich gut, so, daß selbst Bewohner des südlichen Frankreichs, welche sie in Preussen kosten, damit nicht unzufrieden sind. Auch ist zur Zeit des deutschen Ordens der Weinbau in Westpreussen üblich gewesen. Ob er indeß jetzt wieder beträchtlich werden sollte, ist eine andre Frage, die, da uns noch immer Hände zum Ackerbau fehlen, eher verneint als bejaht werden kann. Mehr folglich als diese Weinberge verdient eine Wasserleitung bemerkt zu werden, die, der Sage zufolge, vom berühmten Copernikus errichtet ist, und die, wenn man sie mit den Ueberresten seiner Wasserleitung zu Braunsberg vergleicht, durch ihre Aehnlichkeit die Sage bestätigt. Sie entsteht durch einen gegrabenen Canal, der die Thrien-

ke, auch das Mühlenfließ heißt, und bei Graudenz, nachdem er eine Mahl-, Loh-, und Schneidemühle getrieben hat, in die Weichsel fällt. Er nimmt eine Meile nordostwärts von der Stadt, bei dem Dorfe Klothke seinen Anfang, wo das Wasser des Flusses Ossa eilf Fuß hoch durch eine Schleuse gestaut und hierdurch in den höher liegenden Canal zu treten gezwungen wird. Etwa 100 Schritte vor dem Abfluß der Thrienke in die Weichsel, und 60 Schritte oberhalb der Untermühle, ist an dem nördlichen Ufer der Thrienke ein kleines Haus, in welchem ein Wasserrad und ein Brunnen von ungefähr zehn Fuß Tiefe und sechzehn Quadratfuß Oberfläche, befindlich ist. Die Kurbel an der Welle des Wasserrades, welche sich über dem Brunnen dreht, setzt die Stempel in zwei Zilindern in Bewegung. Diese Zilinder sind aus Kanonengut, 4 bis 5 Fuß hoch und der Durchmesser ihrer Oeffnung ist zwischen 5 bis 6 Zoll. Unter dem Wasser sollen beide Zilinder sich vereinigen, wie ein Horn gekrümmt und mit einem Ventil versehen seyn. Sie vereinigen sich in eine metallene Röhre,

die drittehalb Zoll im Durchmesser und die Gestalt eines liegenden lateinischen S hat. Mitten auf dieser Röhre ist ein Krahn mit einem Ventil, damit das in die Röhre getretene Wasser nicht wieder zurück kann. Der Krahn selbst aber kann mit Leichtigkeit bei Reinigung und Ausbesserung, der Röhre herausgenommen werden. Aus dieser metallenen Röhre tritt das Wasser in eine kleinere, welche durch die Seitenwand des Brunnens in eine 22 Fuß hohe hölzerne Röhre geht. Diese hölzerne Röhre, welche das Wasser über die Stadtmauer führt, findet durch ihre Lage einen Winkel von 75 Grad. Ihre Oeffnung hat nur einen Durchmesser von drittehalb Zöll. Sie besteht aus einem starken Fichtenstamm, ist mit vielen eisernen Ringen beschlagen und wurde dennoch vormals oft durch den Druck des Wassers gesprengt, weil man sie oben mit einem kupfernen Huthe sorgfältig verschlossen hatte. Auf den Vorschlag des jetzigen Aufsehers dieses Wasserwerks, Namens Müller, hat man die Röhre jetzt blos mit einem hölzernen Stöpsel verschlossen, und, weil dieser so auf-

gepaßt ist, daß die Luft austreten kann, so bleibt die Röhre hiedurch vor dem Zersprengen geschützt. Sie giebt ihr Wasser in eine beinahe horizontalliegende Röhre, welche ohngefähr 20 Fuß lang ist, und unter dem an der Stadtmauer liegenden Gärtchen des Herrn General von Mosch durchgeht, und an das unterste Ende einer senkrecht stehenden 40 Fuß hohen Röhre stößt, die ihrer ganzen Höhe nach mit einem Thurme umgeben ist, der der Wasserthurm heißt. Das innere dieses Thurms ist so eingerichtet, daß in verschiedner Höhe, um das Einfrieren des Wassers in der Röhre zu hindern, Feuer gemacht werden kann. Ein Zapfen am Fuß dieser Röhre dient zur Tränkung des angezeigten Gärtchens, und eine horizontalliegende Röhre führt nun das Wasser nach verschiednen Theilen der Stadt. Nach der Angabe des Herrn Wasserkunstaufseher Müller steigt das Wasser 75 Fuß vom Wasserstand der Thrienke an gerechnet. Für jedes Gebräude, wozu man Wasser bedarf, werden zwei Gulden entrichtet. Ein Mangel an Wasser tritt nie ein, ausser wenn der Müller

aus der Obermühle solches zurückhält. Auch wird das Wasser zuweilen durch die an der Thrienke liegenden Färbereien und Gerbereien verunreinigt.

Das Schloß, welches jezt abgebrochen ist, lag auf der Stelle des heutigen Domainenamtes. Ob auf dieser Stelle die Burg Grodeck lag, die der polnische König Bolislaus 1060 bestürmte, darüber mögen Freunde der Alterthümer streiten. Das jezt abgebrochene Schloß ist wahrscheinlich vom deutschen Orden in seinen frühern Zeiten angelegt. Es zeichnete sich durch seinen hohen runden Thurm aus, und Bauverständige versicherten mich, daß zur Verzierung der Säulen Rosetten und Palmzweige von Ziegelthon angebracht, so dauerhaft bevestigt waren und solche Härte hatten, daß ihre Abbrechung Mühe kostete. Ohnweit der Stadt auf der Anhöhe, unter der die Weichsel vorbei fließt, wurde im Jahr 1776 die Vestung Graudenz angelegt. Sachkundige versichern, daß sie zur Deckung der Weichsel, zur Sicherung des Ueberganges und zum Depot der Kriegs-

bedürfnisse, wenn der Krieg in der Nachbarschaft geführt werden sollte, sehr zweckmäßig sey. Doch wünschen sie, daß die benachbarten Berge abgetragen seyn mögten, weil sonst der Feind Gelegenheit erhält, sich unbemerkt und zum Theil auch durch die Berge gedeckt, der Vestung zu nähern, woran ihn aber auch vielleicht die vielen Minen hindern könnten, die sich bis zu einer beträchtlichen Entfernung erstrecken sollen. Bei Anlegung dieser Minen wurden einige altpreussische Begräbnißstätten, verschiedene Stücke Bernstein, worunter einige von beträchtlicher Größe waren, und manche schätzbare Steine und Versteinerungen gefunden. Von letztern erhielt ich durch die Güte des Herrn Geheimenfinanzrath Schulz einen großen Dendriten und einen sehr großen Mammaisknochen, die sich jetzt in der Sammlung des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin befinden.

Die Vestung Graudens hat dem Monarchen und dem Lande sehr große Summen gekostet. Kostbarer aber wurde sie noch durch

die große Sterblichkeit, welche unter den Arbeitern herrschte. Dieses hatte seinen Grund in der Zusammenhäufung vieler Menschen in wenigen Gebäuden, wo sich verschiedentlich ansteckende Krankheiten, fäulligte Fieber und Ruhren ausbreiteten. Verhältnißmäßig waren die Lebensmittel theuer. Der Arbeiter hielt sich daher mehr an den Getränken, welche eine bestimmte Taxe hatten. Gemüse waren selten, und der Genuß von Käse, Hering und ähnlichen Nahrungsmitteln desto häufiger. Jeder Arbeiter brachte sich eingesalzenes oder geräuchertes Fleisch mit. Und diese Diät beförderte manche Krankheit. Die Leute würden zu großer Anstrengung gezwungen, erhitzten sich fürchterlich und erkälteten sich oft dadurch, daß mancher lieber die Nacht unter freiem Himmel, als in einem Gebäude zubrachte, worin die Menge der Menschen und der Mangel an Reinlichkeit viele Uebel erzeugt hatte. Daher hörte ich verschiedentlich behaupten, daß von allen Arbeitern, entweder hier oder doch bald nach der Rückkehr im Durchschnitt der zehnte Mann gestorben wäre. Andre behaupteten:

diese Angabe sey zu gering. Doch habe ich von niemanden darüber eine bestimmte Nachweisung erhalten können.

Wenn man über die drei Zugbrücken in die Vestung gekommen ist, so erscheinen die Gebäude in jener lachenden Gestalt, worin man Venedig in einem optischen Kasten erblickt. Aber der frohe Eindruck verschwindet bald bei dem Gedanken, daß Menschen diese Steinmassen zum Verderben ihrer Nebenmenschen aufthürmten, und man wünscht die Annäherung jenes Zeitalters, worin der ewige Frieden nicht mehr bloß ein schöner Entwurf eines menschenfreundlichen Philosophen seyn wird. Die traurige Stimmung wird durch das Kettengeklirr der Gefangenen, und durch den Anblick der abgestumpften Pyramide befördert, die den Lichtstrahl nur kärglich in das Gefängniß Leipzigers läßt. Das Verbrechen dieses Mannes ist unbekannt. Wir haben nur die Größe desselben durch seine Bestrafung und durch die Anzeige in den öffentlichen Blättern kennen gelernt. Es darf nic-

mand mit ihm sprechen, und ich hörte bloß die einzige Anekdote von ihm erzählen, daß, als man ihm, ehe er ins Gefängniß gebracht wurde, eine kleine Scheere abnahm, voll Unwillen sagte: wenn man glaubt, daß ich verzweifeln muß, so sollte man mir auch nicht das Hemde lassen, weil ich dieses ja sehr leicht zusammendrehen und mich damit erwürgen könnte. Jetzt, da ich dies schreibe, ist das Schicksal dieses Mannes durch die Gnade des jetzigen Königs sehr gemildert; und manche vorhin ihm entzogene Bequemlichkeit und selbst Bewegung in freier Luft, werden ihm jetzt mit einiger Einschränkung gestattet. Es wurden um die Zeit meiner Durchreise auch jene Jünglinge nach Graudens gebracht, welche den unseligen Einfall gehabt hatten, eine Revolution in Danzig anzuspinnen. Sie waren bei ihrer Durchreise durch Marienwerder ruhig und heiter. Ein Beweiß des Leichtsinnes und des Unverstandes, den ihre ganze Handlung bewiesen hat. Sie kamen mir wie jene Schulknaben vor, von denen vor einigen Jahren die Jugendzeitung erzählte, daß sie durch die Auf-

führung von Schillers Räubern auf den Einfall gekommen wären, eine Räuberbande zu stiften. Die meisten unter diesen jungen Leuten zeichneten sich weder durch einen gebildeten Verstand, noch durch jenen kühnen jugendlichen Muth aus, der Erneurung mehrerer solcher Unternehmungen befürchten läßt, und sie schienen mir daher in jeder Rücksicht Gegenstände des Mitleidens zu seyn. Denn wie man mir erzählte, waren manche dieser jungen Leute mit dem eigentlichen Zweck dieser ganzen Verschwörung unbekannt; sondern leisteten den wenigen, welche ihn kannten, bei ihrer Aufnahme den Eid des unbedingten Gehorsams, indem sie bloß in eine Art von akademischen Orden aufgenommen zu seyn glaubten. Ich freute mich daher meinen Lesern sagen zu können, daß Friedrich Wilhelm III. das Schicksal dieser Gefangenen erleichtert, und die Zeit ihrer Gefangenschaft beträchtlich verkürzt habe.

Ich verließ Graudenz, indeß der Himmel bezogen war, und bald ein Gewitter mit heftigen Regengüssen begleitet, mich nicht bloß

aufhielt, sondern bald hinter Schönsee ver-
lohr auch mein Fuhrmann den rechten Weg.
Dies Städtchen Schönsee, häufiger unter
dem polnischen Namen Kowalewo bekannt,
enthält nur 15 Häuser mit Ziegel, 41 mit
Stroh und Schindel gedeckt, nebst 60 Scheu-
nen. Zwölf von diesen Häusern treiben die
Brauerei, zwei das Brandtweinbrennen. Und
da die Stadt nur einen Schankkrug verlegt,
und nicht mehr als 399 Einwohner hat; so
scheint es sehr viel, daß dennoch in einem Jah-
re 221 Tonnen Bier und 15,970 Quartier
Brandtwein verbraucht wurden. Vormals
war der Ort beträchtlicher; denn 57 Feuerstel-
len liegen hier wüste. Auch stand hier ein
Schloß mit 9 Fuß dicken Mauren, die beim
Abbrechen viel Baumaterialien zu liefern ver-
sprachen. Aber diese Erwartung wurde sehr
getäuscht: denn die ausserordentliche Dicke der
Mauer rührte daher, daß man zwei verschie-
dene Mauern, eine von aussen die andre in-
nerhalb, jede zwei Ziegel dick, aufgeführt, und
den Zwischenraum mit Grus gefüllt hatte.
Bauverständige sagten mir: es scheine, daß

man den Grus zu einer gewissen Höhe geschüttet und alsdenn mit dünn gemachtem Kalk übergossen habe, dieser sey in die Zwischenräume gedrungen, und habe diesen Grus zu einem vesten Körper verbunden. Vielleicht habe man ihn auch gleich nach dem Uebergießen mit Handrammen vest gestampft, und eine Lage über die andre geschüttet, bis der Zwischenraum gefüllt war. Es frägt sich ob in unsern Tagen bei Mauren, welche starke Gewölbe tragen müssen, wenigstens bei Casematten diese Bauart nicht wieder anwendbar sey?

Die ausserordentliche Dicke der Mauren hatte nicht bloß den Zweck, den Widdern, und in spätern Zeiten dem Geschütz zu widerstehen; sondern man sieht auch noch einen Nebenzweck. Bei dem Schlosse zu Möwe, einem Städtchen, welches zwei Meilen von Marienwerder, jenseits der Weichsel in einer fruchtbaren Gegend liegt, steht noch das Schloß, ein Viereck, welches auf jeder Seite 180 Fuß hat, 5 Stockwerke hoch, und jetzt zu einem Getreidemagazin bestimmt ist. Die Mauren sind

auch hier 9 Fuß dick; aber in obern Stockwerke hohl und mit einer Menge von Schießscharten versehen, so daß die Vertheidiger des Schlosses, welche hier völlig gedeckt standen, den Feind von dieser Höhe durch Schießen und Werfen destomehr beschädigen konnten. In einem andern Schlosse welches beim Städtchen Strasburg im Culmischen liegt, entdeckte man noch einen andern Gebrauch der hohlen Mauern, als zwei Criminalverbrecher, durch den Ton veranlaßt, den die Mauer beim Anschlagen von sich gab, auf den Gedanken kamen, daß sie hohl wäre. Es glückte ihnen sie durchzubrechen, aber ihr Geschrei und ein Getöse, dem Donner ähnlich, machte, daß der Gefangenwärter hinzueilte. Dieser fand im Gefängniß eine Menge steinerner Kugeln, deren sich der Orden in den frühesten Zeiten zu den Kanonen bediente. Er hatte die hohlen Mauern als Arsenal gebraucht, und hier eine Menge dieser Kugeln aufgehäuft, die als die Mauer durchbrochen war, in das Gefängniß rollten, die Gefangenen in das größte Schrecken gesetzt, und selbst den Fuß des einen beschädigt hatten.

Diese alten Schlösser lenkten mich von meinen eignen Abentheuern ab. Es war deutlich, daß ich die rechte Straße verloren hatte. Mit vieler Mühe bewegten meine Begleiter einen Polen, sein benachbartes Häuschen zu verlassen. Ich redete ihn in seiner Landessprache an. Er versicherte, den Weg gar nicht zu kennen; frug aber, wer den Wegweiser bezahlen würde. Da ich ihm versicherte, so viel als er verlangte geben zu wollen, erklärte er, daß die Landstraße nicht weit entlegen wäre und er uns dahin bringen wolle, sobald er sich nur etwas wärmer angekleidet haben würde. Aber wahrscheinlich war ihm der Schlaf lieber als der Erwerb. Er ging in sein Haus, riegelte zu und kehrte nicht wieder zurück; so sehr wir auch an seiner Thüre pochten. Meine Begleiter versicherten mich aber, daß sie dieses gar nicht befremde, weil ein solches Benehmen bei dem gemeinen Polen in dieser Gegend nicht selten sey. Unser gutes Glück führte uns bald wieder auf die Landstraße, und auf dieser erreichten wir das Schloß zu Gollup.

Die kalte regnigte Nacht, der hohe steile Schloßberg, die Dunkelheit auf dem mit hohen Mauern umgebenen Schloßplatz, das dumpfe Getöse, welches aus den hohen Gewölben beim Einfahren wiederhallte und die mitternächtliche Stille machten unsern Einzug schauerlich; aber bei der gütigen Aufnahme die wir hier fanden, erlosch bald dieser erste Eindruck. Das Schloß ist jetzt zum Domainen-Amt eingerichtet, und es hat gute und helle Zimmer. Die Mauern aber zeichnen sich noch durch ihre fürchterliche Dicke aus, so daß es hier selbst Zwischenmauern von 7 Fuß Dicke giebt. Ich wurde hier auf einen Abputz oder Anwurf aufmerksam gemacht. Seine Farbe ist gelb, und ich muthmaße daher, daß er eisenhaltig sey. Die Mauern sind damit in den Zimmern ohngefähr einen halben Zoll dick überzogen. Ein Nagel läßt sich nur mit Mühe hineintreiben. Dieser Anwurf haftet so innig an die Mauer und so weit meine Hand umherreichen konnte, bemerkte ich nicht den kleinsten Riß, sondern eine Glätte, die ich, wenn sie Politur gehabt hätte, mit dem be-

sten Marmor vergleichen würde. Er scheint mir eine chemische Untersuchung zu verdienen, weil er schon durch seine Dauerhaftigkeit schätzbar ist; noch mehr aber, weil er, wenn er selbst kostbar wäre, als Grund zu Fresko-Malereien angewendet zu werden verdiente, indem er diesen eine Dauerhaftigkeit geben würde, welche sie auf unsern gewöhnlichen Wänden nicht haben. Man hat hier noch einen andern Gegenstand der chemischen Untersuchung unterwerfen wollen; allein es ist kein Resultat darüber erfolgt. Dies ist die Erde auf dem zum Domainen-Amte Gollup gehörigen Acker. Mir lag die Sache selbst am Herzen, weil mein Gütchen mit einem Theil dieses Feldes im Gemenge lag. Die Lage der Sache ist folgende; der Boden besteht, einige sandigte Stellen ausgenommen, aus Lehm mit Grand vermischt. Auf meinem Gütchen traf ich größtentheils den Lehm als die herrschende Erdart an. Der Lehm schien mir nicht eisenhaltig zu seyn. Der Sand war nicht röthlich. Ich fand keine Vitriol-Miner, kurz keine Spur von Eisen. Blos an einer Stelle fand ich Thon, von

einer dunkeln schwarzen Farbe. Mein Gütchen, im Dorfe Lissewo, dies Königliche Dorf, selbst ein Theil des Stadtfeldes von Gollup schien mir in den ältesten Zeiten das Flußbette der Drewens gewesen zu seyn. Denn dieser Fluß, der jetzt schiffbar gemacht werden soll, fließt in einer Ebene, an deren beiden Seiten sich Anhöhen erheben, auf welchen man die Erde in dünnen Schichten angesetzt erblickt; denn ich fand auf meinem hier angrenzenden Felde den Sand ein Paar Fuß, oft nicht einmal so hoch mit Lehm bedeckt. In Ostpreussen würde man diesen Boden mit Weitzen bestellen. Hier aber wird nur erst seit einigen Jahren der Weitzen häufig gesät. Man gab dem Roggen den Vorzug, der im Frühlinge und Herbst vortrefflich stand, aber größtentheils taube Aehren hervorbrachte, welches aber beim Weitzen und andern Getreidearten niemals der Fall ist; und die tauben Aehren des Roggens waren nach einigen Versicherungen mit einem rothen Staube bedeckt, dessen Ursprung mir niemand anzugeben wußte. Ich forschte weiter. Verschiedene Polen, besonders aber dem

sche Bürger aus Gollup, gaben mir folgenden Aufschluß: der Pole dachte über die Beackerung nicht eher nach, bis ihn preussische Oekonomen darauf aufmerksam machten. Er pflügte beständig gleich tief, bediente sich der hölzernen Eggen, welche die harten Erdschollen nie recht aus einander schlagen; hat kleine Pferde, welche die schwere eiserne Egge nicht fortschleppen können, und vernachlässigt die Düngung. Manche Bürger von Gollup treiben es jetzt noch so weit, daß sie ihren Dünger nicht auf den Acker führen; sondern ihn in die Drewens werfen. Der Landmann düngt nur den nahliegenden Acker, selbst diesen nur zum Theil mit langen Schaafsmiste. Bei dem vielen Acker, den er verhältnißmäßig besaß, glaubte er Düngung entbehren zu können, wenn er die Ländereien nur alle vier, andere nur alle sechs Jahre, besäete. In diesen Ländereien schoß, so lange sie unbenutzt lagen, eine Menge Unkraut empor, welches die schlechte Beackerung nicht ausrottete. Nun glaubte der Pole noch zu gewinnen, wenn er sehr vielen Saamen einstreuete. Daher grünte im Herbst

und Frühlinge das Feld. Wenn aber das Getreide und zugleich eine Menge Unkraut empor schoß; so erstickte eine Pflanze die andere und raubte ihr wenigstens die Nahrung. Der Roggen brachte auf dem gedüngten Acker hohes Stroh, welches aber bey der kleinsten Dürre mit seinen Wurzeln nicht genugsame Nahrung aus dem von niedrigern Pflanzen bedeckten Boden ziehen konnte, und deshalb vertrocknete es, ehe es noch Körner angesetzt hatte. Da nach dem Jahre 1772 der einziehende Preusse Weitzen säete, die hohen Preise den Eigennutz reitzten; so ahmte den Pole in der Beackerung des Weitzenfeldes dem Deutschen nach; und weil er nun wegen dieser Beackerung keine tauben Aehren erhielt, glaubte er, der Grund davon läge im Weitzen selbst. Ein Landmann gab mir hiervon noch folgenden Grund an: der Weitzen werde früher gesäet, wurzle deshalb im Herbst stärker und schieße auch niemals in so hohes Stroh als der Roggen. Der Landmann sey wegen des hohen Preises sparsamer mit der Aussaat, und deshalb könnten diese vorher angezeigten Gründe

beim Weitzen nie statt finden. Der Pächter meines Gütchens, dem es doch vortheilhaft gewesen wäre, mir einen schlechten Begriff davon beyzubringen, gestand mir aufrichtig, daß sein Vorgänger häufig, er selbst aber noch nie taube Kornähren gehabt habe. Bürger aus Gollup versicherten: diese Sache werde dadurch offenbar, daß von zwei neben einander liegenden Bürgeräckern, der eine schlecht beackerte taube, der andre gut beackerte, volle Aehren bringe. Ein eingewanderter Ostpreusse, der mir ein Schlaukopf zu seyn schien, antwortete mir auf diese Frage, woher sich denn dieser Glaube so vest erhielte? „Die Polen sind dumme Teufel und würden, wenn wir sie nicht in dem Glauben an die tauben Aehren bestärkten, uns ihren Acker nicht so wohlfeil verkaufen oder verpachten, als es jetzt oft geschieht."

Man hatte mich durch die vielen Schilderungen gegen die Polen sehr eingenommen. Und es kann seyn, daß die polnische Sprache, die ich zu meinem Vergnügen erlernt hatte, vielleicht auch die Nachricht, daß ich mich zur

catholischen Kirche bekenne, mir die Geneigtheit der Polen erworben hatte. Ich erhielt bei meinen Grenzstreitigkeiten manchen Beweiß des Wohlwollens, und fand überhaupt, weil ich diese Leute offen behandelte, auch ein ähnliches Betragen. Ich folgre deshalb theils aus eignen Erfahrungen, theils aus Nachrichten: der Pole ist stolz und haßt den Deutschen, weil er von ihm oft mit Stolz und Geringschätzung behandelt wird. Er ist kriechend und listig, weil er bei offenbarer Gewalt zu kurz kommt. Er ist mistrauisch und zurückhaltend, weil er bei Verhandlungen in einer ihm unbekannten Sprache immer im Nachtheil zu seyn fürchtet. Er ist eigennützig, weil er arm ist, und wird habsüchtig, weil er den Reichen geehrt sieht. Er ist proceßsüchtig, weil er seinen Gegner auf keine andre Art kränken kann. Kurz ich bestätigte hier meine Ueberzeugung, daß zur Bildung des National-Charakters, Klima und Diät wenig; Erziehung und äussere Verhältnisse aber desto mehr beitragen. Das Gemisch von Luxus und Dürftigkeit, welches bei den Polen so auffällt, fand sich auch

hier-

hier. Ein überflüssiges Fenster war mit Bretter verschlagen, weil man das Glas wieder einzusetzen ersparen wollte. Der Fußboden war nicht mit Brettern getäfelt, sondern bestand aus verhärteten Lehm, und in der Ecke des nämlichen Zimmers, worin zwei Tonnen mit einem Brette bedeckt, die Stelle des Tisches vertraten, stand ein Bett mit rosenrothen seidnen Vorhängen.

Als ich den Tag nach meiner Ankunft den sehr steilen Schloßberg hinab nach Gollup gieng, war die Stadt wegen des Jahrmarkts äusserst lebhaft. Doch war das Getöse und das Geschrei lange nicht so groß, als es in kleinen Städten Ostpreussens bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall ist. Die Kaufleute waren hier größtentheils Juden. Denn Gollup selbst enthält unter seinen 921 Einwohnern 48 Juden, und das südpreussische Städtchen Dobbrin, welches nur die Drewens von Gollup trennt, ist größtentheils mit Juden bevölkert. Weil in Südpreussen das preussische Accisewesen noch nicht eingeführt war, durften diese Städte noch

keinen Handel mit einander treiben, und auf der Brücke, welche sie verbindet, wurde ein Zoll eingenommen. Das Städtchen Sollup enthält 110 Häuser mit Ziegel, 11 mit Stroh und Schindeln gedeckt, und 20 Scheunen. 52 Häuser treiben die Braunahrung. Es waren in einem Jahr 660 Tonnen Bier, und 14,807 Quartier Brandtwein verfertigt, und von verschiedenen Wollarbeitern 696 Stein Wolle, den Stein zu 11 Pfund verarbeitet worden. Das Städtchen enthält eine lutherische und eine catholische Kirche. Der bei der letztern stehende Probst und Dechant Cycinsky erzählt mir im Jahr 1796 fünf Pfund rohe Seide gewonnen zu haben; und ein Geistlicher zu Culm, hatte es, seiner Erzählung zufolge, noch weiter gebracht. Die nächstfolgenden Tage beschäftigten mich die Uebergabe und die Verpachtung meines Gütchens. Hätte ich Augen gehabt, hätte mich nicht der Gedanke, daß ich hier unmöglich meinen Kindern alle Vortheile einer guten Erziehung schaffen, und nur höchst mühsam einen Nebenerwerb erlangen könnte, an Königsberg gefesselt; so wäre

ich hier hergezogen, um diese kleine Wildniß anzubauen, die ich jetzt für 150 Thaler verpachtete. Der Zustand, worin ich alle Gebäude antraf, war mir neu; denn keins schien mir vor dem Einsturze sicher zu seyn. Und der Grund davon lag in der vormaligen Qualität meines Grundstücks.

Die Gratialgüter, welche von dem preussischen Monarchen, theils als Allodien gegen Entrichtung eines jährlichen Canons, verschenkt, theils zu den Domainen geschlagen werden, wurden zu polnischen Zeiten auf zwei, vier oder sechs Augen, d. h. auf Lebenslang an eine Person, an Eltern und Kinder oder auch an Aeltern Kinder und Enkel zum Nießbrauche ertheilt. Diese mußten nach einer gewissen Taxe, die man Lustration nannte, eine jährliche Abgabe entrichten, und nach ihrem Aussterben fiel das Grundstück wieder an die Krone. Ein solcher Guthsbesitzer verbesserte nichts, sondern suchte nur für den Augenblick alles zu benutzen. Daher ist der Zustand aller dieser Grundstücke so höchst erbärmlich, und

giebt einen neuen Beweis, daß um in einem Lande den Ackerbau zum höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu bringen, völliges Grundeigenthum nothwendig sey. Dieses vorausgesetzt, würde wahrscheinlich in ganz Preussen der Ackerbau vollkommner seyn, wenn der unterthänige Bauer nicht bloß so lange im Besitz seiner Hube wäre, als es dem Gutsherrn beliebte, sondern so lange er Dienste und bestimmte Abgaben richtig leistete. Und damit diese Abgaben immer im Verhältniß des Geldes blieben, so könnten sie in Getreide bestehen, welches an einem bestimmten Ort und zu einer gewissen Zeit abgeliefert werden müßte. Diese Bemerkungen entfernten meine Gedanken von meinem eignen Grundstücke. Es wurde mir gerade in einem Zeitpunkte übergeben, in welchem die Zeitungsblätter große Verheerungen in Südpreussen durch Orkane meldeten. Ich lernte dieses Uebel, wiewohl nach dem verjüngten Maaßstabe kennen, als ich von der Grenze Lissewes nach dem Schlosse zu Wolkup zurückkehrte. Wir wurden plötzlich von einem Sturm überfallen. Regengüsse mit

Hagel vermischt strömten herab. Ein Blitzstrahl spaltete einen Baum ohnweit der Landstraße. Ein andrer warf den Knopf vom Schlosse zu Gollup herab, wo ungeachtet der Höhe das Wasser auf dem Schloßhofe strömte. Meine Hofnung in diesem Knopfe einige Urkunden zu finden, war fruchtlos; aber bei dieser Gelegenheit lernte ich manches in Betref der Bauart der Schloßdächer kennen, worüber ich nachher noch mehr von Bauverständigen erfuhr. Der deutsche Orden, der soviel Sorgfalt auf die Mauern wandte, vernachlässigte die Dächer schon aus dem Grunde, weil leztere keiner Belagerung trotzen konnten, sondern auch vor Erfindung des Schießpulvers durch Wurfmaschinen zerschmettert, durch Feuerpfeile angezündet wurden. Dieses hinderte schon an künstliche und mühsame Verbindung sorgfältig zu denken. Ueberdem war das Land mit Holz bedeckt. Man bediente sich Balken von außerordentlicher Länge zu Sparren, die jezt beträchtliche Summen kosten würden. Auf Verwerfen oder mühsames Verkleiden der Dächer nahm man in frühern Zeiten

wenig Rücksicht. Daher sind sie auch größtentheils sehr beschädigt, und manches Schloß wird blos deshalb abgebrochen, weil die Wiederherstellung des Daches zu kostbar ist.

Meine Geschäfte trieben mich eilig von Gollup nach Thorn. Schnell legte ich die vier kleinen Meilen zurück, obgleich der Regen den Weg schlüpfrig gemacht hatte, und überall umgestürzte Bäume die Wirkung des letzten Orkan zeigten. Der einzige Ort bei dem ich etwas anhielt, war das außerhalb der Landstraße liegende Domainenamt Brzinko, welches eine gute Lage auf einem terassirten Berge hat. Die Stadt Thorn hat man lange, ehe man hinkommt im Auge: allein ehe man sie erreicht, führt der gekrümmte Weg lange zwischen Sandhügeln hin. Um diesen unfruchtbaren Anblick zu heben, sollen diese Hügel mit dem Saamen von Nadelhölzern besäet werden; denn sie waren im vorigen Jahrhundert mit großen Wäldern bedeckt. Deshalb die Bügerschaft von Thorn, wie man mir zu Marienwerder erzählte, bei der Cam-

mer eingekommen seyn soll, um in diesen künftigen Wäldern ihrer Nachkommenschaft das Maſt- und Leseholz zusichern zu lassen, eine Vorsicht, die von einer Seite sehr weit getrieben scheint, sich aber wohl durch den Holzmangel, der alle Jahre höher steigt, entschuldigen läßt.

Thorn besteht aus der Alt- und Neustadt, die unter sich durch Mauern getrennt, aber durch gemeinschaftliche Mauern und Wälle umgeben sind. In der Alt- und Neustadt sind 700 bewohnte Feuerstellen, und größtentheils von den Zeiten, da Thorn von den Schweden beschossen wurde, liegen ein und vierzig Feuerstellen, die mehresten hierunter in der Altstadt, wüste. Zwei darunter auf dem Markte sind mit Brettern verschlagen. Die übrigen öden, zum Theil umgestürzten Mauern, oder wüsten Plätze liegen in den bewohnten Straßen, und sind in Sümpfe oder Haufen von Unrath verwandelt, so daß sie dem Auge und den Geruchsnerven des Nichteingebornen gleich widrig auffallen. Außerdem besitzt die Stadt zwei

und dreißig Speicher und 325 bewohnte Feuerstellen, nebst acht wüsten Plätzen in den Vorstädten. Diejenigen welche zur Altstadt gehörten, wurden im schwedischen Kriege gänzlich verwüstet, und sind jetzt in Gärten verwandelt. Die Häuser von Thorn sind größtentheils zu Kornböden eingerichtet, ein Ueberrest aus jenen glücklichen Zeiten, worin der Handel hier äußerst blühend war. Jetzt gereicht dies den Einwohnern zum Nachtheil: denn viele Häuser haben nur zwei und andre von großem cubischen Inhalte nur vier Zimmer. Freilich könnten diese größtentheils massiven Häuser im Innern besser eingerichtet werden; allein wie sehr die Einwohner durch Dürftigkeit am Bauen verhindert werden, davon ist dieser Beweis hinreichend, daß im Jahre 1797 dem Magistrate als baufällig bekannt waren. Die Stadt, welche gemäß der Angabe des Professor Hube, auf einem Flächen-Innhalt von 480,000 Pariser Quadrat Fuß steht, hat längere und geradere Straßen, auch bessere Marktplätze, als die übrigen alten Städte Preussens. Die Altstadt, der größte und beste Theil von

Thorn, enthält zwei Kirchen, die St. Johannis, oder Pfarrkirche, bei der einst Copernikus Probst war. Sie gehörte bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Protestanten, denen sie aber im Jahr 1596 entzogen wurde. Die Jesuiten errichteten nahe dabei ihr Collegium, wo sie sich noch nach Aufhebung des Ordens mit ihrer Schulanstalt erhielten. Ihr Collegium diente im Jahr 1795 zu einem Lazareth, steht jezt wüste, und es wäre zu wünschen, daß die hier eingerichteten Collegia solches erhielten, oder daß es für die Besatzung eingerichtet würde. Die Bürger würden dieses leztere um so mehr wünschen, weil sie von den wenigen Zimmern, welche sie nur wegen der besondern Bauart ihrer Häuser besitzen, jezt die Hälfte dem Militär einräumen müssen.

Die Marienkirche gleicht der Johanniskirche. Sie ist zugleich mit der Altstadt in dem damals gewöhnlichen gothischen Stiele erbaut; gehörte bis ins Jahr 1724 den Lutheranern. Da sie ihnen abgenommen, und das dabei erbaute lutherische Gymnasium in ein

Kloster der Bernhardiner Mönche verwandelt wurde. Hiedurch wurde der Ort, wo man Jünglinge zu arbeitsamen Bürgern bildete, die als Hausväter sich und die ihrigen durch Fleiß und Arbeit ernähren sollten, die Wohnung einer Classe von Mönchen, die Arbeit als sündlich betrachten, und sich vom Betteln nähren. Dennoch glaubten schwache, dem Vorurtheil ergebene Männer, als sie letztere hier einführten, ein der Gottheit gefälliges Werk zu thun. Die Mauer der Marienkirche ist ohne alle Strebepfeiler und Verzierungen, ganz gerade und hat bis unter das Dach 82 Berliner Fuß. Dies Dach war ursprünglich dreifach. Wegen seiner Beschädigung lassen die Bernhardiner ein neues einfaches Dach errichten. Dieses scheint sehr unzweckmäßig, wenn auch gleich die Erzählung, daß die eine Mauer nach Süden zu sich hervorgegeben habe nicht ungegründet seyn sollte. Unsere Vorfahren besaßen in Preussens ungeheuren Waldungen große und lange Balken in Menge, woran es uns jetzt sehr gebricht. Der deutsche Orden, Freund der kühnen Baukunst, wagte es dennoch nicht,

ein einziges Dach zu errichten; sondern vertheilte durch dieses dreifache Dach den Schwerpunkt, der jetzt bei dem einfachen Dache, dem Gewölbe sehr nachtheilig werden kann. Die Größe des Dachs kann man daraus beurtheilen, daß die Bernhardiner Mönche durch Contracte, den Zimmerleuten blos für Arbeitslohn 4400 Thaler zugestanden haben. In der Kirche selbst ist ein prächtiges Grabmal der schwedischen Prinzessin Anna, einer Schwester, König Sigismunds des Dritten von Polen, aus schwarzem und weissem Marmor. Es genügte den Catholicken nicht, den Lutheranern diese Kirche entzogen zu haben; sondern als sie ihnen endlich zwischen den Jahren 1755 und 1756 die Einrichtung eines Bethauses gestatteten, machten sie es ihnen dabei zur demüthigenden Pflicht, diesem Gebäude nur ganz das Ansehen eines Bürgerhauses zu geben.

Vom altstädtschen Markt umschlossen, steht das Rathhaus, ein viereckigtes Gebäude, mit vier Eingängen, und in der Mitte ist ein Hof mit weißem geschnittenem Sandstein gepflastert.

Das Rathhaus selbst entsprang aus einem hölzernen Gebäude, welches der deutsche Orden im Jahr 1393 in ein massives Gebäude zu verwandeln gestattete. Heinrich Strohband, dessen Biograph ich in meinen kleinen Schriften zu seyn wagte, ein edler und uneigennütziger Mann, voll Liebe für sein Vaterland und von einer seltnen Thätigkeit, verschönerte und erweiterte es im Jahr 1602, wobei er das Rathhaus zu Amsterdam zum Muster wählte. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde es bei der Belagerung von Thorn durch die Schweden sehr verheert, und erhielt endlich im Jahr 1733 seine gegenwärtige Gestalt wieder. Es hat jetzt durch die angebaute Hauptwache im Betref der Symetrie verlohren. Allein im Innern, an denen mit Perlemutter und Ebenholz ausgelegten Thüren, drei Tischen von vortreflichem Marmor im Conferenzzimmer, und einigen schönen Gemälden sind noch die Spuren des ehemaligen Wohlstandes sichtbar. Die Börse, ein gewölbtes Gebäude, diente den Protestanten von 1724 bis 1756 zum Gottesdienste. Sie ist schon im Jahr 1310

erbaut, liegt ebenfalls am altstädtschen Markte, ist mit kleinen Thürmen verziert, und die ganze Aussenseite ist bemalt und vergoldet.

Heinrich Strohband machte sich auch um seine Vaterstadt durch die Einrichtung des Gymnasiums verdient, die er ihm nach dem Rathe der vorzüglichsten Gelehrten seines Zeitalters gab. Er versorgte es mit einer Buchdruckerei und einer Bibliothek, und errichtete auch ein Collegialgebäude, worin arme Schüler unterhalten werden sollten. Diese Anstalten blühten. Der gute in Thorn herrschende Dialeckt der deutschen Sprache vermehrte die Anzahl der Schüler; aber Wohlstand und Patriotismus sanken allmählig. Das Gebäude des Gymnasiums wurde von den Catholicken den Lutheranern im Jahr 1724 entrissen, diese Anstalt in das Collegialhaus verdrängt, wodurch zugleich der Unterhalt armer Schüler aufhörte. Die Bibliothek, welche keinen Fond besaß, erhielt sich in ihrer vorigen Gestalt, und wurde nur dadurch etwas vermehrt, daß man von jeder Bücherauktion, ein Buch

für die Bibliothek nahm. Noch ein großes Gebäude in der Altstadt von Strohband errichtet, ist das mit einem Thurme verzierte Wachthaus. Eben dieser vortrefliche Mann errichtete auch im Jahr 1601 auf der Neustadt Thorn eine lutherische Schule und ein Krankenhaus bei der St. Jakobskirche, die aber im Jahr 1667 den Lutheranern entzogen und den Benediktiner Nonnen eingeräumt wurde. Das Krankenhaus wurde nun in einige Privatgebäude, die Schule aber auf das Rathhaus der Neustadt verlegt. Dies Rathhaus enthält nur ein Zimmer für die Scheppen, weil der Magistrat der Alt- und Neustadt seit jener Revolution im funfzehnten Jahrhundert, die Thorn dem deutschen Orden entriß, vereinigt wurde. Strohband errichtete in einem Theile dieses Gebäudes die Stadtwage. Die übrigen Zimmer räumte der Magistrat einer Handelsgesellschaft ein, die Tuchfabriken und Färbereien anlegte; seit 1767 aber diese Zimmer zur Schule und zu einer protestantischen Kirche wieder abtreten mußte, welche die heilige Dreifaltigkeitskirche heißt. Die große St.

Nikolaskirche, welche einen mit Blei gedeckten Thurm hat, wurde vom deutschen Orden im Jahr 1263 erbaut, den Dominikanern eingeräumt, welche sie nebst dem Kloster und einigen benachbarten Häusern noch jetzt besitzen.

Die Vorstädte, welche bei Kriegszeiten verschiedentlich abgebrannt und zerstört wurden, haben jetzt eine schlechte Gestalt. Merkwürdig sind darin die St. Georgenkirche, deren schöner mit Linden besetzter Kirchhof den Protestanten zur Begräbnißstätte dient. Die St. Laurentiuskirche gehört den Catholiken. Die unbedeutende Capelle der heiligen Catharina liegt auf einem protestantischen Kirchhofe, und die zum heiligen Geist, bei der das Hospital des deutschen Ordens vormals stand, gehört nebst dem Kirchhofe und einigen Häusern, welche die Fischerei heißen, den Benediktiner-Nonnen. Als Reliquie aus den Zeiten des deutschen Ordens haben sich noch vom alten Schlosse nach der Weichsel zu, die Keller, ein großer Bogen von kühner Bauart und ein Thurm erhalten. Blos die Mühle, deren man sich noch jetzt be

dient, wurde von den Bürgern bei Zerstöh-rung des Schlosses verschont.

Die Stadt Thorn verdankt ihre Erbauung dem deutschen Orden, der, als er bald nach seinem Eintritt in Preussen, über die Weichsel drang, eine Befestigung auf einer großen Eiche anlegte. Er betrachtete sie als das Thor oder den Eingang von Preussen, gab ihr daher diesen Namen, den auch eine bald darauf erbaute Stadt erhielt, die ein halb geöfnetes Thor zu ihrem Wappen, und im Jahr 1233 zugleich mit der Stadt Culm ihre Privilegien bekam. Eine Meile von der Stadt entfernt und ihr gegen Westen, liegt das Dorf Altthorn, wo anfänglich die Stadt errichtet wurde, aber häufige Ueberschwemmungen bestimmten den Orden, sie auf ihre heutige Stelle zu verlegen. Die Tiefe der Weichsel, welche damals großen Fahrzeugen eine bequeme Reise bis Culm gestattete, beförderte den Handel der neuen Stadt. Sie besaß schon im Jahr 1310 eine Handelsgesellschaft, und weil man damals Handel nur durch Privilegien

und

und Monopolien begünstigen zu können glaubte, ertheilte ihr der Hochmeister Heinreich von Kniprode im Jahr 1365 das Stapelrecht. Thorn betrieb von dieser Zeit an den Handel zwischen Polen und Danzig, indem es der letztern Stadt mit polnischen Producten die Waaren bezahlte, welche es von ihr zum weitern Vertrieb nach Polen erhielt. Der Ackerbau blühte in dieser Gegend, selbst der Weinbau wurde eingeführt. Die Stadt trat in den hanseatischen Bund, gehörte zu den sieben Städten Preussens, die an der Spitze des Bürgerstandes, zur Zeit des deutschen Ordens standen, nahm bald an der Landesregierung Theil, und suchte sich im Genuß der, dem geschwächten Orden abgedrungenen Vorrechte, durch den preussischen Bund zu behaupten, der im Jahr 1440 in Thorn geschlossen wurde. Ehe es zwischen dem Lande und dem Orden zum förmlichen Kriege kam, rüstete sich Thorn durch eine neue Bevestigung, die im Jahr 1450 fertig wurde, und machte durch Ueberrumplung des Ordensschlosses den Anfang zu jenem bürgerlichen Kriege, der Preussen dreizehn Jahre

lang zerrüttete. Während dieses Krieges deck-
ten bewaffnete Fahrzeuge den Handel zwischen
Danzig und Thorn, welches sogar 3000 Söld-
ner unterhielt, Schwez eroberte, und solches
an den König von Polen gegen das näher lie-
gende Birgelau vertauschte. Im Jahr 1466
endigte ein Frieden zu Thorn den unglücklichen
Krieg. Thorn wurde mit Polen vereinigt;
aber der polnische Adel immer gewöhnt, auf
den Bürger mit Geringschätzung herabzublicken,
wollte sich nun auch nicht ferner durch Thorns
Stapelrecht einschränken lassen. Danzig selbst
wünschte die Vernichtung desselben, und ohn-
geachtet Preussens Privilegien im Ganzen,
die von Thorn oft noch besonders bestätigt wa-
ren, wurden sie der Stadt im Jahr 1526 ab-
gesprochen. Schon hatte der Handel von Thorn
unendlich verlohren, weil bei veränderter Ge-
stalt des Handels die Stadt nicht mehr die Vor-
theile des vormals großen hanseatischen Bun-
des theilte. Den Handel mit Cujavien suchte
sich die Stadt noch durch eine hölzerne Brücke
über die Weichsel zu erhalten, nachdem sie
durch ein Privilegium des Königs von Polen

im Jahre 1496 zur Anlegung dieser Brücke berechtiget war. Die Stadt besaß noch den Handel mit Pottasche, weil hier der deutsche Orden die Braaker angesetzt hatte. Allein während des schwedischen Krieges im siebzehnten Jahrhundert schaffte sich auch Danzig Braaker an, wußte es in Holland so weit zu bringen, daß nur die Zeichen der Danziger geachtet wurden, und zog auf diesem Wege den Aschhandel an sich. Mehr aber litt Thorn noch im Anfange dieses Jahrhunderts, als Danzig nur allein den Gebrauch des Hafens seinen Bürgern gestattete. Thorn, welches sich so gut dieses Hafens wie Danzig bedient hatte, verlohr hiedurch seinen Schiffahrt- und allen Direkt-Handel und wurde nun von Danzig ganz abhängig. Jetzt ist der Hauptzweig des Handels zu Thorn der Getreidehandel. Es werden jährlich 4 bis 5000 Last nach Danzig und Elbing verkauft, und es sind unter den 74 Kaufleuten, die sich jetzt zu Thorn befinden, 34 Getreidehändler. Fabriken hat Thorn gar nicht, und die Detail-Händler schaden sich durch die hohen Preise, wofür sie im Ver-

hältniß zu Elbing und Danzig ihre Waaren verkaufen. Deshalb verschreibt sich ein jeder, der nur eignen Vorschuß hat, seine Bedürfnisse aus diesen letztern Orten. Die theuren Preise, wofür hier die Kaufleute ihre Waaren absetzen, äussern ihren Einfluß auf die Arbeit der Handwerker, welche insgesamt theurer als in den übrigen großen Städten Preussens sind; und ich fand, ohngeachtet ich hier in einem mäßigen Gasthofe wohnte, alle Bedürfnisse höher angesetzt, als in dem ersten Gasthofe Königsbergs. Mein Aufenthalt war zu kurz, um dies Urtheil zu wagen: allein die sämtlichen Officianten, welche seit der preussischen Besitznehmung hier angestellt sind, stimmen darin überein, und laut ihrer Versicherung sind zwei Gründe der Theurung, denen entgegengearbeitet werden kann, nämlich der hier herrschende Ton unter den Handwerkern, indem der Meister nie selbst Hand anleget, sondern alles den Gesellen überläßt, weil ihm ein zweites Uebel, die mit der größten Strenge hier seit alten Jahren eingeführten und noch jetzt beobachteten Zunftgesetze seinen Erwerb

fichern. Daher sind hier selbst Fleisch, Brod und die nothwendigsten Bedürfnisse theurer als in irgend einem benachbarten kleinen Städtchen.

Die Stünde, welche das blühende Thorn herabgebracht haben, setzt der durch seine Briefe über die Naturlehre in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Professor Hube sehr bestimmt auseinander. Die Stadt wurde nämlich im Jahr 1629 von dem polnischen Obristen, Grafen Dönhof dahin bewegt, ihre Vorstädte abzubrennen. Sie entging hiedurch der Einnahme von den Schweden; erlitt aber an Gebäuden und den aufgehäuften Vorräthen von Salpeter, Pottasche und Holz einen Verlust von 8 Millionen preussischen oder halb so vielen Reichsgulden. Im Jahr 1655 wurde die Stadt von den Schweden erobert, die solche erst im Jahr 1658 nach hartnäckiger Belagerung den Polen räumten, die sich wieder im Jahr 1703 vom 26ten Mai bis 13ten October gegen Carl den zwölften vertheidigten. Durch diese letztere Belagerung wurde eine

Menge von Gebäuden zerstört, und nie erhol- te sich die Stadt völlig wieder. Im Jahr 1724 wurde hier durch die Jesuiten jener schänd- liche Auftritt veranlaßt, den unsere Vorfahren unter dem Namen der Thornschen Tragödie oft und weitläuftig genug beschrieben haben. Ein Auflauf wurde nämlich durch eine Pro- zession und die Unbesonnenheit einiger Jesui- terschüler veranlaßt. Die verübten Unordnun- gen hatten Strafe verdient, aber jene blut- dürstige Wuth, wozu die Jesuiten die polni- schen Commissarien aufreitzten, verdient den Abscheu der Nachwelt. Der Präsident Röß- ner und verschiedene Bürger waren das Opfer derselben. Sie wurden hingerichtet. Die Kirchen der Altstadt und das Gebäude des Gymnasiums wurde den Protestanten entzo- gen; und ein Marienbild oben auf einer Säu- le stehend, von acht Kugeln umgeben, welche an die Köpfe der Hingerichteten erinnern sol- len, ist eine auf dem Johanneskirchhofe von den Jesuiten errichtete Gedächtnißsäule, wel- che die Catholiken unseres Zeitalters zur Ehre ihrer Glaubensgenossen weggeräumt wünschen.

Die lateinische Inschrift verkündet Mariens Sieg über die Ketzer, und wird die Nachkommenschaft an die Denkungsart erinnern, welche Priester zugleich mit ihrer Herrschaft über die Gewissen zu verbreiten strebten. Viele Protestanten wanderten damals aus. Durch die preussische Besitznehmung seit 1772 verlohr die Stadt, mit Ausnahme des Dorfs Weishof ihr ganzes Gebieth. Sie hatte schon durch ihre erste Handfeste drei tausend Huben erhalten. Im Jahr 1251 aber wurden ihre näher liegende Ländereien und zwar 2100 Huben culmisch bestimmt. Jetzt benutzen die Bürger selbst nur drei Huben. Das Dorf Mocker hat 40 Huben, und die Cämmerei besitzt 28 Dörfer und 19 Vorwerke, worin 818 Feuerstellen liegen, und es gehören dazu 1280 Huben, 5 Morgen.

In den glücklichsten Zeiten Thorns enthielt die Stadt mit den Vorstädten 12000 Einwohner. Im Jahr 1765 wurden noch 8900 angegeben. Allein Hube glaubt, daß sich im Jahr 1782 diese Zahl um den vierten Theil

vermindert habe, weil die Zölle der Weichsel, welche Preussen angelegt hatte, und auch die von den Polen zu Diebow und Liebitsch errich- teten Zölle der Stadt allen Handel und Erwerb entzogen hätten. Im Jahr 1797 enthielt, mit Ausnahme des Militairs, die Altstadt 2391, die Neustadt 1611 und die Vorstädte 2005, folglich ganz Thorn nur 6007 Einwoh- ner. Ich erkundigte mich nach den Erwerbs- quellen, hörte daß die Gerbereien unbeträcht- lich wären. Man klagte über schlechte Töpfer- arbeit, und an Wolle werden nur jährlich 1800 kleine Stein verarbeitet. Einen eigen- thümlichen Erwerb erhält Thorn durch die Pfefferküchler. Der Glaube ist nämlich allge- mein, daß diese nirgends so gut als in Thorn bereitet werden. Es werden Pfefferkuchen für zwölf auch mehr Thaler auf Bestellung verfer- tigt. Sie werden häufig in alle Gegenden von Preussen und Polen versandt, und die Jahr- märkte Preussens werden mit dieser eignen Fabrikwaare bezogen. Der Wohlgeschmack scheint nicht bloß im Vorurtheil, sondern in ei- ner besondern Bereitung zu bestehen. Es wird

nämlich der Teig in hölzernen Kasten viele Jahre lang aufgehoben. Dieser Teig wird alle Jahre ein oder auch mehrmale umgearbeitet, und man versichert, daß nur Kuchen aus zehnjährigem Teige den völligen Wohlgeschmack erhalten. Und da dieser Teig wegen der ansehnlichen Preise des Honigs und der Gewürze theuer ist; so soll mancher Pfefferküchler für einige tausend Thaler rohen Teig liegen haben.

Ich frug nach Gelehrten und Künstlern. Man nannte mir Eingeborne, die im Auslande waren, wie Hube, Verfasser der Briefe über die Naturlehre, den Professor Kries zu Gotha, Uebersetzer von Eulers Briefen, und den berühmten Anatomen Sömmering. Für Künstler und schöne Künste schien man gar keinen Sinn zu haben. Es gab in der ganzen Stadt keinen Maler und Tonkünstler, der sich auszeichnete; und durch meine Nachfragen nach Kunst- und Naturaliensammlungen mittelte ich bloß aus, daß Professor Vollmer eine Sammlung von Kupferstichen, Gemälden und einige Handzeichnungen von Oeser, Bause

und andern berühmten Künstlern besitze, un
Rektor Sammet, erster Collega bei dem Gym
nasium die Versteinerungen und Gebürgsart
der Gegend von Thorn gesammelt habe. Zw
schen denen, die sich hier seit der preussisch
Besitznehmung niedergelassen haben, und u
ter den alten Einwohnern selbst, scheint no
immer nicht rechte Vertraulichkeit zu herrsche
denn: er hat Anhang bei den Preussen; di
sind preussische Geister; er ist gut preussisch –
sind Ausdrücke, die man bei den alten Ei
wohnern nicht selten hört. Es ist ihnen au
fallend, daß ein Rathsherr oder eine and
obrigkeitliche Person lacht oder laut sprich
und einen Mann vom Bürgerstande besuch
Denn es herrscht hier noch soviel Steifhei
daß man es schon einem Prediger übel deute
wenn er schnell auf der Straße geht. Um
gang und Besuche sind höchst selten. Blo
Hochzeiten und Kindtaufsschmause waren Ge
legenheit zu großen Zusammenkünften. Be
suche fanden nur unter Verwandten, gewöhn
lich am Sonntage nach dem Abendessen statt
aber bei dieser Eingezogenheit herrscht auf de

andern Seite eine große Reinigkeit der Sitten. Der Name eines ehrbaren Mannes ist noch der Stolz eines Thornschen Bürgers. Wollüstige Ausschweifungen werden allgemein verabscheut, und weibliche Intrüguen, geheime Liebeshändel gehören selbst, nach dem Zeugnisse aufmerksamer Matronen, zu den Seltenheiten des Orts.

Sehr merkwürdig ist durch seine ökonomische Einrichtungen, das Cämmerei-Vorwerk Przysieck, welches gewöhnlich Priescheck ausgesprochen wird. Es werden darauf ohngefähr 200 Fuder Heu gewonnen. Das urbare Land aber, welches aus sechs Huben besteht ist in drei Felder getheilt. Die Brache wird mit Rüben und nach Ausgrabung derselben mit Wintergetreide besäet. Es stehen hier 500 Schaafe und im Durchschnitt werden jährlich hier 6000 Tonnen Bier gebrauet, deren jede ein Fünftheil größer, als die Berliner ist. Auf jede Tonne wird ein Scheffel Weitzen und ein halber Scheffel Gerstenmalz genommen. Sie galt im Jahr 1798 eilf Gulden, und das im

Frühlinge gebraute Doppelbier noch einm
viel. Dies Bier wird stark verführt.
einfache Bier zahlt zu Thorn 99½ Gros
in den andern Städten 2 Thaler Accise;
Doppelbier aber zahlt noch einmal so viel.
Brandtwein werden 1200 Ohm vorzüglich
Thorn abgesetzt, wovon das Ohm mit
schluß der Accise 25 Thaler kostete. Di
nigliche Accise erhielt vom Bier während
Jahres 1797, 4885 und von Brandt
6667, und an Consumtions-Servis
Bier 323, vom Brandtwein 480 Thaler.
werden jährlich gegen 600 Schweine und
Ochsen bestimmt gemästet. Ausserdem
noch fremdes Vieh zur Mastung angenom
und für jedes Schwein 18, und für jeden
sen 72 Groschen wöchentlich entrichtet.
Einkünfte der thornschen Cämmerei vor
sem einzigen Vorwerke betragen jährlich
12000 Thaler.

Die thornschen Cämmerei-Güter bes
ausserdem aus zwei emphitevtischen Vo
kern, Rothwasser und Weißhof;
dem auf Zeitpacht ausgegebenen Schloß-
Vorwerke Birgelau; dem Vorwerke
blanken, wozu auch noch das Dorf G
Birgelau mit 7 emphitevtischen und
kitta mit 6 polnischen Bauren gehören

ner noch aus dem Vorwerke Lesch mit dem Vorwerke und Schäferei Chorrup und dem Vorwerke Wulkau.

Durch diese ansehnlichen Grundstücke sollen die Cämmerei-Einkünfte jährlich auf 50,000 Thaler steigen, wovon jährlich 3000 Thaler etatsmäßig zu Landbauten bestimmt sind; die Wasserbauten aber können nicht so genau bestimmt werden. Letztere werden oft durch die Brücke bei Thorn erforderlich, welche ungefähr tausend Schritte lang ist, und so schmal, daß sich zwei Wagen nur mit Mühe ausbiegen können. Zu polnischen Zeiten hatte man Beispiele, daß ein Sturm zuweilen Balken fortriß, und die, welche sich auf der Brücke befanden, indem ihr weiteres Fahren hiedurch gehindert wurde, in die äusserste Verlegenheit setzte. Jetzt ist die Brücke in einem etwas bessern Zustande, auch mit einem Geländer versehen.

Ich eilte von Thorn wieder nach Gollup und hatte eine Viertelmeile von letzterm Orte ein Abentheuer, welches die Stelle, auf der es sich zutrug, wahrscheinlich zu catholischer Zeit in eine Ablaßkirche verwandelt haben würde. Wir hörten einen Menschen nach Hülfe rufen, und erblickten einen Unterofficier, von

dem nur Kopf und Füße zu sehen waren, die beide auf den entgegen gesetzten Ufern eines kleinen Bachs ruhten. Der übrige Theil des Menschen war in diesen Bach herabgesunken und das Wasser strömte über seinen Unterleib. Er versicherte, daß er von Thorn nach Gollup kommandirt, hier vom Teufel, der sich ein Wasserteufel zu seyn erklärt habe, in der Nacht angehalten sey. Da er sich für einen großen Geldbeutel, seine Seele zu verschreiben, geweigert hätte, habe ihn der Teufel in diesen Graben gesteckt, woraus er zwar nicht habe kommen können, aber doch durch sein Gebet am Leben erhalten sey. Er blieb bei dieser Aussage, wozu Trunkenheit und Erkältung im Wasser wohl die Veranlassung gewesen seyn können, war aber noch in solcher Angst, daß er, bis ich ihn auf meinen Wagen nach Gollub brachte, sich immer noch durch Gebet zu sichern suchte.

Mein Weg ging nun nach Marienwerder und führte mich über Briesen. Eine Feuersbrunst hatte diesen kleinen Ort vor ein paar Jahren völlig zu Grunde gerichtet, ich fand jetzt dieses Städtchen fast neu, und was mir noch besonders auffiel, aus Lehmpatzen oder an der Luft getrockneten Ziegeln erbaut. Diese Bauart aus Ziegelsteinen, die nicht ge

brant sind, ist in diesen Gegenden sehr gewöhnlich, und wird bei dem sich immer mehrenden H[illegible]mangel, wahrscheinlich noch in ganz Preussen gewöhnlicher werden. Es kömmt dabei [illegible]f folgende Umstände an: es muß ein gutes Fundament aus Feldsteinen gelegt, der Ziegelthon gut durchgearbeitet, die gestrichenen Z[illegible]l selbst vor Regen geschützt und im Scha[illegible]n getrocknet werden. Eine Unannehmlic[illegible]t ist, daß kein Anwurf recht haftet, sondern bald abfällt. Ich würde rathen bei Ausmauern zwischen den Ziegeln Holzsplitter zu stecken, die ohngefähr einen halben Zoll hervorständen, und der Anwurf zwischen diesen Holzsplittern gestrichen, würde hiedurch mehrere Vestigkeit erhalten.

Im kleinen Städtchen Rheden übernachtete ich, welches 41 Häuser mit Ziegeldächern, 168 mit Stroh- und Schindeldächern, 84 Scheunen und 873 Einwohner enthält. Hier lag vormals eins der wichtigsten Ordensschlösser, wovon drei Seiten abgebrochen und die Materialien zu andern Gebäuden verwandt sind. Die Länge der einen noch stehenden Seite betrug 80 gewöhnliche Schritte. Im innern waren viele glassirte Ziegel angebracht. Sie waren schwarz, gelb, oder hatten ein verschiedenes Grün. Dergleichen schwarz glasirte

Ziegel sind in den Ordensschlössern gewöhnlich. Unser verstorbene Consistorialrath, Doktor Pisonski machte mich darauf aufmerksam, daß diese farbigten Ziegel wohl nicht bloß Verzierungen, sondern Inschriften in Mönchsbuchstaben wären. Mein Aufenthalt war hier zu kurz, das Gebäude selbst zu verfallen, um dieses hier prüfen zu können. Die schwarze Glasur der Backsteine konnte ich mir leicht erklären; denn man findet, wenn ein leichtflüssiger Thon zu den Ziegeln genommen wird, schon bei unsern Ziegelosen diejenigen Ziegel, welche um die Zuglöcher stehen, von der einen Seite bei einem starken Brande, schwarz glasirt. Die gelbe und grüne Farbe wurde wahrscheinlich hervorgebracht, indem man in dem ersten Fall Mennig, in dem letztern Silberglätte mit Sand, vielleicht auch mit etwas Salz vermischte, und die Ziegel von der Seite, wo sie dem Feuer ausgesetzt waren, bestreute. Es frägt sich, ob wir nicht noch in unsern Zeiten, diese wohlfeile Glasur gebrauchen und dergleichen farbigte Ziegel zu Pilastern und ähnlichen Verzierungen mit Nutzen gebrauchen könnten.

Zu Grutta verweilte ich bei dem Inspektor Müller, der hier als vorzüglicher Oekonom bekannt ist. Hier fand ich eine der größten Scheunen in Preussen, und hörte vom

Inspektor Müller selbst die Behauptung, daß Mangel [illegible] diesen keinem Gute nachtheilig wären, [illegible] der Gutsbesitzer nur Muth und Beharrlich[illegible] beim Kleebau habe. Dieser sey deshalb in sch[illegible]ten Ruf gekommen, weil man ihn aus ausländischen Saamen zu erhalten gesucht. Daher wären ihm auch seine ersten Versuche nicht [illegible]ig geglückt; aber seitdem er den Klee aus s[illegible]st gewonnenen Saamen erzogen, sey er [illegible]n den unendlichen Vortheilen des Kleebaus überzeugt. Abwechselnde Berge und Wälder verschönern jetzt den Anblick der Gegend. Ein Wald von mannigfaltigem Grün, worin ich auch hohe Rothbuchen fand, Thäler und Hügel, zwischen denen ein hoher Berg hervorragt, auf dem das Amtshaus und die Ueberreste eines alten Schlosses liegen. Alles dieses giebt einen schönen malerischen Anblick, wenn man sich von dieser Seite dem Amt Rogenhausen nähert. Der Berg, auf dem das Amtshaus liegt, ist ausserordentlich steil, und gab dem alten Schlosse hiedurch seine Bestigkeit. Die Treppe, welche auf einen alten Thurm führt, hatte sich noch erhalten, und es war mir auffallend, in diesem Thurme Gipssteine von beträchtlicher Größe mit eingemauert zu finden. Ich ließ ein Stück abschlagen, welches ich auch bei genauerer Prüfung

